

Solstoi:
Nachlaß

1

Solstoi/Nachlaß
Band 1

Leo Tolstoi
Nachgelassene
Werke
In drei Bänden

Einzig
autorisierte Übersetzung

Leo Tolstoi
Nachgelassene
Werke
Band: 1

Berlin
J. Ladüschnitow Verlag 

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Dr. C. Hagberg Wright. Einleitung	7
Der Teufel	51
Der gefälschte Coupon	123
Der lebende Leichnam	227
Er ist an allem schuld	315
Was ich im Traume sah	336
Nach dem Balle	355
Aljoscha „der Topf“	370
Variante des Schlusses von „Der Teufel“ . . .	379

Einleitung

In einem Zeitalter des Materialismus wie das unstrige ist das Phänomen geistiger Macht ebenso bedeutsam und einflußreich, wie es selten ist. Nicht mehr verbunden mit dem „göttlichen Rechte“ der Könige, hat es den Niedergang der feudalen und theokratischen Systeme, die es dereinst als Waffe ihrer Zwangspolitik benutzten, als mystischer Einfluß der Persönlichkeit überdauert.

Von den alten Fesseln des Dogmas und des Despotismus befreit, entzieht es sich unserer Kontrolle. Wir wissen nicht, wie wir seine Wirkung auf andere, oder auch nur auf uns selbst, feststellen sollen. Es durchdringt gleichsam die Atmosphäre, die wir atmen, und wirkt unmerklich auf die Geister mit seiner ebenso unfaßbaren wie zwingenden Gewalt.

Diese psychische Macht, die der Materialismus mit seinem seelenlosen Gewicht nicht zu unterdrücken vermag, offenbart sich in den Lebensgeschichten und den Schriften von Männern der verschiedensten Glaubensbekenntnisse und Nationalitäten. Abgesehen von jenen, die — wie Buddha und Muhammed — von den sie verehrenden Millionen zum Range von Halbgöttern emporgehoben wurden, drängen sich uns unwillkürlich Namen wie Savonarola, Luther, Calvin, Rousseau auf, die als Typen und Vorbilder geistigen Strebens gelten können. Wer wollte zweifeln, daß zu diesem Hohenpriesteramte der „Lebendigen unter den Toten“ mit der Zeit auch Leo Tolstoi zugelassen wird — dieses

Genie, dessen Größe durch seine Zwiespältigkeit in unseren Augen eher verdunkelt als erhöht wird, dieser Realist, der den Mystizismus des Christentums zu vernichten suchte und bei der Betrachtung der Natur selbst ein Mystiker wurde, dieser Mensch von glühendem Temperament, der, körperlich kräftig und stark empfänglich für menschliche Leidenschaften und Begierden, vom frühen Mannesalter an mit sich selbst kämpfte, bis der Geist, mit den Jahren erstarkend, das Fleisch unerbittlich unterjochte.

Tolstoi, der Realist, steht unstreitig in der vordersten Reihe der modernen Schriftsteller; Tolstoi, der Idealist, ist von den gesellschaftlichen Kreisen, denen er selbst durch Geburt und Erziehung angehörte, beständig verhöhnt und verspottet worden. Sein Altruismus wurde als praktisch unausführbar hingestellt, seine Lehre mit seiner Lebensweise verglichen, damit man ihn für inkonsequent oder gar für unaufrichtig erklären konnte. Diese Haltung haben die Politiker wie die Männer der Literatur ihm gegenüber vorwiegend eingenommen.

Soll man nun den Schluß ziehen, daß die Masse der Menschheit den Kontakt mit dem Idealismus verloren hat? Ganz im Gegenteil — trotz des modernen Materialismus, oder vielmehr infolge seiner, sind in unseren Tagen zahlreiche Sendboten des geistigen Gedankens erstanden, die sich das Ohr einer großen Zuhörerschaft zu erobern wußten. Sie rufen uns auf zu einem einfacheren Leben, zur Erkenntnis der Verantwortlichkeit des Reichtums, zur Beseitigung der Kriege durch Schiedsgerichte und zur Austilgung des Klassenhasses durch den tiefen Gedanken einer allgemeinen Verbrüderung.

Leider ist die Form, in welche die idealistischen Glaubensbekenntnisse gekleidet sind, häufig nicht geeignet, ihnen in der breiten Masse auf die Dauer Eingang zu verschaffen. Wird solch ein Bekenntnis in einer allzu dogmatischen Sprache formuliert, dann büßt es durch solch einen Umwandlungsprozeß notwendig etwas von seiner ursprünglichen Schönheit ein. Daher hat die Philosophie des Comteschen Positivismus trotz ihrer edlen Tendenz nur in beschränktem Maße Einfluß gewinnen können. Ebenso hat die Poesie eines Robert Browning, die von tiefem ethischem Gehalt ist und ein starkes Mitgefühl mit der sündigenden und leidenden Menschheit offenbart, durch ihre Einkleidung in eine zuweilen recht bizarre und häufig dunkle Ausdrucksweise viel von ihrer Wirkung verloren. Dank diesen und ähnlichen Umständen vermag der Idealismus der Welt häufig nur eine unbestimmte Sentimentalität zu suggerieren, wie sie wohl den Dichtern ziemt, und erscheint als blutleere Abstraktion, als Spielerei der Philosophen, die der kämpfenden Menschheit ein verschlossenes Buch bleibt.

Tolstoi nun fand in dem geplagten, gottgläubigen russischen Bauern weit mehr wahren Idealismus als in seinem „intellektuellen“ Herrn, der in erster Linie an sich selbst glaubte und erst in zweiter Linie das Dasein einer Gottheit in konventioneller Weise bejahte. Dieser Bauer war noch im Herzen fromm und von einer naiven Gläubigkeit, die keinem Zweifel zugänglich war und eher dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert als unseren Tagen zu entsprechen schien. Obschon im Aberglauben versunken und durch den Despotismus der griechischen Kirche niedergehalten, strebte er doch voll Inbrunst zu Gott hin. Das Ritual und Dogma der orthodoxen Staatsreligion war es, das Tolstoi zu seinen

leidenschaftlichen Protesten veranlaßte, ihn Schritt für Schritt zur Trennung des Kernes des Christentums von der kirchlichen Schale veranlaßte und schließlich auf ihn selbst den Bannstrahl der Kirche herabzog.

Diese Verdammung Tolstois durch den „Heiligen Synod“ hing zwar schon immer drohend in der Luft, trat aber tatsächlich erst nach der Veröffentlichung seines Romans „Auferstehung“ ein, obschon Tolstoi schon lange vorher eine ausgesprochen feindselige Stellung zu Kirche und Staat eingenommen hatte. Diese Feindseligkeit, zu der die Schließung seiner Schule und die Durchsichtung seiner Privatpapiere im Sommer 1862 wohl den ersten Anstoß gegeben hatte, wuchs bald zu Dimensionen an, die unmöglich durch eine bloße persönliche Kränkung erklärt werden können. Der stumme, demütige Muschik fand in Tolstoi einen Fürsprecher, der seine Leiden mit lauter Stimme zum Ausdruck brachte.

*

Tolstoi war durch Natur und Umstände wohl dazu berufen, ein Fürsprecher des russischen Bauern zu werden. Er war unter den mannigfachsten Verhältnissen, im Kriege wie im Frieden, mit ihm in Berührung gekommen und kannte ihn von seiner guten wie von seiner schlechten Seite. Das alte Stammgut der Familie, Jasnaja Poljana, wo Tolstoi mit seinen Geschwistern unter der Obhut zweier Tanten seine Jugendjahre verbracht hatte, war nicht nur eine Haltstation für die Pilger, die nach den berühmten Klöstern wallfahrten oder von dort zurückkamen, sondern auch eine Zufluchtsstätte für viele seelischen Trostes bedürftige Bauern, mit denen die fromme und mildherzige Tante Alexandra täglich viele Stunden in religiösen Gesprächen und im Gebet verbrachte.

In seiner Erzählung „Kindheit“ schildert Tolstoi einen jener „Armen im Geiste“, einen Mann namens Grischa, „dessen Glaube so stark war, daß ihr die Nähe Gottes fühlte und so heiß liebte, daß die Worte, ungeprüft vom Verstande, über eure Lippen flossen.“ Dieses Bild demütigen Gottesglaubens gehörte zu Tolstois frühesten Erinnerungen, und es fiel ihm wieder ein, um ihn zu trösten und seine Seele aufzurichten, wenn sie erschüttert und im Meere des Zweifels versunken war. Aber die Neigung, die er als Knabe für die Bauern gefaßt hatte, bekam einen Beigeschmack von Verachtung, als seine Versuche, ihre Lage zu verbessern — einige davon sind in „Anna Karenina“ und im „Morgen eines Gutsbesizers“ geschildert — infolge der Unwissenheit und des Widerstandes der Bauern selbst mit einem Mißerfolg endeten. Erst als er in der Türkei und auf der Krim die Feuerprobe des Krieges bestand, entdeckte er in dem gemeinen Soldaten, der mit unbewußtem Heroismus an seiner Seite focht, einen unerschütterlichen Glauben an Gott und eine Güte und Schlichtheit des Herzens, die der ihn kommandierende Offizier nur selten besaß.

Die Eindrücke, die Tolstoi in dieser Periode seines aktiven Militärdienstes empfing, verliehen den Kampfszenen in „Krieg und Frieden“ eine lebendige Realität und sind auch in den Betrachtungen und Gesprächen der beiden Helden, des Fürsten Andrej und Pierre Besuchows, nachweisbar. Am Vorabend der Schlacht bei Borodino sagt Fürst Andrej im Gespräch mit Pierre, in Gegenwart seines ihm ergebenen Burfschen Timochin:

„Der Erfolg ist niemals das Resultat der Strategie, der besseren Feuerwaffen oder des numerischen Übergewichtes gewesen.“

„Und woher stammt er sonst?“

„Aus dem Gefühle, das in mir ist, das in ihm“ — er zeigte auf Timochin — „und in jedem einzelnen Soldaten ist.“

Er vergleicht dann den Geist, der die Offiziere und die Mannschaften beseelt.

„Die ersteren,“ sagt er, „haben lediglich ihr persönliches Interesse im Auge. Es kommt für sie vor allem darauf an, einen Rivalen zu verdrängen, ein Tapferkeitskreuz oder einen neuen Orden zu erhalten. Ich sehe nur das eine: morgen werden hunderttausend Russen und hunderttausend Franzosen aufeinander stoßen, und die am hartnäckigsten kämpfen und sich am wenigsten schonen, werden die Sieger des Tages sein.“

„Ganz richtig, Excellenz, vollkommen richtig,“ brummte Timochin — „es ist jetzt keine Zeit, sich zu schonen! Wollen Sie es glauben, daß die Leute meines Bataillons keinen Branntwein getrunken haben? Es ist heute nicht der Tag dazu, sagen sie.“

In der gewaltigen Schlacht, die dann folgte, setzte die Tapferkeit, die der russische Soldat im Feuer bewies, und die ihn stets ausgezeichnet hat, Pierre in höchstes Erstaunen.

„Der Tod jedes einzelnen Soldaten wirkte auf die Überlebenden nur als ein neuer Antrieb. Die Gesichter der Soldaten strahlten immer heller, als ob sie den Sturm herausfordern wollten, der auf sie losgelassen war.“

An anderen Stellen würdigt Tolstoi vollkommen gerecht den Mut und Patriotismus aller Grade des russischen Heeres, doch fühlt man beständig heraus, daß seine Sympathien vorwiegend dem gemeinen Soldaten gehören. Welches echte Gefühl und welche Liebe klingt

aus der Charakteristik des Platon, eines einfachen Linienoldaten, der in „Krieg und Frieden“ auftritt:

„Platon Karatajew war, nach der Anzahl der Feldzüge zu urteilen, die er mitgemacht hatte, etwa fünfzig Jahre alt — genau hätte er sein Alter selbst nicht angeben können. Wenn er lachte, was nicht selten geschah, zeigte er zwei Reihen gesunder weißer Zähne. Weder auf seinem Kopfe noch in seinem Barte zeigte sich ein graues Haar, und seine Haltung trug den Stempel der Sattkraft und Entschlossenheit, vor allem aber des Stoizismus. Sein Gesicht hatte trotz der vielen Furchen einen rührenden Ausdruck von Schlichtheit, Frische und Unschuld. Wenn er mit seiner sanften, singenden Stimme sprach, sprudelte seine Rede wie eine Quelle hervor. Er dachte nie lange darüber nach, was er sagen sollte, und die Lebhaftigkeit und rhythmische Modulation seiner Stimme gab allem, was er sagte, eine durchschlagende Überzeugungskraft. Wenn er sich des Abends niederlegte oder des Morgens aufstand, betete er: ‚O Gott, laß mich schlafen wie einen Stein und aufstehen wie ein Blatt!‘ Und in der That: kaum hatte er sich niedergelegt, so schlief er auch schon wie ein Bleiklumpen, und wenn er früh morgens erwachte, war er raunter und lebendig, zu jeder Arbeit bereit. Er verstand sich auf alles, er kochte, nähte, schnitzte, flickte seine Schuhe und war immer mit irgendeiner Arbeit beschäftigt, die er nicht gerade sehr gut, aber auch nicht sehr schlecht verrichtete. Nur am Abend erlaubte er sich, ein wenig zu plaudern oder zu singen. Er sang nicht wie ein Sänger, der da weiß, daß er Zuhörer hat, sondern wie ein Vogel, der zu Gott, dem Vater aller, singt. Sein Gesang hatte etwas Bartes, Klagendes, fast Weibliches und stimmte gut zu seiner ernststen Miene.

Als nach mehrwöchiger Gefangenschaft sein Bart wieder gewachsen und alles Unehnte, vom Soldatenleben Erborgte in seinem Gesichte verschwunden war, erschien er wieder ganz als der Bauer, der Mann aus dem Volke. Die andern Gefangenen sahen in Platon nur den simplen Soldaten, sie neckten ihn und verwandten ihn zu allerhand Aufträgen; für Pierre dagegen blieb er immer die Verkörperung der Einfachheit und Wahrheit, als welche er ihm damals, in der ersten Nacht, die er an seiner Seite zubrachte, erschienen war.“

*

Wir haben hier offenbar eine Studie nach dem Leben vor uns, ein Blatt aus dem Tagebuche, das Tolstoi während des Krimkrieges geführt hat. Es stimmt zu dem Standpunkte, den Tolstoi in seiner Erzählung „Sebastopol“, namentlich im zweiten und dritten Teil dieser Erzählung, einnimmt. Hier wie dort sehen wir die Wandlung, die durch die rauhe Wirklichkeit des Krieges in dem Wesen des feurigen jungen Aristokraten hervorgerufen wurde, der bisher alles nur vom Gesichtspunkte des Salons betrachtet hatte. Mit erweitertem Horizonte und neuen Idealen kehrte Tolstoi am Ende des Krimkrieges nach Petersburg zurück, wo er von den ersten literarischen Kreisen willkommen geheißen und von der Gesellschaft aufs schmeichelhafteste aufgenommen wurde. Noch wenige Jahre vorher wäre er von einer solchen Aufnahme entzückt gewesen, jetzt aber stand sie zu dem in ihm erwachten Verständnis für die Tragödie des Daseins in schroffem Gegensatz. Es fehlte ihm gänzlich jede innere Beziehung zu der Gruppe von Literaten, die sich, mit Turgenjew an der Spitze, um ihn geschart hatten. Sie waren in Tolstois

Augen unaufrichtige, jämmerliche, unmoralische Menschen, und er bemühte sich durchaus nicht, mit seiner Meinung über sie hinterm Berge zu halten. Es kam zu Differenzen und heftigen Szenen zwischen Turgenjew und Tolstoi, so daß Tolstoi, enttäuscht von seinem großen Zeitgenossen und der literarischen Welt von St. Petersburg, es vorzog, der Residenz den Rücken zu kehren. Er nahm seinen Abschied als Offizier und trat eine Auslandsreise an, die ihn nach Deutschland, nach der Schweiz und nach Frankreich führte.

In Frankreich wurde seine Abneigung gegen die Todesstrafe dadurch besonders verstärkt, daß er Zeuge einer öffentlichen Hinrichtung wurde — die durch dieses grausige Schauspiel geweckten schmerzlichen Betrachtungen sollten seinen fein empfindenden Geist noch lange beschäftigen. Er verließ Frankreich und fand in der Schweiz, wohin er sich nun begab, in der herrlichen Natur und in der Gesellschaft von Freunden Ruhe und Erholung von geistiger Anstrengung.

„Eine frische, wohlriechende Blume,“ heißt es in einer Schilderung jener Tage, „scheint in meinem Geiste erblüht zu sein; der Müdigkeit und Gleichgültigkeit gegen alles, der ich vorher verfallen war, folgte ohne merklichen Übergang ein Durst nach Liebe, eine vertrauensvolle Hoffnung, eine unerklärliche Freude darüber, daß ich mich als Lebenden wußte.“

Diese stillen Tage leiteten eine intime Freundschaft zwischen ihm und einer Dame ein, die sich in der von ihnen geführten Korrespondenz gewöhnlich als seine Tante bezeichnete, in Wirklichkeit jedoch eine Cousine zweiten Grades von ihm war. Diese Dame, die Gräfin Alexandra A. Tolstoi, eine Ehrendame der Kaiserin, bewegte sich ausschließlich in den Kreisen des Hofes.

Sie war eine intelligente und sympathische Frau, streng orthodox und zugleich Welt dame. Und während Tolstois Lebensauffassung sich allmählich von der eines Aristokraten zu derjenigen eines sozialen Reformators umwandelte, blieb ihr Standpunkt unverändert, was zur Folge hatte, daß nach fast vierzigjährigem, freiem und herzlichem Gedankenaustausche sie zu dem schmerzlichen Bewußtsein gelangten, daß das letzte Band gegenseitigen Verständnisses zwischen ihnen zerrissen und ihre Freundschaft zu Ende sei.

Die Briefe, die Tolstoi mit dieser Dame wechselte, bleiben gleichwohl eine wertvolle und interessante Erinnerung an eine der wenigen Freundschaften, die Tolstoi mit Frauen gehabt hat. Sie enthalten in seinen vertraulichen Äußerungen köstliche Proben seiner vielseitigen Natur und illustrieren den Eindruck, den er auf seine intimen Freunde machte, zu einer Zeit, da man ihn noch fast ausschließlich als den Romancier kannte, während seine Moralphilosophie sich erst noch im Stadium des Embryos befand.

Aus einem der ersten Briefe der Gräfin erfahren wir, daß jene Gefühle der Sympathie und Hoffnung und jene Glücksempfindung, die Tolstoi in der Schweiz erfüllten, sich mit unwiderstehlicher Gewalt auch seiner Umgebung mitteilten.

„Sie sind ein ganz ungewöhnlich guter Mensch,“ schreibt sie, „und darum wird es einem schwer, sich in Ihrer Gesellschaft unglücklich zu fühlen. Ich habe Sie niemals gesehen, ohne in Ihrer Gegenwart den Wunsch zu hegen, besser zu sein, als ich bin. Ihre Gegenwart ist ein tröstender Gedanke Ich kenne alle Elemente in Ihrem Wesen, die einem das Herz neu beleben, vielleicht, ohne daß Sie selbst es gewahr werden.“

Tolstoi ist seinerseits ebenso mittheilfam und ergeht sich in den ersten Stadien der Korrespondenz gelegentlich in jener Selbstanalyse, die ihm in späteren Tagen zur Gewohnheit wurde.

„Als Kind glaubte ich mit Leidenschaft, ohne dabei zu denken. Als Vierzehnjähriger begann ich dann über das Leben nachzudenken und beschäftigte mich mit der Religion, aber sie ließ sich meinen Theorien nicht anpassen, und so brach ich mit ihr. Ich konnte ohne sie ganz zufrieden zehn Jahre lang auskommen — mein Leben war so hübsch gleichmäßig eingeteilt, und für die Religion war kein Platz vorhanden. Dann kam eine Zeit, in der mir alles verständlich wurde, es gab für mich keine Geheimnisse mehr im Leben, und das Leben selbst hatte seinen Sinn verloren.“

Er erzählt dann weiter von den zwei Jahren, die er vor dem Krimkriege im Kaukasus verbrachte, wo seine durch jugendliche Exzesse ermattete Seele allmählich ihre Frische wiedergewann und er zu einem tiefen Verständnis der Natur und einem innigen Verkehr mit ihr gelangte, dem er bis an sein Lebensende treu geblieben ist.

„Ich besitze noch,“ schreibt er, „meine Aufzeichnungen aus jener Zeit, und wenn ich sie jetzt durchlese, vermag ich nicht zu begreifen, wie ein Mensch zu dem Grade seelischer Erhebung gelangen kann, den ich damals erreichte. Es war eine qualvolle, doch dabei glückliche Zeit . . . In jenen zwei Jahren intellektueller Arbeit entdeckte ich eine Wahrheit, die zwar alt und einfach ist, die ich aber tiefer als andere zu erfassen glaube. Ich fand, daß das unsterbliche Leben etwas Wirkliches ist, daß die Liebe etwas Wirkliches ist, und daß man für andere leben muß, wenn man beständig glücklich sein will.“

Hier tritt der Gegensatz, der zwischen dem slawischen und etwa dem englischen Temperament besteht, in seiner ganzen Schärfe zutage. Kein Durchschnitts-engländer von siebenundzwanzig Jahren — so alt war Tolstoi um jene Zeit — würde sich in Betrachtungen solcher Art ergehen, oder, wenn er es schon täte, würde er sie aller Wahrscheinlichkeit nach wohlweislich für sich behalten. Tolstoi und seine Tante dagegen erachteten es als das natürlichste Ding in der Welt, Reflexionen über ihr eigenes Ich anzustellen und bei ihnen zu verweilen.

*

Um dem nichtrussischen Leser Sympathie und Interesse für eine Geisteswelt einzuflößen, die von seiner eigenen so stark abweicht, ist es vor allem notwendig, Tolstois Umgebung ausführlicher darzustellen, als die meisten seiner Biographen es bisher getan haben. Diese einleitenden Ausführungen sollen daher weniger eine eigentliche Biographie sein, als vielmehr eine Schilderung all der Elemente und Umstände, die Tolstois geistige Entwicklung unbewußt beeinflusst haben. Die Handlungen eines Menschen lassen sich erst dann richtig beurteilen, wenn man die Motive, aus denen sie entspringen, zu würdigen versteht. Diese Motive, die in dem Temperament, dem Verkehr, der Nationalität eines Menschen liegen, geben erst den Schlüssel zu seinem Verständnis. Das Rätsel von Tolstois Temperament ist für den Nichtrussen schon halb gelöst, wenn er ihn nicht an einer weißen Wand scharf silhouettiert, sondern in engem Zusammenhang mit seinem heimatischen Milieu, gleichsam durch das Medium der ihm angeborenen Atmosphäre, erblickt. Erst wenn man die wesentlichen Grundzüge des russischen Volkscharakters

verstehet, kann man sich von Tolstois Individualität, von seiner Persönlichkeit, die ihm so viel Liebe gewann, und von seiner Universalität, die ihn so groß erscheinen läßt, eine richtige Vorstellung machen.

Eine so bunte Mischung von Rassen, wie sie sich im russischen Reiche zusammenfindet, kann nun freilich nicht in einem einzelnen Typus verkörpert werden; es wird jedoch für unsern Zweck genügen, die charakteristischen Merkmale der Bewohner von Großrußland, unter denen Tolstoi den größten Theil seines Lebens verbracht hat, und denen er durch Geburt und Blutsbande angehörte, hier hervorzuheben.

Man kann von dem Durchschnittsrussen sagen, daß er als Entschädigung für eine frühreife Kindheit viel von der jugendlichen Leichtigkeit des Herzens für sein späteres Lebensalter zurückbehält, die dann abwechselnd mit Anfällen einer krankhaften Verzagtheit zutage tritt. Er ist gewöhnlich sehr empfänglich für weibliche Reize — ein ebenso glühender wie unbeständiger Liebhaber, dessen Leidenschaften ebenso kurzlebig wie heftig sind. Das Erzählen von Geschichten und langatmige Diskussionen bereiten ihm einen hohen Genuß, denn er ist redselig und spintisiert und philosophiert gern. In Geldangelegenheiten ist er sorglos und verschwenderisch, in geschäftlichen Dingen säumig und bestechlich. Er singt, tanzt und springt gern, namentlich der Bauer ist diesen Genüssen sehr ergeben; aber seine jede Verantwortung ablehnende Lustigkeit und Sorglosigkeit, die niemals nach den Folgen einer Handlung fragt, wird durch einen fatalistischen Mut und tapfere Ausdauer in Leiden und Gefahren wieder wett gemacht. Er ist eines hohen idealistischen Aufschwunges fähig, der allerdings mehr in epischen Formen als in Handlungen zum

Ausdruck kommt, wie denn überhaupt der Slawe zu ausdauernder, organisierter Kraftanstrengung untauglich ist. Im Gegensatz hierzu erscheint der Engländer kalt, berechnend und unfähig, sich über Fragen der praktischen Nützlichkeit emporzuheben; er interessiert sich weder für die Vergangenheit und die Erfahrung anderer Leute, noch ist er gewillt, seine eigenen Erfahrungen und seine eigene Vergangenheit vor anderen zu enthüllen. Das Verhör, das Platon — in „Krieg und Frieden“ — bei seinem ersten Zusammentreffen mit Pierre betreffs seiner Familie, seines Grundbesizes und aller möglichen sonstigen Dinge vornimmt, ist genau dem ähnlich, was ich selbst immer und immer wieder bei zufälligen Bekanntschaften auf dem Lande, auf dem Schiffe oder der Eisenbahn durchzumachen hatte. Und die Naivität und Liebenswürdigkeit der Fragenden macht es unmöglich, ihnen zu zürnen, wenn man auch geneigt sein mag, ihre Wißbegierde abzuwehren. Andererseits läßt der Russe einen in den geheimsten Winkel seiner Seele blicken und verblüfft oft geradezu durch die Offenherzigkeit seiner Enthüllungen. Das bezieht sich natürlich mehr auf die grundbesitzenden und gewerbetreibenden Klassen als auf den Bauer, der nicht so schnell aus sich herausgeht und auf merkwürdige Art eine festeingewurzelte Überzeugung von der Allmacht und Weisheit der in sozialer Hinsicht über ihm Stehenden mit einem tief eingewurzelten Mißtrauen gegen ihre Absichten auf ihn selbst verbindet. Er gleicht einem Lasttier, das bei jeder Annäherung eines Menschen zurückweicht und immer einen Fußtritt oder Schlag erwartet. Andererseits ist seine Liebe zu den Tieren, die an seiner täglichen Arbeit teilnehmen, einer seiner anziehendsten Charakterzüge, den auch Tolstoi nie hervor-

zuheben vergißt. Mit jenem einfachen Pathos, das er so meisterhaft handhabt, beschreibt er den Muschik, wie er selbst alle Entbehrungen erträgt, aber mit seinem Pferde Mitleid hat, es mit dem eigenen Rocke gegen den Sturm schützt oder mit Hingabe seiner eigenen mageren Nahrung vor dem Hungertode bewahrt; selbst in seinen Gebeten vergißt er es nicht und fleht, wie Platon, den Segen von Florus und Laura, den Schutzheiligen der Pferde, herab, weil man, wie er sagt, „der Tiere nicht vergessen darf.“

Die charakteristische Eigenart eines so bodenständigen Volkes muß notwendig in innigerer Beziehung zu der heimatlichen Landschaft stehen als etwa die Eigenart der ewig in Bewegung befindlichen Bevölkerung Großbritanniens, und der Patriotismus hat bei ihnen eine tiefe vitale Bedeutung, die in ihrem Leben unbewußt zum Ausdruck kommt.

*

Dieser patriotische Geist, den Tolstoi bekämpfte, ist gleichwohl die treibende Kraft seiner großen epischen Dichtung „Krieg und Frieden“ und seiner Bauernerzählungen. Auf ihm beruht auch seine seltene Gabe, das ausdrucksvolle heimische Idiom so vortrefflich wiederzugeben, wie auch die ihm eigene magische Kunst, seine Bilder der russischen Landschaft nicht nur mit Schönheit, sondern auch mit tieferer geistiger Bedeutung zu erfüllen. Ich wüßte keinen zweiten Prosaschriftsteller, der so ganz im Zauberbann der Natur stände wie Tolstoi. Er suchte und fand in seinem Hinstreben zum Pantheismus in den Bäumen ein Echo seiner Stimmung und dehnte das Gebiet seiner Geistes-herrschaft über unbegrenzte Himmel und Ebenen aus. Er bringt seine Helden oft in Berührung mit der Natur

und stattet sie mit jenem Mystizismus aus, der seinem eignen Temperament eigen ist, denn ihm ist die Natur „eine Führerin zu Gott“. So sieht Fürst Andrej in „Krieg und Frieden“, der sonst eher ein Mann der Tat als ein sentimentalischer Schwärmer und obendrein ein gewohnheitsmäßiger Syniker ist, in der alten Eiche am Wege, die beim Beginn des Frühlings noch kahl dasteht, eine lebendige Verkörperung seiner eignen Verzweiflung.

„Frühling, Liebe, Glück — hältst du noch immer an jenen trügerischen Illusionen fest?“ schien die alte Eiche zu sagen. „Ist es nicht immer wieder dieselbe Täuschung? Es gibt weder einen Frühling, noch Liebe, noch Glück! Sieh diese armen, sturmgepeitschten Tannen — es ist immer dasselbe . . . Sieh die knorrigen Arme, die an meinem verstümmelten Stamme von allen Seiten in die Luft starren — hier bin ich, so wie ich geworden bin, und ich glaube weder an deine Hoffnungen, noch an deine Illusionen.“

Und nachdem Fürst Andrej so seiner Einbildungskraft freien Lauf gelassen, wirft er im Vorbeigehen noch einen Blick zurück.

„Doch die alte Eiche behielt ihre trogige, finstere Unbeweglichkeit inmitten der Blumen und Gräser, die an ihrem Fuße wuchsen. Ja, diese Eiche hat recht, tausendmal recht. Man muß die Illusionen der Jugend überlassen. Wir andern aber wissen, was das Leben wert ist: es hat uns nichts mehr zu bieten.“

Sechs Wochen später kehrt er auf demselben Wege nach Haus zurück, aufgerüttelt aus seiner melancholischen Erstarrung durch die Begegnung mit Nataſcha.

„Der Tag war heiß, es lag ein Gewitter in der Luft; ein leichter Regenschauer hatte den Staub auf der

Straße und das Gras in dem Graben benezt; die linke Seite des Waldes lag im Schatten; die rechte, leicht vom Winde bewegt, glizerte, durchnäzt wie sie war, in der Sonne; alles stand in Blüte, von nah und fern ertönte der Gesang der Nachtigallen. „Ich glaube doch, hier war eine Eiche, die mich verstand“, sprach Fürst Andrej für sich, indem er nach links hinüberschaute und unwillkürlich von der Schönheit des gesuchten Baumes angezogen ward. Die alte Eiche war ganz umgewandelt und breitete sich wie ein Dom von üppigem, tiefstem Grün aus, der, von einer leichten Brise bewegt, im Strahlenglanze der untergehenden Sonne hin und her schwankte. Da gab es keine zerbrochenen Äste, keine Risse mehr zu sehen; der frühere Ausdruck grimigen Trostes und düsteren Kummers war verschwunden; da gab es nur noch die jungen Blätter, voller Saft, der durch die Jahrhunderte alte Rinde gedrungen war, und unwillkürlich drängte sich die Frage auf, ob denn wirklich dieser Patriarch ihnen das Leben geschenkt habe. „Ja, er ist's in der That!“ rief Fürst Andrej aus, und er fühlte, wie die helle Freude, die der Frühling und dieses neue Leben ihm gaben, sein Herz durchströmten . . .“

In den Briefen an seine Frau und seine intimen Freunde wie in seinem Tagebuch kommt Tolstois Liebe zur Natur oft zum Ausdruck. Das härene Gewand des Asketen, und der Mantel des Propheten fallen von seinen Schultern, und der ganze Dichter erwacht in ihm, wenn er mit einem der Ekstase nahen Gefühle von seinem sanft dahingleitenden Schlitten aufblickt zu dem „herrlichen, sternbesäten Winterhimmel über seinem Haupte“, oder wenn er bei einem Spaziergang im jungen Frühling „berauscht ist von der Schönheit des

Morgens“, die schwellenden Knospen an den Fliederbüschen sieht und den Vögeln lauscht, die nicht mehr aufs Geratewohl singen, sondern miteinander konvergieren.

Solche Anspielungen sind in seinem Tagebuch und seiner Privattkorrespondenz in reichem Maße vorhanden, doch müssen wir hier vor allem auf seine beiden älteren Romane „Die Rosaken“ und „Familienglück“ hinweisen, denen die köstlichen landschaftlichen Schilderungen ihren besonderen, idyllisch frischen Reiz verleihen.

Interessant ist die Tatsache, daß diese künstlerische Frische und Freude an der Natur neben den immer wieder auftretenden Anfällen von geistiger Ermattung bestehen konnte. In den „Rosaken“ wird Olenin — in dessen Persönlichkeit wir ein schwaches Abbild von Tolstoi selbst zu sehen haben — mitten in der Pracht der kaukasischen Wälder von seinen Zweifeln und Grübeleien heimgesucht; und Sergjej, der fatalistische Held des „Familienglück“, ergibt sich inmitten des Duftes der Rosen und des Gesanges der Nachtigallen ruhig dem Glauben an die Notwendigkeit einer „traurigen Liebesattheit“.

*

Zweifel und Kleinmut, in Verbindung mit dem Ärger über die Mißerfolge seiner philanthropischen Bemühungen, brachten Tolstoi schließlich bis an den Rand des Selbstmords.

„Die mir so peinlichen Dispute über die richterliche Entscheidung, das Ungewisse der ganzen Arbeit an der Schule, die qualvollen Zweifel, die aus dem Wunsche entstanden, andere zu lehren, während ich meine eigene Unwissenheit über das, was gelehrt

werden sollte, verheimlichen mußte — alles das bewirkte, daß ich schließlich erkrankte. Ich wäre damals in Verzweiflung geraten — der ich auch fünfzehn Jahre später fast erlegen wäre — wenn nicht eine Seite des Lebens gewesen wäre, die mir bis dahin noch unbekannt war und mir Rettung versprach: es war das Familienleben“ („Beichte“).

Tolstois Verheiratung mit Sophie Andrejewna Bers, der Tochter des Dr. Bers in Moskau, fand, nachdem sie wegen der Jugendlichkeit der Braut sich einige Zeit verzögert hatte, im Herbst des Jahres 1862 statt. Für Tolstoi begann nun eine Periode des Glückes und geistigen Friedens, wie er sie nie gekannt hatte. Die Briefe, die er in dieser Zeit an die Gräfin A. A. Tolstoi, an seinen Freund Fet und andere Personen schrieb, sind voll entzückter Anspielungen auf seine neugefundene Lebensfreude. Alle Ermattung und Unentschiedenheit, aller Mystizismus und Altruismus war wie hinweggefegt durch die Kraft einer triumphierenden Liebe, eines vollbefriedigten Eheglücks. Als im Juni des folgenden Jahres ein Kind geboren wurde und die junge Frau, deren Züge „von übernatürlicher Schönheit“ übergossen waren, dem neben ihr knienden Gatten zuzulächeln suchte, muß Tolstoi gefühlt haben, daß in diesem einen Falle wenigstens seine prophetische Intuition hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben war. Wenn seine Einbildungskraft in der Zeit, als er noch ledig war, es erfaßt hätte, welche tiefen Gefühle durch die Vaterschaft im Manne erweckt werden können, dann hätte er nicht die Geburt des ersten Kindes der Mascha in „Eheglück“ als ein triviales, rein physisches Ereignis behandelt, das in keiner Weise die gegenseitigen Beziehungen des ernüchterten Paares

beeinflussen könne. Er hätte begriffen, daß in dieser kritischen Stunde das Herz noch mehr als in dem lenzfrohen Augenblick des Liebesgeständnisses mit „nie wiederkehrender Freude“ erfüllt wird.

Die Trennung der Wege, die für Sergjej und Mascha so schnell eintrat, wurde in Tolstois eigenem Leben durch die kluge Hilfe, die seine Frau ihm als unermüdliche Sekretärin bei seinen literarischen Arbeiten leistete, sowie durch die gemeinsam durchlebten Leiden und Freuden, welche die Sorge um eine große Familie mit sich brachte, verhindert. Weitere Horizonte öffneten sich seinem geistigen Auge, sein ganzes Wesen ward neu belebt und gestärkt. „Krieg und Frieden“, „Anna Karenina“, diese herrlichen Früchte der auf seine Heirat folgenden Jahre, bezeugen den Antrieb, den sein Genius empfangen hatte. Die in ihm dämmernde Erkenntnis von der Macht und Größe des weiblichen Einflusses offenbart sich sowohl in den Schilderungen der hohen Gesellschaft in jenen beiden Meisterwerken, wie in der beredten Schlußstelle von „Was sollen wir also tun?“ (1888). Nachdem er erklärt hat, daß „die Frauen es sind, die die öffentliche Meinung machen — und in unseren Tagen sind die Frauen besonders mächtig —“, entwirft er zum Schluß das Bild einer idealen Frau, die ihren Mann anspornen und die Kinder zur Selbstaufopferung erziehen soll. „Solche Frauen beherrschen die Männer und sind ihre Leitsterne. O Frauen — Mütter! Das Heil der Welt liegt in euren Händen!“ In diesem Appell an die Mütter der Welt liegt bereits ein Protest verborgen, der in den späteren Schriften zu einer erdrückenden Verurteilung wird. Zwar wählte er in der Abhandlung „Über das Leben“, die bald nach „Was sollen wir also tun?“ erschien, noch die Mutter-

schaft zum Typus selbstaufopfernder Liebe, aber die Mutterliebe, wie sie in seinem eignen Heim und sonst sich dokumentierte, erschien ihm als ein zwar edler, doch verkehrt gerichteter Instinkt.

Die Mutterliebe wurzelt tief im einseitigsten Konservatismus. Das physische Wohlbefinden des Kindes, das Gedeihen eines gesunden Körpers, in dem ein gesunder Geist wohnen soll, ist das Wesentliche in den Augen der Mutter, und diese Form des Materialismus, die Tolstoi als Vater billigte, verdamnte er als Idealist, indem er als ethische Forderung seiner Lehre die Entsagung predigte, von der wiederum seine Frau in der Praxis der Erziehung notwendig absehen mußte. So entstand, ohne daß eines von beiden ein Tadel traf, ein Riß, und Tolstoi wanderte fortan einsam im Geiste durch eine Wildnis von Gedanken, suchte Ruhe und fand sie nicht und kam dem Selbstmord bedenklich nahe, ehe er den Hafen erreichte.

*

Man ist vielfach der Ansicht, daß die oben erwähnte Schrift „Was sollen wir also tun?“ ein besonders wertvolles Resultat jener Periode geistigen Grübelns, innerer Kämpfe und heftigen Widerstandes gegen die landläufige Auffassung der Dinge sei. Es ist sicher, daß kein menschliches Dokument je die Seele seines Schöpfers mit größerer Aufrichtigkeit offenbart hat. Nicht seiner praktischen Vorschläge wegen, sondern um der leidenschaftlichen Menschenliebe, des unbedingten Altruismus willen, den es atmet, nimmt „Was sollen wir also tun?“ seinen Platz unter den wenigen lebendigen Büchern der Welt ein. Es markiert jenes Stadium in der Entwicklung Tolstois, in dem er immer wieder Ver-

suche in praktischer Philanthropie machte, die ihn zwar durch ihre Mißerfolge entmutigten, jedoch „für seine Seele von Nutzen“ waren, indem sie ihn belehrten, wie tief unter der Oberfläche die Saat des menschlichen Elends eingebettet liegt. Die Hintergäßchen von Moskau, die von rettungslos verlorenen Wesen wimmeln, die vom Hunger heimgesuchten Ebenen von Samara, in denen trotz der durch Tolstois Aufrufe und unermüdlige persönliche Aufopferung in Fluß gebrachten Hilfsaktion Seuchen und Hungertod wüteten, bestärkten ihn mehr und mehr in der Überzeugung, die er schon immer in seinen Schriften vertreten hatte, daß das Geld nicht imstande sei, die Not zu lindern. Welche Gegen Gründe auch unsere eigenen Systeme organisierter Wohltätigkeit diesem Diktum gegenüber auspielen mögen, es kann keine Frage sein, daß es für Rußland seine volle Geltung besaß und auch heute noch besitzt.

Die soziale Lage Rußlands gleicht einem flutlosen Meere, dessen düstere Ruhe von Zeit zu Zeit durch schreckliche, sich in nutzloser Wut austobende Stürme unterbrochen wird. Jeder Vorwärtsbewegung folgt ein Rückschritt, und der von jeder folgenden Generation gemachte Fortschritt ist kaum wahrnehmbar.

In der auf den Krimkrieg folgenden Friedensperiode jedoch wurde die Seele des russischen Volkes durch den Geist des Fortschritts aufs tiefste erregt, und man setzte große Hoffnungen auf die Thronbesteigung Alexanders II. Die Aufhebung der Leibeigenschaft war nur eine von den vielen projektierten Reformen, die die Gemüter der Menschen beschäftigten. Das Nationalbewußtsein erwachte, und der Ruf des verbannten Patrioten Herzen: „Jetzt oder nie!“ hallte im Lande

wieder. Pädagogische Unternehmungen entstanden, und einige vierzig Schulen für Bauernkinder wurden nach dem Muster der von Tolstoi in Jasnaja Poljana (1881) eröffneten Schule ins Leben gerufen. In der Literatur pulsierte neues Leben, und eine glänzende Schar von jungen Schriftstellern, unter denen sich europäische Berühmtheiten wie Dostojewskij, Nekrasow und Saltykow befanden, erschien auf der Bildfläche. Leider war die Herrschaft des Fortschritts nur von kurzer Dauer. Der den Zaren umgebende Kreis von Bureaukraten schlug Lärm und beeilte sich, seinen Einfluß durch neue Unterdrückungsmaßnahmen zu befestigen. Viele Schulen, darunter auch diejenigen Tolstois, wurden geschlossen, und die junge Pressfreiheit wurde durch eine überaus strenge Zensur unterdrückt.

In dieser traurigen Weise nahm die Geschichte der inneren Mißwirtschaft und Unordnung in Rußland während der letzten sechzig Jahre ihren Fortgang, indem sie zwischen brutaler Unterdrückung und Verfolgung, neben äußerster Mißachtung aller individuellen Rechte, und ebenso brutalen Repressalien von seiten der Verfolgten abwechselte. Kaum hatte sich irgendwo die Stimme des Protestes erhoben, als sie auch schon in einer Gefängniszelle oder in den Schneefeldern Sibiriens zum Schweigen gebracht wurde, um jedoch immer von neuem zu erschallen. Immer wieder verlangte man politische Freiheit, konstitutionelle Regierung, Verbesserung und Erweiterung des Erziehungswesens, Pressfreiheit und eine aufgeklärte Behandlung der Massen. Die Antwort, welche die russischen Machthaber auf diese Forderungen erteilten, ist der zivilisierten Welt nur zu gut bekannt. Aber die Verstocktheit Pharaos hat die Landplagen Agyptens her-

vorgerufen. Trotz der unvergleichlichen Fruchtbarkeit des Landes kehren Hungersnöte mit erschreckender Häufigkeit wieder, mit Krankheit und Aufruhr im Gefolge, während das schmachliche Ende des russisch-japanischen Krieges bewies, daß auch die prächtige Moral des russischen Soldaten schon untergraben und von der Verderbtheit der über ihn gesetzten Autoritäten angefressen war. Was kann unter solchen Umständen eine Handvoll Philanthropen ausrichten, und was nützen alle Almosen und milden Spenden einem Volke, das bei seiner geistigen Auflösung angelangt ist?

Unter diesen Umständen erscheint Tolstois Abscheu vor dem Gelde und seine Behauptung, es sei als Heilmittel für die menschlichen Leiden völlig wertlos, nicht nur verständlich, sondern vollkommen logisch, und sein Verzicht auf persönlichen Besitz ist lediglich die praktische Konsequenz dieser Auffassung. Die Verteilung seiner Güter unter Frau und Kinder kurz vor dem Ausbruch der großen Hungersnot im Jahre 1892 verschaffte seinem Herzen einige Erleichterung, und die Schriften Henry Georges, mit denen er in dieser kritischen Zeit bekannt wurde, waren für ihn ein neuer Antrieb, seine Gedanken auf die Landfrage zu konzentrieren. Er vertiefte sich in die Lektüre der „Sozialen Probleme“ des amerikanischen Reformers, die durch ihre leitenden Prinzipien wie durch die Klarheit und Neuheit ihrer Beweisführung seine Aufmerksamkeit fesselten. Das Studium des Buches machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und alsbald vertiefte er sich in das zweite bedeutsame Werk desselben Autors, in „Fortschritt und Armut“, in dem das Wesen der revolutionären Doktrinen Georges zur Darstellung kommt.

Der hier dargelegte Plan einer Nationalisierung des Grund und Bodens versah Tolstoi mit wohlbedachten und logischen Argumenten für eine Politik, die ihm schon ohnedies mehr als sympathisch war. Hier war endlich ein Mittel gefunden, die ökonomische Gleichheit aller, vom größten Gutsbesitzer bis zum kleinsten Bauern, zu sichern, und ein praktischer Vorschlag gemacht, wie der Unterschied zwischen reich und arm aus der Welt zu schaffen sei.

Henry Georges Ideen und Methoden sind leicht verständlich. Das Land ist von Gott für alle menschlichen Wesen, die auf der Erde geboren werden, geschaffen, und darum ist die Beschränkung des Landbesitzes auf einige wenige Individuen ein Unrecht. Wenn jemand ein Stück Land wünscht, soll er den übrigen Mitgliedern der Gemeinschaft für die Nutzung etwas zahlen. Diese Zahlung oder Rente soll die einzige in den Staatsschatz fließende Steuer sein. Die Besteuerung des Eigentums — des Ertrages der eigenen Arbeit — soll beseitigt und dafür eine gemäß dem Grundwert des Landstückes abgestufte Rente festgesetzt werden. Alle Monopole sollen auf diese Weise beseitigt werden, ohne daß die Gesellschaft unnötig durch Konfiskationen und Neuverteilungen beunruhigt wird. Niemand wird Land besitzen wollen, ohne es selbst zu bearbeiten, wenn er nach dessen Werte für die Gesellschaft eingeschätzt wird, und nicht nach dem Nutzen, den er persönlich daraus zieht. Jedermann würde dann bereitwillig Landbesitz erwerben, sich ihn zunutze machen und ihn meliorieren, ohne daß sein Gewerbefleiß besteuert wird. Alle menschlichen Wesen würden auf diese Weise in ihrem Leben und ihrer Arbeit frei werden. Sie wären nicht mehr gezwungen,

demoralisierende Arbeit zu niedrigen Löhnen zu verrichten, sie würden unabhängige Produzenten werden, statt ihr Leben dadurch zu fristen, daß sie Luxusartikel für die Reichen herstellen, die sie durch Monopolisierung des Landes zu Sklaven gemacht haben. Die einzige so geschaffene Steuer würde schließlich die gegenwärtige „Zivilisation“ umstürzen, die hauptsächlich auf der Lohnsklaverei aufgebaut ist.

Solstoi war mit ganzem Herzen Anhänger dieser Lehre und prophezeite einen Tag der Erleuchtung, an dem die Menschen einer Form der Sklaverei überdrüssig sein würden, die er für ebenso empörend hielt wie jene, die erst kurz vorher abgeschafft worden war. Lange Unterredungen mit Henry George während dessen Besuches in Jasnaja Poljana bestärkten ihn in der Überzeugung, daß in diesen Theorien die für die Umwandlung und Verjüngung der menschlichen Natur wesentlichen Elemente enthalten sind, daß sie der Beseitigung der sozialen Ungleichheit weit entgegenkommen. Aber diese Theorien den russischen Gutsbesitzern plausibel zu machen, war eine Aufgabe, die zu lösen selbst sein Genie nicht erhoffen durfte.

*

Die Erkenntnis, daß die Vervollkommnung der menschlichen Einrichtungen ohne eine entsprechende Vervollkommnung des Individuums unmöglich sei, bestimmte ihn, den Rest seines Lebens dem Ziele der Selbstvervollkommnung zu widmen. Er hatte immer einen Widerwillen gegen das besessen, was er „äußere epidemische Einflüsse“ nannte, und bemühte sich nun, sich nicht nur von aller hergebrachten Konvention, sondern auch von jedem gesellschaftlichen Verkehr, den er früher geliebt hatte, frei zu machen. Selbstanalyse und

allgemeine Beobachtung hatten ihn gelehrt, daß die Menschen sinnlich veranlagte Wesen sind, und daß die Sinnlichkeit abstirbt, wenn die geschlechtliche Reizung und die Kunst, insbesondere die Musik, sie nicht immer wieder stimuliert. Diese Ansicht brachte er in der „Kreuzersonate“ eindringlich zum Ausdruck, in der Weib und Musik, die beiden Magnete seiner Jugend, als Mächte des Bösen angeklagt werden. Schon in „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ erschienen seine Beschreibungen der weiblichen Reize gleichsam als Verzeichnisse von Waffen, gegen die ein Mann sich schützen muß, wenn er nicht zugrunde gehen will. Die schöne Prinzessin Helene mit ihren herrlichen Schultern, ihrer tadellosen weißen Büste und ihrem ewigen Lächeln ist offenbar ein Gegenstand des Abscheus für ihren Schöpfer, wie auch die Gräfin Betsy mit ihren kleinen Roketterien und Kunstgriffen, durch die sie in der Oper und sonstwo die Aufmerksamkeit zu erregen sucht, ein Gegenstand seiner Verachtung ist. „Das Weib ist ein Stein des Anstoßes in der Laufbahn des Mannes“, sagt ein philosophischer Ehemann in „Anna Karenina“ — „es ist wirklich schwer, ein Weib zu lieben und etwas Gutes zu tun.“

Selbst in seiner Korrespondenz mit der Gräfin A. A. Tolstoi überwiegt dieser geringschätzigste Ton. „Während der Mann ein ganzes Arsenal von moralischen Waffen besitzt, hat das Weib nur eine einzige — das ist die Liebe; und nur mit dieser Waffe wird die weibliche Erziehung erfolgreich fortgeführt.“ Tolstoi zeigte in der Tat einen Zug von Orientalismus in seiner Haltung gegenüber den Frauen. Zum Teil war das zweifellos die Folge seiner mutterlosen Jugend, zum Teil ist es auf die Tatsache zurückzuführen, daß sein

Idealismus nie von einer Frau angespornt wurde, wie dies bei manchen anderen Männern der Fall war. Seine Auffassung der sexuellen Frage behielt stets unverändert dieses Kolorit, während sich sonst seine Ansichten auf allen Gebieten menschlicher Weisheit erweiterten und wandelten. Es ist bezeichnend für diese tief in ihm wurzelnde Auffassung, wenn er einem Freunde schrieb: „Ein Weib in guter Gesundheit — ach, das ist ein echtes Raubtier!“

Gleichwohl legte er den Frauen gegenüber, die seine Gesellschaft suchten und ihn um seinen Rat baten, eine große Güte und Sympathie an den Tag. Eine dieser Frauen — die Amerikanerin Miß Jane Addams — die selbst eine praktische Philanthropin war — gab ihrer Empfänglichkeit für seinen persönlichen Einfluß einen höchst gefühlvollen Ausdruck. „Die Erscheinung Tolstois,“ sagt sie, „hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, nicht nur durch das, was er sagte, sondern durch sein Leben, seine Güte, seine Seele. Du wirst mich verstehen, wenn ich sage, daß ich durch unsere Unterhaltung mehr von Tolstois Philosophie kennen lernte, als ich je aus Büchern geschöpft habe.“ (Zitiert von Aylmer Maude.)

Wie es im Leben großer Reformatoren nicht selten vorkommt, stand auch Tolstoi zu Fremden häufig in einem näheren Verhältnis als zu seinen eignen Angehörigen. Der Gegensatz zwischen seinen Idealen und denen seiner Frau mußte notwendig ihre ehelichen Beziehungen beeinflussen, und die Abnahme der gegenseitigen Sympathie führte unvermeidlich auch zu physischer Entfremdung. Die seelische Pein, die sich aus diesem unerquicklichen Verhältnis ergab, machte sich nur auf den Seiten seiner Tagebücher Luft, die ich zum

großen Teil einsehen durfte. Sie enthalten in dieser Beziehung viel Material, sind aber zu intim und zu heilig, um der Öffentlichkeit jetzt schon preisgegeben zu werden. Die Tagebücher werfen ein helles Licht auf Tolstois Ideen, Beweggründe und Lebensweise, sie haben manche meiner Ansichten geändert, mich über verschiedene mir bisher dunkle Punkte aufgeklärt und meine Bewunderung für den Menschen Tolstoi erhöht. Sie berühren nicht nur verschiedene delikate Einzelheiten in seinen Beziehungen zu Frau und Kindern wie zu seinen Freunden, sondern geben auch die wahren Gründe dafür an, warum er zuletzt sein Heim verließ, und warum er dies nicht schon früher tat. Die Zeit scheint mir noch nicht reif zu sein für Enthüllungen dieser Art, die allzusehr auf die intimen Verhältnisse noch lebender Personen eingehen müßten.

Jene seelische Pein kommt, bei aller Selbstbeherrschung, auch in dem Abschiedsbriefe zum Ausdruck, den Tolstoi etwa zwölf Jahre vor seinem Tode schrieb, ohne ihm indes praktische Folge zu geben, da er sich doch nicht recht davon überzeugen konnte, daß der Schritt, den er damals vorhatte, gerechtfertigt sei. Dieser Brief ist bereits anderweitig publiziert und wird hier von mir nur darum angeführt, weil er den Charakter und die Gesinnung seines Verfassers hell beleuchtet, dessen geistiges Schaffen uns von größerer Bedeutung zu sein scheint als jene impulsiven Handlungen, nach denen er nur zu oft beurteilt wurde.

„Ich habe, liebe Sophie, lange unter dem Zwiespalt meines Lebens und meines Glaubens gelitten“, heißt es in dem Briefe. „Ich kann Dich nicht zwingen, Dein Leben, an das Du nun einmal gewöhnt bist, zu ändern. Ich habe auch nicht die Kraft besessen, Dich früher zu

verlassen, denn ich glaubte, meine Abwesenheit könnte die Kleinen, die noch so jung sind, jeden Einflusses von meiner Seite berauben, vor allem aber glaubte ich Dich durch einen solchen Schritt zu kränken. Doch ich kann nicht mehr so weiter leben, wie ich in diesen letzten sechzehn Jahren gelebt habe, indem ich mit Dir stritt und Dich reizte und mich den Einflüssen und Verführungen meiner Umgebung, an die ich von jeher gewohnt war, nur allzusehr hingab. Ich habe nun beschlossen, zu tun, was ich schon lange zu tun wünschte: von dannen zu gehen . . . So wie die Hindus im Alter von sechzig Jahren sich in die Dschungeln begeben, und wie auch sonst jeder religiös gefinnte alte Mann die letzten Jahre seines Lebens Gott zu weihen wünscht, statt sie mit eitlem Geschwäg, mit dummen Späßen und Klatschgeschichten oder mit Tennispartien zu verbringen, so sehne auch ich mich, nachdem ich glücklich siebzig Jahre alt geworden bin, mit ganzer Seele nach der Ruhe der Einsamkeit und, wenn auch nicht vollkommener Harmonie, so doch wenigstens einer Erlösung von diesem schrecklichen Zwiespalt zwischen meinem ganzen Leben und meinem Gewissen.“

„Wäre ich offen davongegangen, dann hätte es Einwendungen und Erörterungen gegeben, ich hätte geschwankt und vielleicht die Ausführung meines Entschlusses aufgegeben, während es doch eben sein muß. Ich bitte Dich, mir zu verzeihen, wenn meine Handlungsweise Dich kränkt. Laß mich gewähren, Sophie, laß mich ziehen, ohne mich zu suchen, ohne mir etwas nachzutragen oder mich zu tadeln . . . Die Tatsache, daß ich Dich verlassen habe, bedeutete nicht, daß ich Grund habe, mich über Dich zu beklagen . . . Ich weiß, Du bist nicht imstande, bist nicht fähig, so zu denken und

die Dinge so zu sehen wie ich, und darum vermagst Du Dein Leben nicht zu ändern und Opfer zu bringen für etwas, das Du nicht akzeptierst. Ich table Dich durchaus nicht; ich denke im Gegenteil mit Liebe und Dankbarkeit an die fünfunddreißig langen Jahre unseres gemeinsamen Lebens zurück, besonders an die erste Hälfte dieser Zeit, als Du mit dem Mute und der Hingebung Deiner mütterlichen Natur tapfer ertrugst, was Du als Deine Mission ansahst. Du hast mütterliche Liebe in reichem Maße gespendet und so manches schwere Opfer gebracht . . . Doch in der letzten Zeit unseres Zusammenlebens, während der letzten fünfzehn Jahre, haben unsere Wege sich getrennt. Ich kann mich nicht für den Schuldigen halten; ich weiß, daß, wenn ich mich geändert habe, nicht Du oder die Welt dies bewirkt hat — ich konnte eben nicht anders handeln, kann aber auch Dich darum nicht verurteilen, weil Du mir nicht folgest. Ich danke Dir für alles, was Du mir gegeben hast, und ich will immer mit Liebe daran zurückdenken.“

„Lebe wohl, meine liebe Sophie, ich liebe Dich.“

Die räumliche Isolierung, die er so heiß ersehnte, sollte ihm nicht zuteil werden; seine geistige Isolierung dagegen, die für einen Mann, der auf dem Gebiete des Denkens oder des praktischen Handelns eine führende Stellung einnimmt, von solcher Wichtigkeit ist, wuchs von Jahr zu Jahr, so daß er in seinem eigenen Hause zwar anwesend, aber doch nicht heimisch war.

Zuweilen lastete seine Vereinsamung wohl schwer auf ihm, wie er denn einmal schreibt: „Man kann sich nur schwer vorstellen, wie verlassen ich bin, in welchem Maße mein wahres Ich von denen, die mich umgeben, verabscheut wird.“ Aber er mußte eben, wie alle Propheten und Seher, die Erfahrung machen, daß die

geistige Isolierung und die Befreiung von all den kleinen Verwickelungen des Zusammenlebens mit andern für den Mystiker, der beständig nach Vereinfachung und Vertiefung, nach Scheidung des Vergänglichen vom Ewigen strebt, eine Notwendigkeit ist.

*

Trotz dieser Isolierung seines inneren Lebens jedoch blieb, oder richtiger gesagt: wurde Tolstoi der zugänglichste aller Menschen.

Aufrufe zur Übernahme der Führerschaft in allen möglichen Angelegenheiten gelangten an ihn aus allen Ländern der Erde: aus Amerika, Frankreich, China, Japan, während Jasnaja Poljana der Zufluchtsort gar vieler wurde, die des Rates, der Teilnahme oder der materiellen Unterstützung bedurften. Niemand wandte sich vergeblich an ihn, zugleich aber war er überaus vorsichtig in seinem näheren Verkehr. Man kann von Tolstoi sagen, daß er ein geistiger Führer wider Willen wurde, so sehr widerstrebte es ihm, als Autorität zu gelten. Er bemühte sich stets, seine Anhänger dahin zu belehren, daß sie auf die mahnende Stimme in ihrem eignen Innern hören und ihr aus eignem Antriebe gehorchen sollten. „Um den Sinn des Lebens zu kennen,“ pflegte er zu sagen, „muß man erst den Sinn der Liebe kennen und dann zusehen, daß man tut, was die Liebe befiehlt.“ Sein Mißtrauen gegen „epidemische Ideen“, wie er es nannte, erstreckte sich auch auf religiöse Gemeinschaften und Kongregationen.

„Wir sollen nicht gehen, um zueinander zu kommen, sondern jeder von uns soll zu Gott gehen. Ihr sagt, es sei leichter, wenn alle zusammengehen — gewiß, wenn es sich darum handelt, zu graben oder zu mähen. Gott aber kann man nur nahe kommen, wenn man für sich

allein bleibt . . . Ich stelle mir die Welt als einen großen Tempel vor, in den das Licht von oben her gerade in die Mitte fällt. Um einander zu begegnen, müssen alle zum Lichte gehen. Dort werden wir uns aus allen Weltgegenden zusammenfinden, werden da mit Menschen zusammentreffen, die wir nicht zu sehen erwarteten; darin liegt die Freude.“

Die Demut, die so vollständig seinen jugendlichen Hochmut verdrängt hatte und ihn davor zurückschrecken ließ, andere zur Befolgung seines Beispiels aufzumuntern, gab ihm zugleich eine wahrhaft kindliche Gelehrigkeit gegenüber denjenigen ein, die er sich zu seinen geistigen Führern erwählt hatte. So war es ein nonkonformistischer Schriftsteller bäuerlicher Herkunft namens Sjutajew, der ihm durch ein Gespräch über die Offenbarungen des Evangeliums dazu verhalf, den Glauben seiner Kindheit wiederzugewinnen und ihn gelegentlich zu religiös gesinnten, jedoch ungelehrten Männern des Volkes in nähere Beziehungen brachte. Er sah, wie sie, statt nach Art der gesellschaftlich über ihnen Stehenden gegen das Schicksal zu murren, Krankheit und Unglück in dem ruhigen Vertrauen ertrugen, daß alles nach dem Willen Gottes so geschehe, wie es geschehen müsse. Von seinen bäuerlichen Lehrern übernahm er die Losung: „Glaube, Liebe und Arbeit“, und im Sinne dieser Losung stellte er im eignen Leben jene Harmonie her, ohne die die Harmonie des Alls nicht zu verwirklichen ist. Der Prozeß dieses inneren Kampfes — der bereits in der „Beichte“ mit schonungsloser Wahrheit erzählt wird — ist auch in der Erzählung „Pater Sergius“ anziehend geschildert, deren Schluß auf das Ziel hinweist, an dem auch Tolstoi selbst schließlich ankam, daß nämlich nicht in der

Flucht vor den gemeinsam zu bestehenden Prüfungen und Versuchungen, die an die Menschen herantreten, sondern in der Teilnahme an ihnen die beste Erfüllung unserer Pflicht der Menschheit wie Gott gegenüber liege. Tolstoi gab diesem Prinzip und seinem langgehegten Wunsche, den Armen des Landes von Nutzen zu sein, dadurch praktischen Ausdruck, daß er mit Unterstützung seines Freundes Tschertkow *) „Volkserzählungen“ herausgab, die den Mitteln und der Auffassung des einfachsten Bauern angepaßt waren. Das Unternehmen trat im Jahre 1885 ins Leben und nahm durch lange Jahre Tolstois Zeit und Tätigkeit in Anspruch. Er nahm selbst mit glühendem Eifer seine Herausgeberpflichten wahr, las und korrigierte die Manuskripte, schickte sie zuweilen den Autoren mit Umarbeitungsvorschlägen zurück und fertigte Übersetzungen aus fremden Werken an. Alles dies leistete er neben seinen eigenen Beiträgen, in denen er das Prinzip, das er auch seinen Mitarbeitern zur Bedingung machte, zur Geltung brachte: daß nämlich von literarischen Vorzügen abzusehen sei und der geistige Standpunkt derjenigen, für welche die Bücher in erster Linie bestimmt

*) Tolstois Freund Tschertkow ist in Rußland wie außerhalb Rußlands der Gegenstand heftiger Angriffe gewesen. Zahlreiche Mißverständnisse, die während der letzten Lebensjahre Tolstois entstanden, sind durch die Kritiker wie durch jene Leute, die Tolstois Ideen hassen und herabzusetzen suchen, dem Einflusse dieses Freundes zugeschrieben worden. Diese Angriffe sind sehr bedauerlich und fordern ein Wort des Protestes heraus. Von Anfang an hat Tschertkow stets nur danach gestrebt, die Ideen Tolstois zu verbreiten und hat durch seine treue und aufrichtige Hingabe an diese Ideen weder Ruhm noch Geld erworben. Er hat sein Werk mit seltener Liebe und Sympathie, allen Schwierigkeiten zum Trotz, fortgeführt. Niemand schätzte und würdigte seine Freundschaft und Selbstaufopferung mehr als Tolstoi selbst, der von ihrer ersten Begegnung an stets an ihm hing, ihn um Rat fragte und ihn allezeit, auch während der langen Verbannung Tschertkows, seines Vertrauens würdigte.

waren, stets im Auge behalten werden müsse. Er erreichte eine glänzende Rechtfertigung seiner Theorien, indem er, unter Anwendung des ausdrucksvollen Bauernidioms, die schlichte Weisheit, den tief religiösen Glauben und die Herzensgüte des Muschik schilderte. Zuweilen liegt über der Einfachheit des Stils und des Motivs ein gewisser farbiger Hauch der orientalischen Legende, doch ist überall der persönliche Akzent gewahrt. Keine ähnliche Erscheinung der modernen Literatur hat so allgemein das Gefühl der Sympathie und Bewunderung erregt, vielleicht weil keine so sehr ein Werk der Liebe gewesen ist.

Die pädagogischen Elementarbücher, die Tolstoi neben den Volkserzählungen veröffentlichte, haben eine gleich große, wenn auch ausschließlich auf Rußland beschränkte Verbreitung gefunden; sie sind ihrem Zwecke, die Jugend in den Anfangsgründen der Geschichte, Geographie und Naturwissenschaft zu unterrichten, vortrefflich angepaßt. Für den Dienst der Kunst blieb unter diesen Umständen nur wenig freie Zeit übrig.

*

Die Geschichte Tolstois als Literaten bildet ein besonderes Kapitel seiner Biographie, auf das in dem engen Rahmen dieser Einleitung nicht eingegangen werden kann. Nur ganz vorübergehend soll davon gesprochen werden. Tolstoi scheint auch in seinen früheren Jahren sich niemals jener Lebensweise genähert zu haben, wie sie die Literaten zu führen pflegen, er scheint sich nie in sein Studierzimmer eingeschlossen, noch störenden Freunden den Zutritt verwehrt zu haben. Einerseits liebte er selbst die Gesellschaft, und während seines kurzen Aufenthalts in Petersburg war

er nie von den schriftstellerischen Interessen so sehr in Anspruch genommen, daß er etwa auf das Vergnügen eines Balles oder einer Abendunterhaltung verzichtet hätte. Man wird sich darüber nicht wundern, wenn man sich ihn als den glänzenden, von den vornehmsten Damen der russischen Gesellschaft umworbenen jungen Offizier vorstellt. Andererseits war er kein scheinheiliger Frömmeler am literarischen Altar. Rein literarischer Mäzen sah ihn als ständigen Gast bei sich, kein intimer literarischer Zirkel nahm seine Mußestunden in Anspruch. Als er dann später die Hauptstadt verließ und sich auf dem Lande ansiedelte, war er von den schriftstellerischen Kreisen fast ganz abgeschnitten und scheint sie nie aufgesucht zu haben. Gleichwohl hatte er während seines ganzen Lebens unter den Literaten zahlreiche treue Freunde, wie den Dichter Fet, den Romanlisten Tschechow und den großen russischen Kritiker Stassow, der ihn oft besuchte. Diese Besuche machten ihm immer Freude. Die Diskussion über die literarischen Tagesereignisse, oder über die Vorzüge Goethes, den Humor Gogols waren für ihn willkommene Unterbrechungen bei seinen metaphysischen Studien. Auch in späteren Jahren sehen wir ihn, obschon er mit der jungen literarischen Generation nicht mehr in Berührung steht, doch mit einzelnen Schriftstellern in Korrespondenz treten, wobei er ihren Stil und den Gegenstand ihrer Dichtungen kritisiert.

Die Literatur als solche hatte jedoch ihren Reiz für ihn verloren. „Sie haben vollkommen recht,“ schreibt er an einen Freund, „ich sehe nur auf die Idee und wende dem Stil keine Aufmerksamkeit zu. „Die Idee war für Tolstoi bei allem, was er las oder schrieb, das Wichtigste. Er riet jungen Autoren, die Poesie als Aus-

drucksform ihrer Ideen aufzugeben und sich nur an die Prosa zu halten. Die Poesie, behauptete er, ist immer etwas Gekünsteltes und Dunkles gewesen. Sein Verhältnis zur Belletristik im engeren Sinne blieb bis zuletzt ein feindseliges. So oft er sich bei einer rein literarischen Arbeit ertappte, pflegte er sich selbst zu tadeln, und seine Tagebücher enthalten viele Anklagen gegen seine eigne Schwäche, die dieser Versuchung immer wieder nachgebe. Doch gerade dieser „Schwäche“ verdanken wir die hier vorliegenden Bände.

Die meisten der in diesen Bänden enthaltenen Erzählungen und Stücke datieren aus den auf Tolstois pädagogische Tätigkeit folgenden Jahren. Lange Pausen verfloßen zumeist zwischen der ursprünglichen Konzeption und dem letzten Pinselstrich. So wurde die Erzählung „Pater Sergius“, deren Entwurf er im Jahre 1890 für M. Tschertkow flüchtig niederschrieb, so oft beiseite gelegt und durch die Arbeit an seinen rein ethischen Schriften in den Hintergrund gedrängt, daß sie, wie aus einer Notiz in seinem Tagebuche hervorgeht, erst im Jahre 1898 vollendet wurde — „heute beendete ich ganz unerwartet den Sergius,“ heißt es an der betreffenden Stelle.

Ein Jahr vorher war ein Vorfall zu seiner Kenntnis gelangt, den er in einem Drama mit dem Titel „Der lebende Leichnam“ behandelte. Eine Frau, die ihren Gatten für tot hält, heiratet einen andern — als sich plötzlich herausstellt, daß der erste Mann lebt. Sie wurde samt ihrem zweiten Manne verhaftet und zu einer langdauernden Gefängnisstrafe verurteilt. Erst im Sommer des Jahres 1900 machte sich Tolstoi an diesen Gegenstand, schrieb sein Stück in verhältnismäßig kurzer Zeit im ersten Entwurfe nieder und un-

terbreitete es dem Urteil eines kleinen Freundeskreises. Das Drama machte auf die wenigen, die es lesen durften, einen tiefen Eindruck, und einige erwähnten es in Zeitungsartikeln. Bald darauf erschien ein junger Mann bei Tolstoi, der ihn bat, von der Veröffentlichung des Dramas abzusehen, da dessen Heldin seine Mutter sei, die durch die Veröffentlichung schwer kompromittiert werden würde; außerdem könnte sich auch die Polizei in die Sache einmischen. Tolstoi war sogleich damit einverstanden, und das Stück blieb in der Form zurück, die es gegenwärtig hat. Er hatte schon seine Zweifel gehabt, ob es auch „ein Ding sei, das Gott billige“, denn die Kunst um der Kunst willen hatte in seinen Augen keine Existenzberechtigung. Daher trat auch in seinen letzten Erzählungen die didaktische Tendenz mehr und mehr in den Vordergrund.

„Nach dem Balle“ gibt ein schauriges Gemälde russischer militärischer Grausamkeit; „Der gefälschte Coupon“ und „Der Teufel“ schildern beide das krebserartige Wachsen des Bösen und weisen mit dramatischer Wucht die Häufung der Schuld und des Elends nach, die eine einzige, scheinbar bedeutungslose Übeltat zur Folge hat.

Von den in diesen Bänden enthaltenen dramatischen Arbeiten hat „Das Licht, das im Dunkeln leuchtet“ als eine Art Selbstbiographie in dramatischer Einleitung besonderen Anspruch auf unsere Beachtung. Es ist eine Probe von Tolstois Gabe, sich selbst so zu sehen, wie andere ihn sahen, und eine Frage von allen Seiten zu betrachten. Es bietet keine Handlung dar, sondern Ideen, und gibt in völliger Unparteilichkeit die Ansichten seines häuslichen Kreises, seiner Freunde, der Kirche und des Staates über seine altru-

istische Propaganda und den Anarchismus, dessen er bezichtigt wurde, wieder. Die Szene, in der der Held auf sein Besitztum verzichtet, kann als eine literarische Darstellung dessen, was Tolstoi selbst tatsächlich erlebt hat, betrachtet werden, während die Dialoge, durch die das Stück weitergeführt wird, wohl der Niederschlag wirklich geführter Gespräche sind.

Dieses Stück gab überdies Tolstoi Gelegenheit, seinen Abscheu gegen den Militärdienst nachdrücklich zu betonen, und aus diesem Grunde ist es wohl auch in Rußland absolut verboten. Es mag hier ein Wort über Tolstois sogenannten Anarchismus gesagt werden — ein Ausdruck, der zu mancher argen Mißdeutung Anlaß gab. Insofern Tolstoi den Nutzen der bestehenden Regierungen für die Völker, über die sie herrschen, leugnete und die stehenden Heere verwarf, war er ein Anarchist; aber insofern er jede Anwendung von Gewaltmitteln ablehnte, so gerecht auch die Sache, um die es sich dabei handelt, sein mag, und in Wort und Tat das Evangelium der Liebe und des „Nichtwiderstrebens“ predigte, kann er des Anarchismus in der vollen Bedeutung dieses Wortes nicht beschuldigt werden. Er konnte gleichwohl sein Mitgefühl mit jenen, die durch ihren Widerstand gegen die Unterdrückung in tödlichen Konflikt mit der Autokratie geraten waren, nicht verbergen. Er fand in dem Schicksal des kaukasischen Häuptlings Chadshi Murat einen Stoff voll menschlichen Interesses und dramatischer Möglichkeiten, und obschon fast acht Jahre vergingen, bis er zum letzten Male im Jahre 1903 das Manuskript korrigierte, ist aus der großen Zahl von Notizen in seinem Tagebuche doch ersichtlich, daß der Gegenstand ihn bereits in jener weit zurückliegenden Zeit beschäftigte, da er vor Ausbruch

des Krimkrieges sich in Tiflis aufhielt. Es war die Zeit, in der die endgültige Unterwerfung des Kaukasus erfolgte und Imam Schamyl mit seiner getreuen Schar den letzten Freiheitskampf führte. Nach Ablauf eines halben Jahrhunderts noch brachte Tolstoi in „Chadschi Murat“ den Groll zum Ausdruck, den der Militärdespotismus Nikolaus I. in seinem ebenso fein empfindenden wie furchtlosen Gemüt erweckt hatte.

*

Furchtlosigkeit war der vorherrschende Zug in Tolstois Charakter, und in der Schilderung tapferer Männer steht er unübertroffen da. Er selbst war, in physischer wie in moralischer Hinsicht, von einem seltenen Mute. Der Mut, den er bei Sebastopol bewiesen hatte, hielt ihn auch aufrecht, als er sich die bittere Feindschaft des „Heiligen Synod“ und den rückhaltlosen Born des Barentums zugezogen hatte. Trotz seiner Lehre vom Nichtwiderstreben war sein Mut doch durchaus nicht von passiver Art. Es lag in seiner Natur, seine Feinde zu attackieren, statt auf ihren Angriff zu warten, und jede Lüge, jedes Unrecht, die ihm zu Gesicht kamen, in die Defensive zu bringen. Wahrheit in sich selbst und in den andern — das war es, was er am meisten ersehnte, und was er mit allen Mitteln zu erreichen strebte. Er war gegen sich selbst der strengste Kritiker, der seine Handlungen sorgfältig erwog, seine Gedanken streng analysierte und sein eigenes Ich vor den Augen der Welt mit rückhaltloser Offenheit enthüllte. Der größte aller Selbstbiographen, beschönigte er nichts in seinem Wesen — man sieht den ganzen Menschen mit seinen schlimmsten Fehlern und seinen trefflichsten Vorzügen; man sieht seine Schwächen in energischer Weise dargestellt, sieht ihn einen Überfluß

an geistiger Kraft an die Lösung des Unlösbaren verschwenden, sieht die angeerbten Neigungen und Vorurteile, die altruistischen Impulse und mannhaften Leidenschaften, den Egoismus und Idealismus — alles seltsam durcheinandergemischt und beständig im Kampf miteinander, bis aus den Wehen des seelischen Konflikts Wiedergeburt und neues Leben hervorgeht.

In dem alten Schriftworte: „Gott ist die Liebe“ entdeckte Tolstoi einen neuen Sinn und bemühte sich nun mit übermenschlicher Energie, der Welt diesen neuen Sinn zum Bewußtsein zu bringen. Seine Lehre erscheint in der Tat weniger als ein neues Licht in der Finsternis, denn als eine Wiederbelebung des heiligen Feuers des „Mystikers der Hügel von Galiläa“, dessen Lehre er annahm, während er seine Göttlichkeit negierte.

Was Tolstois Ansicht über die christliche Religion anbelangt, so kann man sagen, daß er mit fortschreitenden Jahren mehr und mehr geneigt war, die religiöse Wahrheit als einen ununterbrochen fortlaufenden Gedankenstrom zu betrachten, der durch die Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte hinfließt und ursprünglich von den begeisterten Propheten und Sehern Israels, Indiens und Chinas ausging. Im Jahre 1909 faßte er in einem Briefe an einen Freund seine Überzeugungen endgültig in folgenden Worten zusammen:

„Für mich ist die Lehre Christi einfach eine jener schönen Religionslehren, die wir vom ägyptischen, jüdischen, indischen, chinesischen und griechischen Altertum überkommen haben. Die beiden großen Prinzipien Christi: Liebe zu Gott — das heißt, mit einem Worte, absolute Vollkommenheit — und Liebe zum Nächsten, das heißt, zu allen Menschen ohne Unter-

schied, sind von allen Weltweisen gepredigt worden: von Krishna und Buddha, von Laotse und Konfuzius, von Sokrates, Plato, Epiktet, Mark Aurel, und unter den Neueren von Rousseau, Pascal, Kant, Emerson, Channing und vielen andern. Die religiöse und sittliche Wahrheit ist überall und zu allen Zeiten dieselbe. Ich habe durchaus keine Vorliebe irgendwelcher Art für das Christentum. Wenn ich ein besonderes Interesse an der Lehre Christi hatte, so lag dies erstens daran, daß ich in dieser Religion geboren wurde und unter Christen gelebt habe; zweitens, daß ich eine große geistige Freude daran gefunden habe, diese Lehre in ihrer Reinheit von den erstaunlichen Fälschungen durch die Kirchen zu befreien.“

Tolstois Lebenswerk war in der Tat ein herrliches Streben, die Wahrheit von der Lüge zu befreien, die Kompliziertheit der Zivilisation zu vereinfachen und ihre Wertlosigkeit nachzuweisen. Man hat die Realisten, so begabt sie auch waren, kommen und gehen sehen, ohne daß sie eine merkliche Spur hinterließen. Es ist wohl denkbar, daß die große Trilogie „Anna Karenina“, „Krieg und Frieden“ und „Auferstehung“ eines Tages vergessen sein wird, Tolstois Lehre aber steht auf festerem Grunde und hat die Herzen von Tausenden gewonnen, die gegen die feinsten Nuancen psychischer Analyse völlig gleichgültig sind. Er hat die Menschen gelehrt, die durch die kalte Vernunft gezogenen Grenzen zu überfliegen, sich über die Wirklichkeit zu erheben und den Sinn des Lebens in der Liebe zu finden. Es war seine Mission, die moralischen Geschwüre unserer Gesellschaft bis auf die Wurzeln zu sondieren und Ideale, die im Sterben zu liegen schienen, aus dem Staube emporzuheben und neu zu beleben. Die geistige Freude, von der er schrieb, war keine rhetorische Hyperbel, sie war wirklich

und wahrhaft in ihm, und sie war die Quelle des hohen Idealismus, der ihn nicht nur zum Gewissen Rußlands, sondern der ganzen zivilisierten Welt machte.

*

Der Idealismus ist eine jener großen Abstraktionen, die je nach der Verschiedenheit der Geister bald in dieser, bald in jener Einkleidung erscheint und in einer unendlichen Anzahl von Formen Ausdruck findet. Die im Herzen des Menschen wohnenden Ideale empfangen bei der Geburt ihren Stempel durch das sie erzeugende Leben, und wenn dieses Leben ein sturmbewegtes ist, muß das aus ihm entspringende Denken auch die Geburtsmarke des Sturmes an sich tragen. Diese Geburtsmarke ist allen Äußerungen Tolstois, den einfachsten wie den tiefsinnigst-philosophischen, aufgedrückt. Aber obschon er nicht ungestraft durch das läuternde Feuer ging, und obschon seine Augen von dem seine Seele durchflutenden mystischen Lichte nicht unberührt blieben, wurde sein Ideal dabei doch nicht umgestoßen. Es war, wie er zugab, unerreichbar, aber es stellte doch einen Zustand der Vollkommenheit dar, den wir beständig anstreben sollten, ohne uns durch teilweise Misserfolge einschüchtern zu lassen.

„Es liegt nichts Unrechtes darin, wenn man nicht ganz nach dem Ideal lebt, das man sich erwählt hat, wohl aber liegt etwas Unrechtes darin, daß man, wenn man zurückblickt, sich sagen muß, man habe auch nicht den geringsten Schritt näher zu seinem Ideal hin gemacht.“

Wie weit Tolstois Lehren die zukünftigen Geschlechter beeinflussen werden, läßt sich unmöglich voraussagen; sobald jedoch die Zeit das rein Persönliche oder der Rasse Eigentümliche verwischt haben wird,

wird der göttliche Funke, den er von seinen großen geistigen Vorgängern in anderen Zeiten und Ländern übernahm, zweifellos weiterglühen. Seine Universalität befähigte ihn, sich mit ihnen in engster seelischer Sympathie zu vereinigen; sie war zuweilen so eng, daß er, wie in dem Falle J. J. Rousseaus, selbst Analogien und Vergleiche aufstellte, um zu beweisen, daß er lediglich auf ausgetretenen Pfaden wandle. Die Ähnlichkeit der Ideen Tolstois mit denen des Verfassers des „Contrat social“ geht freilich kaum über ein Mißtrauen beider gegen Kunst und Wissenschaft als Führer zu menschlichem Glück und menschlicher Tugend sowie über den Wunsch, die Menschen zu wahrer Brüderlichkeit zu bekehren, hinaus. Alles übrige, der Appell, den jeder von beiden an die Menschheit richtete, war ebenso verschieden wie ihr Lebenslauf, und ebenso verschieden war auch die Wirkung, den dieser Appell bei dem einen und andern von ihnen hatte. Die Zauberflöte der Rousseauschen Beredsamkeit flößte den Jüngern dieses Denkers einen leidenschaftlichen Fanatismus und den Drang ein, sich gegen die Feinde der Freiheit zusammenzuscharen. Tolstois Posaunenschall hat eine tiefere Note. Er dringt zum Herzen und ruft jeden Menschen dazu auf, sein eigenes Gewissen zu prüfen und seine Existenz durch Arbeit zu rechtfertigen.

Die Erhebung, die Tolstoi erweckt, beruht nicht auf der rhythmischen Sprache oder der subtilen Darstellung sinnlicher Erregung; sie kommt vielmehr von der Erkenntnis einer ewigen Wahrheit — der Wahrheit, welche die Liebe, den Glauben, den Mut und die Selbstaufopferung als Ecksteine ihres dauerhaften Gebäudes hat.

C. Hagberg Wright.

Oktober 1911.

Der Teufel

Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.

Ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.

Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.

Matth. 5, 28, 29, 30.

1.

Eugen Irtenjew hatte eine glänzende Karriere vor sich. Alle Vorbedingungen dafür waren gegeben. Er hatte eine vorzügliche häusliche Erziehung genossen und die juristische Fakultät der Petersburger Universität glänzend absolviert; von seinem unlängst verstorbenen Vater her besaß er Verbindungen in den höchsten Gesellschaftskreisen, und seine erste Dienstzeit im Ministerium war sogar unter dem Protektorat des Ministers verlaufen. Auch Vermögen war vorhanden, ein großes Vermögen, das aber ziemlich problematischer Natur war. Der Vater hatte im Auslande und in Petersburg gelebt, hatte jedem der beiden Söhne — Eugen und dem älteren Andreas, der im Chevaliergarderegiment diente — jährlich sechstausend Rubel gegeben und selbst mit seiner Frau sehr viel verbraucht. Er kam nur im Sommer auf zwei Monate auf sein Landgut, kümmerte sich

jedoch nicht um die Wirtschaft, sondern überließ alles dem fettgewordenen Verwalter, der sich zwar auch nicht um die Wirtschaft kümmerte, aber dafür das volle Vertrauen seines Herrn besaß.

Als die Brüder nach dem Tode des Vaters an die Teilung des Nachlasses gingen, waren so viel Schulden vorhanden, daß ihr Rechtsvertreter ihnen sogar den Rat gab, nur das Gut der Großmutter, das auf hunderttausend Rubel geschätzt wurde, für sich zu behalten und auf den väterlichen Nachlaß zu verzichten. Aber ein Gutsnachbar, der mit dem alten Irtenjew in Geschäftsverbindung gestanden hatte, das heißt, einen Wechsel von ihm besaß und in dieser Angelegenheit nach Petersburg gereist war, meinte, daß das Gut trotz der Schulden in die Höhe zu bringen und noch ein großes Vermögen dabei herauszuschlagen sei. Man brauche nur den Wald sowie einzelne Landstücke und Brachfelder zu verkaufen, den „goldenen Boden“ aber, das Gut Semjonowskoje mit seinen viertausend Desjatinen „schwarzer Erde“, der Zuckfabrik und den zweihundert Desjatinen Rieselwiesen zu behalten; allerdings sei dabei Bedingung, daß man die Sache mit Ernst anfasse, sich auf dem Lande ansiedle und klug und sparsam wirtschaftete.

Nun war Eugen im Frühjahr nach dem Gute gereist — der Vater war in der Fastenzeit gestorben — hatte alles persönlich in Augenschein genommen und den Entschluß gefaßt, seinen Abschied einzureichen, mit der Mutter auf das Gut überzusiedeln und die Wirtschaft zu übernehmen, um so den Hauptteil des Gutes zu retten. Mit dem Bruder, dem er nicht besonders zugetan war, traf er folgende Vereinbarung: er verpflichtete sich, ihm jährlich viertausend Rubel, oder mit

einem Male achtzigtausend Rubel zu zahlen, wofür der Bruder auf alle weiteren Erbansprüche verzichtete.

So verfuhr denn auch Eugen in der That. Er siedelte mit der Mutter nach dem großen Gutshause über und begann mit Eifer und zugleich mit Vorsicht zu wirtschaften. Man meint gewöhnlich, daß nur die alten Leute konservativ sind, während die jungen als Neuerer auftreten. Das ist nicht ganz richtig. Gewöhnlich sind gerade junge Leute konservativ — junge Leute, die leben wollen, aber nicht darüber nachdenken und auch keine Zeit haben, darüber nachzudenken, wie man leben müsse, und die sich darum das Leben, das bisher gewesen, zum Muster nehmen.

So war es auch mit Eugen. Nachdem er auf dem Lande Wohnung genommen, war sein Traum und sein Ideal, jene Lebensformen wieder herzustellen, die zu Lebzeiten des Großvaters geherrscht hatten. Der Vater war ein schlechter Wirt gewesen und konnte ihm deshalb nicht als Vorbild dienen. Er suchte nun, natürlich mit zeitgemäßen Änderungen und nicht auf so breiter Grundlage, im Hause, im Garten, im Wirtschaftsbetriebe den Geist der großväterlichen Epoche wieder zum Leben zu erwecken, mit der allgemeinen Zufriedenheit, der Ordnung, dem Wohlstand und dem Respekt, die jener Epoche eigen war. Um dieses Ziel zu erreichen, hieß es fleißig schaffen und arbeiten. Er mußte die Forderungen der Gläubiger und der Banken befriedigen und zu diesem Zweck einzelne Landstücke verkaufen oder die Zahlungen prolongieren. Er mußte Geld aufreiben, um den umfangreichen Betrieb in Semjonowskoje mit seinen vierhundert Desjatinen Ackerland und der Zuckerfabrik mit Hilfe von Tagelöhnern und ständigen Arbeitern aufrecht zu erhalten;

er mußte alles aufbieten, um jede Spur von Vernachlässigung und Verfall in Haus und Garten zu beseitigen. Es gab der Arbeit genug, aber Eugen verspürte auch Kraft genug in sich, und zwar sowohl physische wie geistige Kraft. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, mittelgroß, von kräftigem Körperbau und einer durch fleißiges Turnen wohl entwickelten Muskulatur — ein Sanguiniker mit frischem, rotem Gesicht, blinkenden Zähnen, vollen Lippen und weichem, welligem, nicht sehr dichtem Haar. Sein einziger physischer Mangel war seine Kurzsichtigkeit, die er sich durch das Tragen einer Brille zugezogen hatte. Er konnte jetzt ohne einen Kneifer nicht mehr auskommen, der über seiner leicht gebogenen Nase bereits eine Falte eingegraben hatte. Dies war sein körperliches Bild; in geistiger Beziehung aber war er so beschaffen, daß, je näher man ihn kennen lernte, man ihn um so mehr liebte. Die Mutter hatte ihn stets über alles geliebt; jetzt aber, nach dem Tode des Vaters, wandte sie ihm nicht nur ihre ganze Zärtlichkeit zu, sondern konzentrierte überhaupt ihr ganzes Leben auf ihn. Aber nicht die Mutter allein hatte ihn so gern, auch seine Kameraden im Gymnasium wie auf der Universität brachten ihm ihre besondere Liebe und Hochachtung entgegen, und denselben Eindruck übte er auch auf alle andern Personen aus. Es war einfach unmöglich, seinen Worten nicht zu glauben und bei diesem offenen, ehrlichen Gesicht und vor allem diesen Augen eine Täuschung, eine Unwahrheit anzunehmen.

Der Eindruck seiner Persönlichkeit half ihm bei seinen geschäftlichen Angelegenheiten außerordentlich. Die Gläubiger, die andern gegenüber sich ablehnend verhalten hätten, brachten ihm ihr Vertrauen entgegen.

Der Verwalter, der Dorfälteste, der Bauer, der jeden andern übervorteilt und betrogen hätte, vergaß das Betrügen unter dem angenehmen Eindruck des Verkehrs mit einem so guten, lieben und offenen Menschen.

Es war Ende Mai. Eugen hatte in der Stadt eine wichtige geschäftliche Angelegenheit geordnet. Er hatte das verpfändete Brachfeld ausgelöst und an einen Kaufmann verkauft, bei dem er wiederum das Geld lieh, um das Inventar, den Bestand an Pferden, Ochsen und Fuhrwerk zu erneuern, vor allem aber, um den unaufschiebbaren Bau eines Vorwerks zu beginnen.

Die Sache wickelte sich ganz nach seinem Wunsche ab. Es wurde Holz angefahren, die Zimmerleute gingen an die Arbeit, und mit achtzig Gespannen wurde der Dünger aufs Feld gefahren. Dennoch hing alles bisher noch an einem seidenen Faden.

2.

Inmitten dieser Sorgen trat ein Ereignis ein, das nicht eben sehr wichtig war, aber doch Eugen damals viele Sorgen verursachte. Er hatte in seiner Jugend wie alle jungen Leute gelebt, das heißt, mit verschiedenen Frauen verkehrt. Er war nicht gerade lasterhaft, war aber auch, wie er selbst zu sagen pflegte, kein Mönch. Den Verkehr mit Frauen pflegte er nur in dem Maße, wie er ihm, seinen eigenen Worten nach, für seine körperliche Gesundheit und geistige Freiheit notwendig erschien. Er hatte diese Lebensweise mit seinem sechzehnten Jahre begonnen, und die Sache war bis jetzt insofern glücklich abgelaufen, als er sich weder dem Laster ergeben noch sich eine Krankheit zugezogen hatte. In Petersburg hatte er anfangs mit einer Näherin verkehrt. Als diese dann auf Abwege geraten war, hatte

er sich anderweitig einzurichten gewußt, wie denn diese Seite seines Lebens so geregelt war, daß er nicht in Verlegenheit kam.

Nun lebte er aber seit zwei Monaten auf dem Lande und wußte durchaus nicht, was er beginnen sollte. Die unfreiwillige Enthaltbarkeit begann, ihre üble Wirkung auf ihn auszuüben. Sollte er eigens zu diesem Zweck in die Stadt fahren? Und wohin, und wie? Dieser eine Umstand beunruhigte Eugen, und da er überzeugt war, daß dies eine Notwendigkeit, ein Bedürfnis war, begann er es in der That als Notwendigkeit zu empfinden. Er fühlte sich unfrei und betrachtete wider Willen jedes junge Weib mit begehrliehen Blicken.

Er hielt es für unangebracht, in seinem eigenen Dorfe mit einer Frau oder einem Mädchen in Verkehr zu treten. Er wußte es vom Hörensagen, daß sein Vater wie sein Großvater in dieser Beziehung ganz anders geartet waren als sonst die Gutsbesitzer jener Zeit und in ihrem Hause niemals mit ihren Leibeigenen Liebeleien angefangen hatten, und er nahm sich vor, ihrem Beispiel zu folgen. Als die Sache jedoch immer dringender wurde und er sich mit Schrecken vorstellte, was in der Stadt möglicherweise seiner harrte, kam er zu dem Schlusse, daß er sich schließlich auch auf dem Dorfe einrichten könne, zumal ja die Dinge jetzt ganz anders lagen als zur Zeit der Leibeigenschaft. Es kam nur darauf an, daß niemand davon erfuhr, und daß die Sache nicht zur Lasterhaftigkeit ausartete, sondern sich in den Grenzen hielt, welche die Gesundheit vorschrieb. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde seine Unruhe noch verstärkt; wenn er mit dem Schulzen, mit den Bauern, mit den Zimmerleuten sprach, brachte er unwillkürlich das Gespräch auf die Frauen, und wenn

von Frauen die Rede war, suchte er dieses Thema möglichst lange festzuhalten. Den Frauen aber blickte er immer mehr und mehr nach.

3.

Nun war es freilich noch nicht damit abgetan, daß der Entschluß gefaßt war — er wollte auch ausgeführt sein. Es war ausgeschlossen, daß er selbst an eine Frau mit seinen Wünschen herantrat. An welche? Und wo? Er bedurfte eines Vermittlers, doch an wen sollte er sich wenden?

Da trat er einmal zufällig in das Häuschen des Waldhüters, um Wasser zu trinken. Der Waldhüter war ein ehemaliger Jäger seines Vaters. Eugen kam mit ihm in ein Gespräch, und der Alte begann, allerhand Erlebnisse aus früherer Zeit, Jagdgelage und so dergleichen zu schildern. Da kam Eugen auf den Gedanken, es ließe sich vielleicht machen, daß er sein Vorhaben hier in dem Waldhäuschen oder sonstwo im Walde zur Ausführung brächte. Er wußte nur nicht, wie es einzurichten wäre, und ob der alte Danila ihm dabei behilflich sein würde. „Er wird sich vielleicht über mein Ansinnen entsetzen, und ich werde vor ihm beschämt dastehen. Aber vielleicht geht er auch ohne weiteres darauf ein?“ So dachte er, während er der Erzählung Danilas lauschte. Dieser erzählte gerade, wie die Jäger in dem abgelegenen Hause der Diakonssfrau Quartier genommen hätten, und wie er einem von ihnen, Prjanitschnikow hieß er, ein Weib zugeführt habe. „Ich kann's ihm wohl sagen,“ dachte Eugen. „Ihr Väterchen, Gott hab' ihn selig, hat sich mit solchen Dummheiten nicht abgegeben.“ — „Ich kann's ihm doch nicht sagen,“ dachte Eugen, doch um das Terrain

zu sondieren, fragte er: „Wie hast du dich nur mit solchen schlechten Dingen abgeben können?“ — „Was ist denn daran so schlecht? Sie war sehr froh darüber, und mein Fjodor Sacharytsch war zufrieden und spendierte mir einen Rubel. Was sollt' er auch tun? Er war doch ein Mensch von Fleisch und Blut, der seinen Wein und Tee trank.“ — „Ja, ich kann's ihm sagen,“ dachte Eugen und begann ohne Umschweife: „Weißt du“ — er fühlte, wie Purpurröte sein Gesicht bedeckte — „weißt du, Danila, ich hab' auch schon so dran gedacht.“ Danila lächelte. „Ich bin doch kein Mönch; bin's gewöhnt.“ Er fühlte, daß alles, was er sagte, recht einfältig war; er freute sich aber, daß Danila ihm zustimmte. — „Sie hätten es längst sagen sollen, das läßt sich schon machen,“ meinte er, „sagen Sie nur, welche Sie haben möchten.“

„Das ist mir schließlich einerlei. Sie darf natürlich nicht mißgestaltet sein — und gesund vor allem . . .“

„Ich verstehe!“ entgegnete Danila und begann nachzudenken. — „Nun, ich hätte da ein prächtiges Ding,“ fuhr er fort. Eugen errötete wieder. „Ein ganz prächtiges Ding. Man hat sie im Herbst verheiratet, verstehen Sie . . .“ — Danila begann zu flüstern — „aber der Mann kann nichts ausrichten. Das wäre etwas für einen Liebhaber!“

Eugen verging vor Scham. „Nein, nein,“ sagte er hastig. „Ich brauche so etwas gar nicht. Im Gegenteil“ — was konnte hier das Gegenteil sein? — „im Gegenteil, ich will nur eine, die gesund ist, mit der ich so wenig wie möglich Scherereien habe — eine Soldatenfrau, oder sonst was in der Art.“

„Ich verstehe. Da muß ich Ihnen die Stepanida zuführen. Der Mann lebt in der Stadt — sie ist, sozusagen, wie eine Soldatenfrau. Ein nettes Weibchen,

und hübsch sauber. Sie werden zufrieden sein. Ich sagte ihr schon neulich: Geh mal hin, aber sie . . .“

„Also wann denn?“

„Meinetwegen schon morgen. Ich werde mir Tabak im Dorfe holen und sie auffuchen. Kommen Sie morgen mittags hierher, oder gehen Sie in die Badstube hinter dem Gemüsegarten. Es ist niemand hier, in der Mittagsstunde schläft ja alles.“

„Na, schön.“

Als Eugen nach Hause ritt, war er heftig erregt. Was wird nun sein? Was war eigentlich solch ein Bauernweib? Wie, wenn sie häßlich, abstoßend, widerwärtig war? „Nein, sie sind ganz nett,“ sagte er sich und dachte dabei an jene, denen er nachgesehen hatte. „Was sage ich ihr aber? Was werde ich tun?“

Den ganzen Tag war Eugen nicht bei Laune; am folgenden Tage begab er sich um zwölf Uhr nach dem Waldhäuschen. Danila stand an der Tür und winkte schweigend, mit einem vielsagenden Kopfnicken, zum Walde hin. Alles Blut strömte Eugen zum Herzen. Er begab sich auf die Suche: im Garten war kein Mensch. Auch die Badstube war leer. Als er heraustrat, hörte er plötzlich das Knacken zerbrochener Zweige. Er sah sich um — da stand sie, bis zum Gürtel im dichten Grafe, jenseits der kleinen Schlucht. Er stürzte durch die Schlucht auf sie zu. In der Schlucht wuchsen Brennnesseln, die er nicht bemerkt hatte. Er verbrannte sich an den Nesseln, verlor den Reiser von der Nase und lief den gegenüberliegenden Hügel hinauf. Vor ihm stand in einer weißen, gestickten Lagschürze, rotbraunem Rock und grellrotem Kopftuch, barfüßig, frisch, drall und nett das Weib und lächelte ihn schüchtern an.

„Sie hätten auf dem Fußpfad herumkommen können,“ sagte sie. „Ich bin schon lange hier . . .“

Er trat zu ihr heran, sah sich rasch noch einmal um und berührte sie. Und dann geschah etwas Hastiges, Rohes, Tierisches . . .

Sie trennten sich nach einer Viertelstunde; er fand seinen Kneifer wieder, ging zu Danila hinein, und als dieser ihn fragte: „Sind Sie zufrieden, gnädiger Herr?“ gab er ihm einen Rubel und ging nach Hause. Ja, er war zufrieden. Anfangs nur hatte er eine gewisse Scham empfunden, die aber später verschwand. Und alles war nun in schönster Ordnung. Besonders schön war es, daß er sich jetzt leicht, ruhig und frisch fühlte. Sie hatte er nicht einmal richtig angesehen. Er entsann sich nur, daß sie sauber, frisch, in ihrem Äußern nicht übel und einfach, ohne Biererei in ihrem Benehmen war. Wessen Frau war sie nur? fragte er sich. „Des Petschnikow,“ hatte Danila gesagt. Doch es gab zwei Petschnikows im Dorfe. Wahrscheinlich war sie die Schwiegertochter des alten Michajlo. Ja, sicher war es diese. Dessen Sohn lebte ja in Moskau. Er mußte einmal Danila danach fragen.

Somit war also diese bisher so lästige Unbequemlichkeit des Landlebens, die unfreiwillige Enthaltbarkeit, beseitigt. Der freie Schwung seiner Gedanken wurde nun nicht mehr gehemmt, er konnte ungehindert seinen Beschäftigungen nachgehen.

Die Pflichten, die Eugen auf sich genommen hatte, waren in der That nicht gering. Zuweilen befürchtete er, daß er seinen Plan nicht durchhalten und trotz allem gezwungen sein würde, das Gut zu verkaufen. Es schien ihm, daß alle seine Mühe und Arbeit vergeblich sei, und vor allem, daß er selbst unfähig sei, das begonnene Werk zu Ende zu führen. Das beunruhigte

ihn ganz besonders. Raum hatte er mit Mühe und Not ein Loch zugestopft, als sich auch schon unerwartet ein neues vor ihm auftrat.

Immer wieder waren während dieser ganzen Zeit neue, unbekannte Schulden des Vaters aufgetaucht. Man sah, daß der Vater in der letzten Zeit überall, wo er nur konnte, Geld aufgenommen hatte. Während der Nachlastteilung im Frühjahr glaubte Eugen nun endlich alle Verpflichtungen zu kennen, da erhielt er plötzlich im Hochsommer einen Brief, in dem eine verwitwete Frau Jessipowa ihm mitteilte, daß sie noch eine Schuldforderung von zwölftausend Rubeln habe. Ein Wechsel über diese Summe war nicht vorhanden, sondern nur ein einfacher Schuldschein, der nach Ansicht des Rechtsbeistandes anfechtbar war. Doch Eugen wies den Gedanken weit von sich, die Bezahlung einer Schuld seines Vaters nur aus dem Grunde zu verweigern, weil die Urkunde angefochten werden konnte. Er wollte sich nur vergewissern, ob diese Schuldforderung auch wirklich zu Recht bestand.

„Wer ist eigentlich diese Valeria Vladimirovna Jessipowa?“ fragte er seine Mutter, als sie, wie gewöhnlich, beim Mittagessen sich trafen.

„Die Jessipowa? Das ist ja die Pfliegerochter des Großvaters. Was ist mit ihr?“

Eugen erzählte ihr den Sachverhalt.

„Ich bin erstaunt über diese Unverfrorenheit. Dein Vater hat ihr ohnedies so viel zugewendet.“

„Sind wir ihr denn etwas schuldig?“

„Ja, wie soll ich dir das klar machen? Schuldig sind wir ihr nichts, aber der Vater hat in seiner grenzenlosen Güte . . .“

„Ja — aber betrachtete der Vater das als seine Schuld?“

„Ich kann es dir nicht sagen. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß du es sehr, sehr schwer hast.“

Eugen sah, daß die Mutter selbst nichts Rechtes wußte und ihn vielmehr auszufragen suchte.

„Ich schließe daraus,“ sagte er, „daß man ihr das Geld zahlen muß. Ich fahre morgen zu ihr und will sie fragen, ob sie mir die Schuld nicht noch stunden kann.“

„Ach, wie leid du mir tust, aber weißt du, es ist doch besser zu zahlen. Sage ihr nur, daß sie sich mit der Bezahlung gedulden muß,“ sagte die Mutter, offenbar beruhigt und zugleich stolz auf den Entschluß ihres Sohnes.

Eugens Lage war dadurch noch besonders erschwert, daß die Mutter, die mit ihm zusammenlebte, die Verhältnisse gar nicht begriff. Sie war während ihres ganzen Lebens so sehr an ein luxuriöses Leben gewöhnt gewesen, daß sie sich die Lage, in der sich der Sohn jetzt befand, gar nicht richtig vorstellen konnte. Sie begriff nicht, daß ihre Lage jeden Augenblick eine solche Wendung nehmen konnte, daß der Sohn gezwungen war, alles zu verkaufen und sich und die Mutter durch irgend eine Anstellung zu ernähren, die ihm vor der Hand höchstens zweitausend Rubel im Jahre eintragen konnte. Es war ihr unverständlich, daß man dieser drohenden Aussicht einzig durch Einschränkung der Ausgaben aus dem Wege gehen konnte, und darum wollte sie auch nicht begreifen, weshalb Eugen so sehr an allerhand Kleinigkeiten zu sparen suchte, an den Ausgaben für die Gärtner, Rutscher, Dienstboten und sogar für den eigenen Haushalt. Zudem hegte sie, gleich den meisten Witwen, für ihren Verstorbenen ein Gefühl besonderer Ehrfurcht, wie sie es bei seinen Lebzeiten nicht empfunden hatte, und ließ den Gedanken

nicht aufkommen, als könnte das, was der Selige getan und ins Leben gerufen, schlecht sein oder der Abänderung bedürfen.

Eugen unterhielt mit großer Mühe den Garten nebst dem Treibhaus mit zwei Gärtnern, sowie den Pferdestall mit zwei Kutschern. Maria Pawlowna aber dachte in ihrer Naivität schon Gott weiß was für ein mütterliches Opfer für ihren Sohn zu bringen, wenn sie sich nicht über das Essen beklagte, das der alte Koch zubereitete, und wenn sie nicht schalt, daß nicht alle Wege im Park gesegelt waren und statt eines Lakaien ein schlichter Bursche aus dem Dorfe zur Bedienung da war.

So sah Maria Pawlowna auch in der neuauftauchten Schuldforderung, die sämtliche Pläne Eugens fast vernichtete, nur eine Episode, die ihrem Sohne Gelegenheit gab, seinen Edelmut zu beweisen. Maria Pawlowna machte sich wegen der pekuniären Verhältnisse des Sohnes auch darum keine Sorge, weil sie überzeugt war, daß er eine glänzende Partie machen würde, die alle Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigen mußte. Er konnte in der That die glänzendste Partie machen: sie kannte eine Reihe von Familien, die sich glücklich geschätzt hätten, ihm ihre Tochter zu geben. Sie wartete mit Ungeduld darauf, diese Angelegenheit so bald wie möglich ins reine zu bringen.

4.

Eugen trug sich selbst mit dem Gedanken an eine Heirat, doch betrachtete er diese nicht von dem gleichen Gesichtspunkte wie seine Mutter. Der Gedanke, die Heirat als Mittel zur Aufbesserung seiner Lage zu benutzen, widerstrebte ihm. Er wollte bei der Heirat red-

lich verfahren und nur die Liebe sprechen lassen. Er hielt bereits Umschau unter den jungen Mädchen seines Bekanntenkreises und überlegte, ob sie für ihn nicht paßten, doch hatte sich sein Schicksal noch nicht entschieden. Inzwischen blieb sein Verkehr mit Stepanida, was er nie erwartet hätte, weiter bestehen und nahm sogar den Charakter eines dauernden Verhältnisses an. Nach der ersten Zusammenkunft hatte Eugen geglaubt, er würde die Frau nie wieder zu Gesicht bekommen, doch nach einiger Zeit wurde er wieder von einer Unruhe ergriffen, die er der gleichen Ursache zuschrieb. Seine Unruhe war aber diesmal nicht mehr so unbestimmt; er sah im Geiste dieselben glänzenden Augen, hörte die tiefe Bruststimme, spürte den Geruch von etwas Frischem und Starkem, stellte sich den vollen Busen vor, der sich unter dem Brustlaß hob und senkte, und das alles sah er in demselben, vom hellen Sonnenlicht übergossenen Dickicht von Haselnußsträuchern und Laubbäumen. Er wandte sich, so peinlich es ihm auch war, wieder an Danila, und wiederum wurde ein Stelldichein zur Mittagsstunde im Walde verabredet. Diesmal sah Eugen sich die Frau aufmerksamer an als das erste Mal, und alles an ihr erschien ihm anziehend. Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an, fragte sie nach ihrem Gatten. Es war in der That der Sohn des alten Michajlo, der als Kutscher in Moskau lebte.

„Ja, wie kannst du dann aber? . . .“ Eugen wollte sie fragen, wie sie ihren Gatten so hintergehen könne.

„Was denn?“ fragte sie. Sie war offenbar ein kluges Weibchen, das seine Gedanken erriet.

„Wie kannst du dann zu mir kommen?“

„Ach so —“ lachte sie. „Er tut's ja sicher dort auch. Was soll ich schon machen?“

Sie wollte offenbar ungezwungen und led erscheinen, was Eugen ungemein gefiel. Dennoch verabredete er kein neues Stelldichein mit ihr. Auch als sie selbst vorschlug, die Zusammenkünfte doch ohne die Vermittlung Danilas, den sie nicht recht leiden konnte, stattfinden zu lassen, willigte er nicht ein. Er hoffte, daß diese Zusammenkunft die letzte sein würde. Sie gefiel ihm wohl, und er war überzeugt, daß er eines solchen Verkehrs bedurfte, und daß darin nichts Schlechtes lag. Im Inneren seiner Seele jedoch saß ein strenger Richter, der sein Tun nicht billigte und erwartete, daß es das letzte Mal gewesen sein würde — zum mindesten aber wollte er an der Sache nicht teil haben, nicht an der Vorbereitung der nächsten Zusammenkunft mitwirken.

So ging es den ganzen Sommer hindurch, in dessen Verlauf er etwa zehnmal, und zwar stets durch Danilas Vermittlung, mit Stepanida zusammentam. Einmal konnte sie nicht erscheinen, weil ihr Mann zum Besuch gekommen war, und Danila schlug ihm eine andere vor. Eugen lehnte mit einem Gefühl des Abscheus den Vorschlag des Alten ab. Nachdem der Mann abgereist war, nahmen die Zusammenkünfte wieder ihren Fortgang, zuerst durch Danilas Vermittlung, dann aber vereinbarten sie selbst, wann sie sich treffen würden, und sie erschien in Begleitung der alten Prochorowna, da es sich nicht schickte, daß eine junge Frau allein ausging. Einmal, als Eugen gerade zur verabredeten Stunde zu ihr gehen wollte, traf eine befreundete Familie, deren Tochter Maria Pawlowna als Braut für Eugen in Aussicht genommen hatte, mit dieser selbst zu Besuch auf dem Gute ein, und Eugen vermochte auf keine Weise loszukommen. Als es ihm endlich gelang,

tat er, als gehe er nach der Scheune, und begab sich dann auf einem Fußpfad zu Stepanida in den Wald. Sie war nicht da, an der gewohnten Stelle jedoch war alles, so weit die Hand reichen konnte — der Faulbaum, das Nußgehölz, sogar ein junger, armdicker Ahornstamm — zerbrochen und geknickt. Sie hatte hier auf ihn gewartet, war aufgereggt und ärgerlich geworden und hatte ihm in den zerbrochenen Zweigen ein Andenken hinterlassen. Er stand ein Weilchen da und ging dann zu Danila, der sie für den folgenden Tag bestellen sollte. Sie kam und war zu ihm ganz so, wie sie immer gewesen.

So verging der Sommer. Die Zusammenkünfte fanden stets im Walde statt; nur einmal, kurz vor Anbruch des Herbstes, trafen sie sich in der Scheune auf ihrem Hofe. Eugen kam es nicht in den Sinn, daß diese Beziehungen irgendeine größere Bedeutung für ihn haben könnten. An Stepanida dachte er dabei so gut wie gar nicht. Er gab ihr Geld, und damit war die Angelegenheit für ihn erledigt. Er hatte keine Ahnung davon, daß das ganze Dorf von seinem Verkehr mit Stepanida wußte und sie beneidete, daß ihre Hausgenossen Geld von ihr nahmen und sie noch aufmunterten, und daß unter dem Einflusse des Geldes und der Aufmunterung der Hausgenossen die Vorstellung von der Sünde ganz und gar in ihr ausgerottet wurde. Es schien ihr, wenn die Leute sie beneideten, müsse das, was sie tat, wohl gut sein.

„Ich muß es meiner Gesundheit wegen tun,“ dachte Eugen. Vielleicht war es unrecht, und vielleicht wußten auch alle oder doch viele darum, obschon niemand davon sprach. Die Alte, die Stepanida begleitete, wußte es sicher, und wahrscheinlich hatte sie es auch den anderen Weibern erzählt. „Wirklich, es ist unrecht von

mir," dachte Eugen — „aber was soll ich tun? Und schließlich dauert es ja auch nicht mehr lange.“

Am peinlichsten war ihm, daß Stepanida einen Mann hatte. Anfangs nahm er aus irgendeinem Grunde an, daß dieser ein schlechter Kerl sei, und das rechtfertigte gleichsam seine eigene Handlungsweise. Als er ihn aber sah, war er betroffen: es war ein hübscher, schmucker Bursche, noch stattlicher als er selbst. Bei der nächsten Zusammenkunft sagte er ihr, daß er ihren Mann gesehen und an ihm seine Freude gehabt habe, er sei ein prächtiger Junge.

„Ja, einen zweiten wie er gibt es nicht im Dorfe,“ sagte sie stolz.

Eugen war erstaunt. Der Gedanke an ihren Mann war ihm fortan noch peinlicher als früher. Als er einmal bei Danila war und mit ihm ins Gespräch kam, sagte ihm dieser ohne Umschweife: „Michaillo fragte mich neulich: Ist es wahr, daß der Herr mit meiner Frau lebt? Ich sagte, ich wisse es nicht. Besser übrigens, sagte ich, sie lebt mit dem Herrn, als mit einem Bauern.“

„Nun, und was sagte er?“

„Nichts weiter. Warte nur, sagte er, wenn ich dahinter komme, kriegt sie ihr Teil ab!“

„Na ja, wenn der Mann zurückkommt, lasse ich die ganze Geschichte.“

Doch der Mann lebte in der Stadt, und Eugen setzte vorläufig die Beziehungen zu Stepanida fort.

„Sobald es sein muß, breche ich ab, und keine Spur bleibt übrig,“ dachte Eugen. Damit hielt er die Sache für abgetan. Im Laufe des Sommers war er von allerhand Dingen in Anspruch genommen gewesen: von der Errichtung des neuen Vorwerks, von der Ernte,

von allerhand Bauten und vor allem von der Regelung der Schulden und dem Verkauf des Brachfeldes. Das alles waren Dinge, die sein ganzes Interesse beanspruchten, und an die er Tag und Nacht dachte. Alles dies war wirkliches Leben, die Beziehungen zu Stepanida dagegen — er nannte sie nicht einmal ein Verhältniß — waren etwas ganz Nebensächliches, das er kaum merkte. Wenn freilich der Wunsch, sie zu sehen, in ihm aufstieg, geschah das mit solcher Macht, daß er an nichts anderes zu denken vermochte. Doch das währte nicht lange. Nach einer Zusammenkunft mit ihr dachte er wieder wochen-, ja zuweilen monatelang nicht an sie.

Im Herbst fuhr Eugen öfters zur Stadt und trat dort in näheren Verkehr mit der Familie Annenskij. Die Annenskij's hatten eine Tochter, die eben erst aus dem Institut nach Hause gekommen war. Und nun geschah es, daß Eugen, zur größten Betrübnis seiner Mutter, sich, nach ihren Worten, „zu billig verkaufte“, das heißt sich in Lisa Annenskaja verliebte und ihr einen Antrag machte.

Von dieser Zeit an hörte sein Verkehr mit Stepanida auf.

5.

Warum Eugen gerade Lisa Annenskaja erwählte, ist schwer zu erklären, wie man überhaupt nie erklären kann, warum ein Mann diese und nicht eine andere Frau wählt. Es gab da eine Anzahl von Gründen, sowohl positiver wie negativer Natur. Einer dieser Gründe war, daß sie keine reiche Braut war, wie seine Mutter sie für ihn zu freien gedacht hatte, ferner, daß sie in den Beziehungen zu ihrer Mutter naiv und verschüchtert war, und endlich, daß sie, obschon nicht häßlich, doch auch keine bemerkenswerte Schönheit war. Der

Hauptgrund war wohl, daß ihre Annäherung zu einer Zeit begann, als Eugen reif für die Ehe war. Er verliebte sich darum, weil er fühlte, daß er heiraten müsse.

Lisa Annenskaja gefiel ihm zuerst nur ein wenig, als er jedoch beschlossen hatte, sie zu heiraten, empfand er für sie ein weit stärkeres Gefühl. Er fühlte, daß er sich in sie verliebt hatte.

Lisa war sehr schwächlich und langaufgeschossen. Alles an ihr war lang: das Gesicht, die Nase, die Finger, die Füße. Ihr Teint war sehr zart, weiß, mit einem Stich ins Gelbliche und einem leichten roten Anflug; die hellbraunen Haare waren lang, weich und wellig. Sie hatte sehr schöne, sanfte, zutrauliche, helle Augen, und die Augen besonders gefielen Eugen. Wenn er an Lisa dachte, sah er stets diese hellen, sanften, zutraulichen Augen vor sich.

Das war Lisas körperliches Bild; wie ihr geistiges Bild beschaffen war, davon hatte Eugen keine Ahnung; er sah nur immer ihre Augen vor sich. Und diese Augen, so schien es ihm, sagten ihm alles, was er wissen mußte. Mit diesen Augen aber hatte es folgende Bewandtnis.

Im Institut schon, als fünfzehnjähriges Mädchen, war Lisa beständig in alle anziehenden Männer verliebt und war nur dann heiter und glücklich, wenn sie verliebt war. Als sie das Institut verlassen hatte, verliebte sie sich gleichfalls in alle jungen Männer, mit denen sie zusammentraf, und natürlich war sie auch in Eugen vom ersten Augenblicke an verliebt. Eben diese Verliebtheit gab ihren Augen den besonderen Ausdruck, der Eugen so sehr fesselte.

In diesem Winter war sie bereits in zwei junge Leute zu gleicher Zeit verliebt gewesen, und sie war nicht nur errötet und verlegen geworden, wenn diese

jungen Leute ins Zimmer traten, sondern auch dann, wenn nur ihre Namen genannt wurden. Als ihr aber die Mutter andeutete, daß Eugen Irtenjew ernste Absichten zu haben scheine, steigerte sich ihre Verliebtheit in ihn in einem Maße, daß sie gegen seine beiden Vorgänger fast gleichgültig wurde. Als nun Irtenjew gar bei ihnen im Hause zu verkehren begann, auf dem Balle in der Adelsversammlung mit ihr mehr als mit den übrigen Damen tanzte und offenbar nur zu erfahren wünschte, ob sie ihn liebe, nahm ihre Verliebtheit einen geradezu krankhaften Charakter an: sie sah ihn nachts im Traume und bei Tage im finsternen Zimmer, und alle anderen existierten nicht mehr für sie. Nachdem er dann um sie angehalten und sie den elterlichen Segen erhalten hatten, nachdem sie sich geküßt hatten und Brautleute geworden waren, hatte sie keinen anderen Gedanken als ihn, keinen anderen Wunsch als den, stets mit ihm zusammen zu sein, ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden. Sie war stolz auf ihn und zugleich gerührt ob seiner Liebe zu ihr und ihrer Liebe zu ihm; sie verging vor lauter Liebe, schmolz in Liebe dahin. Auch er liebte sie um so stärker, je mehr er sie kennen lernte. Er hatte nie erwartet, eine solche Liebe zu finden, und diese Liebe entfachte seine eigenen Gefühle nur noch heftiger.

6.

Vor Anbruch des Frühlings kam er nach Semjonowskoje, um verschiedene Wirtschaftsangelegenheiten zu regeln, vor allem aber, um im Hause, wo die Vorbereitungen zur Hochzeit bereits im Gange waren, nach dem Rechten zu sehen.

Maria Pawlowna war mit der Wahl des Sohnes

unzufrieden, jedoch nur aus dem Grunde, weil die Partie nicht so glänzend war, wie sie hätte sein können, und weil ihr Marwara Alexandrowna, die zukünftige Schwiegermutter ihres Sohnes, nicht gefiel. Sie wußte nicht, ob sie gut oder schlecht war, und das interessierte sie auch nicht; aber sie hatte bereits beim ersten Blick erkannt, daß sie nicht „comme il faut“, daß sie keine „Lady“ war, und das betrückte sie. Es machte ihr Sorgen, weil sie diese äußere Korrektheit aus Gewohnheit schätzte; sie wußte, daß auch Eugen in dieser Beziehung sehr feinfühlig war, und sah infolgedessen für ihn viel Ärger voraus. Die Tochter aber gefiel ihr, hauptsächlich darum, weil sie Eugen gefiel. Man mußte sie einfach liebgewinnen, und Maria Pawlowna war von Herzen gern dazu bereit.

Eugen traf die Mutter sehr vergnügt und zufrieden an. Sie war eifrig dabei, alles im Hause in Ordnung zu bringen, und traf Anstalten, um gleich nach Ankunft der jungen Frau selbst abzureisen. Eugen drang in sie, doch dazubleiben, und die Frage blieb vorläufig offen. Am Abend, nach dem Tee, legte Maria Pawlowna wie gewöhnlich Patience. Eugen saß dabei und half ihr. Das war die Zeit der intimsten, vertraulichsten Gespräche. Nachdem eine Partie beendet war, blickte Maria Pawlowna ihren Sohn an und begann darauf mit ein wenig stockender Stimme:

„Ich wollte dir noch etwas sagen, lieber Eugen. Ich weiß natürlich nichts weiter, doch möchte ich dir jedenfalls ganz im allgemeinen raten, vor der Hochzeit alle Junggesellenangelegenheiten unbedingt in Ordnung zu bringen, damit weder du, noch, was Gott verhüten möge, deine Frau durch irgend etwas belästigt wird. Du verstehst mich doch?“

Eugen begriff sofort, daß Maria Pawlowna von seinen Beziehungen zu Stepanida, die er seit dem Herbst abgebrochen hatte, unterrichtet war und auf sie anspielte, und daß sie, wie alle alleinstehenden Frauen, diesen Beziehungen eine weit größere Bedeutung beimaß, als sie in den Augen der Männer besitzen. Eugen errötete nicht sowohl vor Scham, als vor Ärger darüber, daß die gute Maria Pawlowna, wenn auch in guter Absicht, ihre Nase in Dinge steckte, die sie nichts angingen, die sie nicht begriff und nicht begreifen konnte. Er sagte, er habe nichts zu verbergen und habe sich stets so betragen, daß nichts seiner Heirat hindernd in den Weg treten könne.

„Nun, das freut mich, lieber Junge. Nimm's mir, bitte, nicht übel!“ sagte die Mutter verlegen. Aber Eugen sah, daß sie noch nicht alles gesagt hatte, was sie hatte sagen wollen, und nachdem sie ein Weilchen geögert, begann sie in der That zu erzählen, daß sie in seiner Abwesenheit gebeten worden sei, bei den Petschnikows Taufpatin zu sein.

Jetzt flammte Eugens Gesicht nicht mehr vor Ärger auf, und auch nicht vor Scham, sondern in dem beklemmenden Vorgefühl, daß das, was er sogleich vernehmen würde, etwas sehr Wichtiges sei. Ganz unwillkürlich überkam ihn dieses Vorgefühl, das mit seinen Worten und Erwägungen in schroffem Gegensatz stand, sich jedoch als vollkommen zutreffend erwies. Nur so von ungefähr, als ob es sich lediglich um die Fortsetzung der Unterhaltung handle, bemerkte Maria Pawlowna, es würden in diesem Jahre lauter Knaben geboren — offenbar könne man auf einen Krieg gefaßt sein. So sei es bei den Wassins gewesen, und bei den Ptschelnikows, wo das junge Frauchen auch zuerst einen Knaben

geboren habe. Maria Pawlowna wollte das alles ganz harmlos erzählen, doch hatte sie selbst ein Gefühl der Beschämung, als sie bemerkte, wie ihr Sohn errötete, wie er nervös den Kneifer auf und ab nahm und hastig eine Zigarette anzündete, und so schwieg sie. Auch Eugen schwieg und wußte nicht, wie er das Schweigen brechen sollte. So begriffen sie beide, daß sie einander verstanden hatten.

„Ja, die Hauptsache im Dorfe ist die Gerechtigkeit — es darf keine Günstlinge geben, wie bei deinem Onkel.“

„Ich weiß, liebe Mutter,“ sagte Eugen plötzlich — „ich weiß, warum Sie das sagen. Sie beunruhigen sich ganz ohne Grund. Mein zukünftiges Familienleben ist mir ein Heiligtum, das ich nie verletzen werde. Und was früher, in meiner Junggesellenzeit, gewesen ist, das ist alles begraben. Ich habe nie irgendwelche Verpflichtungen übernommen, und niemand hat irgendwelche Rechte an meine Person.“

„Nun, das freut mich,“ sagte die Mutter, „ich kenne ja deine vornehme Denkweise.“

Eugen nahm diese Worte der Mutter als einen ihm gebührenden Tribut hin und verstummte.

Am folgenden Morgen fuhr er in die Stadt und dachte unterwegs an seine Braut und an alles in der Welt, nur nicht an Stepanida. Doch als ob er mit Gewalt an sie erinnert werden sollte, traf er, als er sich der Kirche näherte, auf eine Schar von Leuten, die zu Fuß und zu Wagen von dort herkamen. Er sah den alten Matwej und Semjon, dann ein paar Kinder und junge Mädchen und zuletzt zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere in grellrotem Feiertagskleide, die ihm bekannt vorkam. Sie schritt leicht und elastisch daher und trug einen Säugling im Arme. Als er an

ihnen vorüberkam, begrüßte ihn die ältere Frau nach altem Brauche, indem sie stehen blieb, während die junge mit dem Kinde nur den Kopf neigte und ihn unter dem Kopftuche hervor mit den ihm bekannten, lachenden, munteren Augen anblickte.

Ja, das war sie. Doch das war ja alles zu Ende, warum sollte er sie also noch ansehen? „Vielleicht ist es mein Kind?“ ging's ihm durch den Sinn. Ach, Unsinn! Sie hatte ja einen Mann, hatte auch mit ihm verkehrt. Er nahm sich nicht einmal die Zeit nachzurechnen. Es war bei ihm einmal beschlossene Sache, daß es sich für ihn nur um etwas gehandelt hatte, das für seine Gesundheit notwendig war — er hatte Geld gezahlt, und damit war die Sache erledigt. Jrgendein Verhältnis hatte zwischen ihnen nicht existiert, existierte auch jetzt nicht, konnte und durfte nicht existieren. Er brauchte nicht einmal sein Gewissen einzuschläfern, es hatte sich überhaupt in dieser Angelegenheit nicht geregt. Er dachte nach der Unterredung mit der Mutter und dem Zusammentreffen auf der Dorfstraße kein einziges Mal mehr an sie zurück und traf sie auch in der Folge kein einziges Mal.

Am Sonntag nach Ostern wurde seine Hochzeit in der Stadt gefeiert, und gleich darauf begab er sich mit seiner jungen Frau auf das Gut. Das Wohnhaus war, wie üblich, für die jungen Eheleute hergerichtet. Maria Pawlowna wollte fortziehen, aber Eugen und namentlich Lisa baten sie dazubleiben, und so siedelte sie nur nach dem Seitenflügel über.

Und nun begann für Eugen ein neues Leben.

7.

Das erste Ehejahr war für Eugen sehr schwer. Die wirtschaftlichen Sorgen, die er während der Bräuti-

gamszeit, soweit es ging, aufgeschoben hatte, brachen nun, nach der Hochzeit, mit einem Male über ihn herein.

Es erwies sich als unmöglich, die Schuldenlast loszuwerden. Der Wald war zwar verkauft, und die dringendsten Schulden waren getilgt; doch blieben immer noch Schulden genug, und Geld war nicht vorhanden. Das Gut warf zwar recht schöne Einkünfte ab, aber der Bruder mußte unterstützt werden, die Hochzeit kostete Geld, so daß alle Barmittel draufgingen und die Zuckerfabrik wegen Mangels an Betriebskapital stillstehen mußte. Das einzige Mittel, aus dieser schwierigen Lage herauszukommen, war, das Geld der Frau in die Wirtschaft zu stecken. Lisa, der die Verlegenheiten ihres Mannes nicht entgingen, bestand selbst darauf, daß dieser Ausweg eingeschlagen würde. Eugen willigte ein, doch nur unter der Bedingung, daß die Hälfte des Gutes urkundlich auf den Namen seiner Frau eingetragen werde. Er tat das natürlich nicht seiner Frau wegen, die sich dadurch beleidigt gefühlt hätte, sondern aus Rücksicht auf die Schwiegermutter.

Diese geschäftlichen Angelegenheiten, bei denen Erfolg und Mißerfolg einander ablösten, waren nur der eine dunkle Schatten, der in diesem ersten Jahre auf Eugens Leben fiel. Ein anderer störender Umstand war der schlechte Gesundheitszustand seiner Frau. Sieben Monate nach der Hochzeit, im Herbst, stieß ihr ein Unfall zu. Sie war ihrem Manne, der aus der Stadt zurückkehrte, in einem Stuhlwagen entgegengefahren, als das sonst ruhige Pferd plötzlich scheute. Lisa erschrak und sprang aus dem Wagen. Der Sprung war verhältnismäßig glücklich abgelaufen — sie hätte

dabei leicht an einem Rade hängen bleiben können — aber sie war bereits schwanger, und in der folgenden Nacht stellten sich Schmerzen bei ihr ein. Sie hatte eine Fehlgeburt und konnte sich danach lange nicht erholen. Der Verlust des erwarteten Kindes, die Krankheit der Frau, die damit verknüpfte Unordnung im Haushalt und namentlich die Anwesenheit der Schwiegermutter, die sogleich nach Lisas Erkrankung eingetroffen war, alles das machte ihm das erste Ehejahr besonders schwer und drückend.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse jedoch fühlte sich Eugen am Ende des Jahres sehr wohl. Erstens begann sein Lieblingsplan, die großväterliche Epoche in neuen Formen wieder aufleben zu lassen, sich, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, allmählich zu verwirklichen. Jetzt konnte keine Rede mehr davon sein, das Gut der Schulden halber zu verkaufen. Das Stammgut war zwar auf den Namen der Frau übertragen, aber doch immerhin gerettet, und wenn nur die Rübenernte gut ausfiel und die Preise sich hielten, konnte für das kommende Jahr statt der bisherigen Not und Unsicherheit voller Wohlstand erwartet werden.

Das war die eine Seite seines Lebens. Auf der anderen Seite hatte er, obgleich die Anforderungen, die er an seine Frau stellte, recht hochgespannt waren, von ihr doch nie das erwartet, was sie ihm in der That wurde. Es war nicht das, was er erwartet hatte, doch war es, wenn auch anders, jedenfalls etwas weit Besseres. Verliebte Szenen lagen ihr nicht oder gelangen, wenn er sie herbeizuführen suchte, nur sehr matt. Dagegen nahm alles ringsum eine solche Gestalt an, daß ihm das Leben fröhlicher, angenehmer und leichter erschien. Er wußte nicht, woher das kam,

doch war es in der That so. Es kam aber daher, daß Lisa gleich nach ihrer Verlobung endgültig entschieden hatte, daß von allen Menschen auf der Welt Eugen Irtzenjew der erhabenste, klügste, reinste und edelste sei, und daß es darum die Pflicht aller Menschen sei, ihm zu dienen und Freude zu bereiten; da es aber nicht anging, alle Menschen dazu zu zwingen, mußte sie es wenigstens selbst nach Kräften tun. Das tat sie denn auch, und darum waren alle ihre seelischen Kräfte darauf gerichtet, seine Lieblingswünsche, worauf sie auch gerichtet sein mochten, und wie schwer erfüllbar sie auch waren, zu erraten und zu verwirklichen.

Sie besaß eine Eigenschaft, die den Hauptreiz des Verkehrs mit einem geliebten Weibe ausmacht: sie verstand es, dank der Liebe zu ihrem Manne, förmlich hellseherisch in seiner Seele zu lesen. Sie ahnte — wie es ihm schien, sogar besser als er selbst — jede Seelenstimmung, die ihn beherrschte, jede Nuance seiner Empfindungen und handelte demgemäß, das heißt, sie verlegte nie sein Gefühl, sondern milderte stets die niederdrückenden und verstärkte die frohen Empfindungen. Sie begriff aber nicht nur seine Gefühle, sondern auch seine Gedanken. Die fernliegendsten Fragen der Landwirtschaft, des Fabrikbetriebes, des Verkehrs mit den Leuten begriff sie im Handumdrehen, und so ward sie ihm nicht nur eine angenehme Gesellschafterin, sondern, wie er selbst ihr versicherte, eine nützliche, unerseßliche Ratgeberin. Alle Dinge und Menschen, kurz alles in der Welt sah sie einzig mit seinen Augen an. Sie hatte ihre Mutter lieb; als sie jedoch bemerkte, daß die Einmischung der Schwiegermutter in ihr Leben Eugen unangenehm war, stellte sie sich sofort auf seine Seite, und zwar mit einer

solchen Entschiedenheit, daß er ihren Eifer zügeln mußte.

Zu alledem besaß sie einen feinen Geschmack, un-
gemein viel Takt und vor allem Ruhe. Alles, was sie
tat, geschah gleichsam unmerklich; man sah nur die
Ergebnisse ihrer Arbeit: stets und überall peinliche
Sauberkeit, Ordnung und Schönheit. Lisa hatte sofort
erkannt, welcher Art das Lebensideal ihres Mannes
war, und sie war bestrebt, seine Wünsche in allem,
was das häusliche Leben betraf, zu befriedigen. Es
fehlten nur noch die Kinder, aber auch auf diese konnte
man bestimmt hoffen. Im Winter waren sie zu einem
Frauenarzt nach Petersburg gefahren, und dieser hatte
sie versichert, daß Lisa vollkommen gesund sei und Kin-
der haben könne. Und dieser Wunsch ging in Erfül-
lung: gegen Ende des Jahres fühlte Lisa sich wieder
schwanger.

8.

Das einzige, was ihr Glück zwar nicht vergiftete,
aber doch bedrohte, war Lisas Eifersucht. Sie zeigte
dieses Gefühl nicht, unterdrückte es, litt aber häufig
darunter. Eugen durfte keine andere Frau lieben als
sie, denn es gab in der ganzen Welt keine, die seiner
würdig gewesen wäre (ob sie selbst seiner würdig war,
fragte sie sich nie), und keine Frau durfte daher wagen,
ihn zu lieben.

Es war alles wunderschön. Sie lebten allein auf
ihrem Gute. Selbst die Schwiegermutter, die ihre
Ruhe ein wenig beeinträchtigt hatte, war abgereist.
Nur Maria Pawlowna, mit der Lisa besonders be-
freundet war, kam häufig zu ihnen zu Besuch und
blieb wochenlang da. Ihr Leben war das glücklichste
und froheste. Eugens Tätigkeit nahm einen guten Fort-

gang. Lijas Gesundheit war, trotz ihres Zustandes, ausgezeichnet. Das Zusammenleben der beiden Eheleute gestaltete sich immer inniger, und es gab nichts, was diese Harmonie getrübt hätte.

Ihre Lebensweise war in folgender Weise geregelt: er stand, wie immer, früh auf und begab sich in die Wirtschafft oder nach der Fabrik, zuweilen auch aufs Feld. Um zehn Uhr kam er zum Kaffee, den er gewöhnlich in der Gesellschaft von Maria Pawlowna, Lisa und einem bei ihnen lebenden Onkel auf der Terrasse trank. Nach dem Kaffee, bei dem sich häufig eine lebhaftere Unterhaltung entspann, trennte man sich; bis zum Mittag wurde gelesen, und Eugen erledigte seine Geschäftsbriefe. Um zwei Uhr speiste man, dann ging oder fuhr man spazieren. Des Abends, wenn Eugen aus seinem Kontor kam, tranken sie spät Tee, zuweilen wurde laut vorgelesen, Lisa arbeitete oder musizierte, oder, falls Gäste da waren, unterhielten sie sich. Wenn Eugen geschäftlich verreiste, schrieb er ihr täglich und erhielt täglich von ihr einen Brief. Zuweilen begleitete sie ihn auf seinen Fahrten, und dann waren sie besonders vergnügt. An seinem und ihrem Namenstage sahen sie Gäste bei sich, und er freute sich, wenn er sah, wie schön sie alles hergerichtet hatte, und wie wohl sie sich alle bei ihm fühlten. Er sah und hörte auch, daß die Gäste von der liebreizenden jungen Wirtin entzückt waren, und er liebte sie darum noch mehr.

Alles ging vortrefflich. Ihre Schwangerschaft ertrug sie leicht, und beide erwogen schon, wenn auch ein wenig schüchtern, wie sie das Kind erziehen würden. Die Art der Erziehung, die anzuwendenden Methoden, alles das wurde von Eugen bestimmt, und sie wünschte

nur, seinen Willen gehorsam zu erfüllen. Eugen hatte einen ganzen Haufen medizinischer Bücher durchgelesen, er hatte die Absicht, das Kind nach allen Regeln der Wissenschaft zu erziehen. Sie war natürlich mit allem einverstanden, traf alle Vorbereitungen, nähte leichte und warme Steckkissen und richtete die Wiege ein. So brach das zweite Jahr ihres ehelichen Lebens und der zweite Frühling an.

9.

Es war gegen Pfingsten. Lisa befand sich im fünften Monat der Schwangerschaft, und wenn sie sich auch in acht nahm, war sie doch fröhlich und munter. Die beiden Mütter, die unter dem Vorwande des Beistandes für die junge Frau im Hause lebten, beunruhigten sie nur mit ihren fortwährenden Ermahnungen. Eugen befaßte sich ganz besonders eifrig mit der Wirtschaft, namentlich mit dem in großem Maßstabe betriebenen Rübenbau.

Am Tage vor dem Pfingstfest ließ Lisa eine Generalreinigung im Hause vornehmen, die seit Ostern nicht gemacht worden war, und bestellte zwei Tagelöhnerinnen aus dem Dorfe, die der Dienerschaft helfen sollten, die Fußböden zu scheuern, die Fenster zu putzen, die Polstermöbel und Teppiche zu klopfen und die Bezüge abzunehmen. Die Frauen kamen früh morgens, stellten ein paar Kessel Wasser aufs Feuer und machten sich an die Arbeit.

Eine dieser Frauen war Stepanida. Sie hatte kurz vorher ihren Knaben entwöhnt und den Wirtschaftsschreiber gebeten, sie zur Arbeit im Herrenhause einzustellen. Sie wollte sich die neue Herrin ganz in der Nähe ansehen. Stepanida lebte, wie bisher, ohne ihren

Mann und hatte eine Liebelei mit dem blutjungen Wirtschaftsschreiber, wie sie sie früher mit dem alten Danila, der sie beim Holzstehlen ertappt, und nachher mit dem Gutsherrn gehabt hatte. An Eugen dachte sie gar nicht weiter. „Er hat ja jetzt eine Frau,“ dachte sie. Dennoch war es interessant, die gnädige Frau und ihr Hauswesen einmal genauer zu befehen, sie sollten ja, wie man sagte, sehr schön eingerichtet sein.

Eugen hatte sie seit dem Tage, da er sie mit dem Kinde getroffen, nicht mehr gesehen. Auf Taglohn ging sie nicht, da sie das Kind hatte, und er kam selten ins Dorf. An diesem Tage vor Pfingsten war Eugen bereits um fünf Uhr früh aufgestanden und aufs Brachfeld hinausgeritten, das mit phosphorsaurem Kalk gedüngt werden sollte. Er hatte das Haus verlassen, als die beiden Weiber es noch nicht betreten hatten und noch in der Küche mit den Wasserkesseln beschäftigt waren.

Gutgelaunt, zufrieden und hungrig kehrte Eugen zum Frühstück zurück. Er stieg an der Gartenpforte ab, übergab das Pferd dem vorübergehenden Gärtner und ging, mit der Reitpeitsche nach dem hohen Grase schlagend und, wie man das so öfter tut, einen und denselben Satz immer wieder vor sich himmelmelnd, nach dem Hause zu. Der Satz, den er in einem fort wiederholte, lautete: „Der phosphorsaure Kalk wird's beweisen!“ Was er beweisen würde, daran dachte er gar nicht. Auf der kleinen Wiese wurden Teppiche ausgeklopft. Die Möbel waren aus den Zimmern geschafft. „Herrgott, hat Lisa da ein Reinemachen vorgenommen! . . . Der phosphorsaure Kalk wird's beweisen . . . Das ist mal eine Hausfrau! Eine prächtige Hausfrau, ja wohl!“ Er stellte sich dabei lebhaft ihre in einen

weißen Morgenrock gehüllte Gestalt und ihr freudestrahlendes Gesicht vor, das sie fast immer hatte, wenn er sie anblickte. „Ja, ich muß unbedingt andere Stiefel anziehen, denn sonst würde der phosphorsaure Kalk es beweisen, das heißt einen Düngergeruch verbreiten, und das darf nicht sein, da doch die kleine Hausfrau sich in diesem Zustande befindet. In welchem Zustande? Nun, in ihrem Leibe wächst eben solch ein kleiner Irtenjewe,“ dachte er. „Ja, der phosphorsaure Kalk wird's beweisen!“ Und über seine eigenen Gedanken lächelnd, legte er die Hand auf die Türklinke seines Zimmers. Aber noch hatte er nicht gegen die Tür gedrückt, als sie von selbst aufging und er mit einem Weibe zusammenprallte, das, einen Eimer in der Hand, den Rock hoch aufgeschürzt, barfüßig, die Ärmel aufgestreift, ihm entgegenkam. Er trat zur Seite, um das Weib durchzulassen, das gleichfalls zur Seite getreten war und mit der nassen Hand das verschobene Kopftuch zurechtrückte.

„Geh nur, geh, ich warte, wenn ihr . . .“ begann Eugen und brach plötzlich ab, als er sie erkannt hatte.

Sie schaute ihn mit ihren lachenden Augen fröhlich an, zog den roten Wollrock zurecht und ging zur Tür hinaus.

„Nicht doch, Unsinn! . . . Was ist denn das? Nicht möglich!“ dachte Eugen stirnrunzelnd und sich gleichsam einer lästigen Fliege erwehrend. Er war ärgerlich darüber, daß er sie bemerkt hatte, konnte aber doch auch seinen Blick von dem schaukelnden, elastischen, kräftigen Gange ihrer bloßen Füße, von ihren Armen und Schultern, von dem Faltenwurf des Hemdes und des roten Rockes, der hoch über den weißschimmernden Waden aufgeschürzt war, nicht losreißen.

„Ja, was starre ich ihr denn nach?“ sagte er sich und senkte die Augen, um sie nicht zu sehen. „Ich muß aber doch hineingehen, um die Stiefel zu wechseln.“ Und er machte kehrt, um in sein Zimmer zu gehen; aber kaum hatte er zehn Schritte zurückgelegt, als er sich, er wußte selbst nicht, wie und auf wessen Befehl, wieder umwandte, um sie noch einmal zu sehen. Sie bog gerade um die Ecke und sah sich im selben Augenblick nach ihm um.

„Ach, was tue ich nur!“ schrie es in ihm. „Sie könnte vielleicht denken . . . Oder sie denkt es sicher schon . . .“

Er betrat sein nasses Zimmer. Ein altes, mageres Weib scheuerte dort noch den Fußboden. Eugen ging auf den Fußspitzen durch die schmutzigen Wasserpflügen nach dem Wandschirm, hinter dem die Stiefel standen, und wollte das Zimmer verlassen, als die Alte gleichfalls hinausging.

„Die ist nun fort, und jetzt kommt Stepanida wieder,“ begann plötzlich irgend jemand in ihm zu überlegen.

„O Gott, was denke ich denn da, und was tu' ich!“ Er ergriff die Stiefel, lief ins Vorzimmer, bürstete seine Kleider ab und trat auf die Terrasse hinaus, wo die Mutter und die Schwiegermutter bereits beim Kaffee saßen. Lisa hatte offenbar auf ihn gewartet und trat in demselben Augenblick aus der andern Tür auf die Terrasse.

„O Gott, wenn sie wüßte . . . sie, die mich für so ehrlich, so rein und unschuldig hält!“ dachte er.

Lisa begrüßte ihn, wie immer, mit strahlendem Gesichte. Doch erschien sie ihm heute ganz besonders blaß, gelb, lang aufgeschossen und schwächlich.

Beim Kaffee entspann sich, wie das oft geschieht, jene ganz besondere Art von Damenunterhaltung, die keine Spur von logischem Zusammenhang aufwies, aber doch offenbar irgendwie zusammenhängen mußte, da sie ununterbrochen fortgesetzt wurde.

Die beiden Alten stichelten sich gegenseitig, während Liza geschickt zwischen ihnen hin und her lavierte.

„Ich ärgere mich,“ sagte sie zu ihrem Manne, „daß dein Zimmer noch nicht fertig ist. Ich wollte aber, daß überall gründlich aufgeräumt würde.“

„Nun, laß schon. Wie hast du denn geschlafen, nachdem ich fortgegangen war?“

„Ganz gut, ich fühle mich recht wohl.“

„Wie kann eine Frau in ihrem Zustande überhaupt gut schlafen,“ bemerkte Warwara Alexandrowna, die Schwiegermutter — „bei dieser unerträglichen Hitze, wo die Fenster noch dazu auf der Sonnenseite liegen und keine Jalousien oder Markisen haben! Ich hatte stets welche an den Fenstern.“

„Aber Lisas Fenster haben doch bis um zehn Uhr Schatten,“ sagte Maria Pawlowna.

„Ja, und davon kommt auch ihr Fieber . . . von dieser Feuchtigkeit,“ versetzte Warwara Alexandrowna, ohne zu merken, daß sie gerade das Gegenteil von dem sagte, was sie vorher gesagt hatte. „Mein Hausarzt hat immer gesagt, man könne eine Krankheit nie bestimmen, wenn man den Charakter des Kranken nicht kennt. Und der wird's schon wissen, denn er ist ein ganz ausgezeichneter Arzt, wir haben ihm hundert Rubel jährlich gezahlt. Mein seliger Mann hat von den Ärzten nicht viel gehalten, aber wenn ich einen brauchte, hat er nicht geknausert.“

„Wie soll ein Mann auch knausern, wenn mög-

licherweise das Leben seiner Frau und seines Kindes auf dem Spiele steht! . . . Gewiß, wenn die Frau selbst Vermögen hat, ist sie ja von dem Manne nicht abhängig.“

„Eine gute Frau ordnet sich ihrem Manne unter,“ sagte Warwara Alexandrowna — „Lisa ist nur leider nach ihrer Krankheit noch zu schwach.“

„O, nicht doch, Mama — ich fühle mich ausgezeichnet! Hat man Ihnen übrigens keine abgekochte Sahne gebracht?“

„Ich brauche keine. Ich kann ja auch unabgekochte Sahne nehmen.“

„Ich habe Warwara Alexandrowna gefragt, aber sie wollte keine abgekochte Sahne,“ warf Maria Pawlowna, sich gleichsam entschuldigend, dazwischen.

„Ich will wirklich keine, ich danke dir, meine Tochter,“ sagte Warwara Alexandrowna, und als wollte sie dem peinlichen Gespräche unter großmütigem Verzicht auf die Sahne ein Ende machen, wandte sie sich an Eugen:

„Nun, ist der phosphorsaure Kalk jetzt ausgestreut?“

Lisa lief hinaus, um die Sahne zu holen.

„Aber ich will wirklich keine, ich danke!“

„Lisa, Lisa, geh langsamer!“ rief Maria Pawlowna hinter ihr her. „Diese raschen Bewegungen können ihr schaden.“

„Gar nichts kann ihr schaden, wenn sie nur ihre Seelenruhe bewahrt,“ sagte Warwara Alexandrowna, als wolle sie auf irgend etwas anspielen, obschon sie selbst wußte, daß es gar nichts gab, auf das sie hätte anspielen können.

Lisa kam mit der Sahne; Eugen trank seinen Kaffee und hörte gelangweilt zu. Er war bereits an diese Art

von Unterhaltung gewöhnt, heute jedoch wurde er durch ihren Mangel an jeglichem vernünftigen Gehalt ganz besonders verstimmt. Er wollte mit sich darüber ins reine kommen, was eigentlich mit ihm vorgefallen war, und dieses Geschwäk störte ihn dabei. Warwara Alexandrowna erhob sich, nachdem sie ihre Tasse geleert hatte, und entfernte sich in schlechter Stimmung. Lisa, Eugen und Maria Pawlowna blieben allein zurück. Die Unterhaltung nahm nun in ungezwungener, angenehmer Weise ihren Fortgang. Aber Lisa hatte mit ihren durch die Liebe geschärften Sinnen sogleich bemerkt, daß Eugen durch irgend etwas beunruhigt wurde, und sie fragte ihn, ob vielleicht etwas Unangenehmes vorgefallen sei. Er war auf diese Frage nicht vorbereitet und schien ein wenig verwirrt, als er ihr zur Antwort gab, es sei nichts vorgefallen. Seine Antwort stimmte Lisa nur noch nachdenklicher. Irgend etwas peinigte ihn, peinigte ihn recht sehr — das sah sie so deutlich, wie sie die Fliege sah, die in den Milchtopf gefallen war. Doch er sagte kein Wort. Was hatte das zu bedeuten?

11.

Nach dem Frühstück trennten sich alle. Eugen ging, wie es ihm zur Gewohnheit geworden war, in sein Kabinett. Er las nicht und schrieb auch keine Briefe, sondern saß, in Nachdenken versunken, da und rauchte eine Zigarette nach der andern. Er war höchst erstaunt und empört über dieses plötzlich in ihm aufgetauchte häßliche Gefühl, von dem er sich seit seiner Verheiratung frei wähnte. Er hatte dieses Gefühl seither nicht ein einziges Mal empfunden — weder beim Anblick dieser Frau, die er kannte, noch irgendeiner anderen Frau, außer seiner Gattin. Er hatte sich oft im stillen ge-

freut über seine seelische Befreiung, und nun belehrte ihn plötzlich dieser anscheinend ganz bedeutungslose Zufall, daß er von jenem Gefühle noch keineswegs frei war. Nicht, daß er sich diesem Gefühle wieder unterworfen gefühlt, daß er jene Frau wieder begehrt hätte — das hielt er für vollkommen ausgeschlossen; aber daß dieses Gefühl überhaupt in ihm noch lebendig war und er vor ihm auf der Hut sein mußte, verursachte ihm Sorgen. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß er schließlich dieser Empfindung Herr werden würde. Er hatte noch einen Brief zu beantworten und ein Schriftstück aufzusetzen, und er nahm am Schreibtisch Platz, um zu arbeiten. Er erledigte beides, hatte über der Arbeit ganz vergessen, was ihm so viel Unruhe bereitet, und ging hinaus, um im Pferdestall nachzusehen. Und abermals kam ihm — war es Absicht oder böser Zufall? — kaum, daß er auf der Treppe war, um die Ecke herum der rote Frauenrock und das rote Kopftuch entgegen, und die Arme schwenkend und sich in den Hüften wiegend, schritt jene Frau an ihm vorüber. Oder sie schritt vielmehr nicht, sondern lief, als wolle sie die Gefährtin einholen, gleichsam spielend und tänzelnd daher.

Er sah im Geiste die grelle Mittagssonne, die Brennnesseln, den Hinterhof von Danilas Waldhütte, und im Schatten der Ahornbäume — ihr lachendes Gesicht mit dem Blatt zwischen den Zähnen.

„Nein, das geht unmöglich so weiter,“ sprach er zu sich selbst, wartete so lange, bis die beiden Weiber nicht mehr zu sehen waren, und ging ins Kontor. Es war gerade um die Mittagszeit, und er hoffte, den Verwalter noch anzutreffen. Er hatte sich nicht geirrt: der Verwalter war soeben von seinem Mittagsschläfchen erwacht. Er stand im Kontor, reckte sich und gähnte und

sah den vor ihm stehenden Viehwärter an, der ihm irgend etwas erzählte.

„Wassilij Nikolaitsch . . .“ begann Eugen.

„Was ist Ihnen gefällig?“

„Ich wollte mit Ihnen über etwas reden . . .“

„Worüber denn?“

„Fertigen Sie erst den da ab . . .“

„Du kannst sie also nicht herbringen?“ sagte Wassilij Nikolajewitsch zu dem Viehwärter.

„Es wird schlecht gehen, Wassilij Nikolaitsch.“

„Um was handelt es sich denn?“ fragte Eugen.

„Eine Kuh hat auf dem Felde ein Kalb geworfen . . . Nun, gut, ich werde gleich anspannen lassen. Sag's dem Nikolaj, er soll die Blässe anspannen, und wenn's vor den Jagdwagen ist.“

Der Viehwärter ging hinaus.

„Sehen Sie,“ begann Eugen errötend und fühlte dabei deutlich, daß er errötete — „sehen Sie, Wassilij Nikolaitsch . . . als ich noch unverheiratet war, hatte ich hier so meine kleinen Sünden . . . Sie haben vielleicht davon gehört. . . .“

Wassilij Nikolaitsch lächelte mit den Augen und sagte, seinen Herrn offenbar im stillen bemitleidend:

„Sie sprechen von der Stepanida?“

„Nun, ja . . . Hören Sie, tun Sie mir doch den Gefallen: geben Sie ihr hier im Hause keine Arbeit mehr. Sie werden mich verstehen . . . es ist mir peinlich . . .“

„Das hat jedenfalls der Schreiber Wanja angeordnet.“

„Also, bitte . . . Wie steht's denn auf dem Felde — wird der Rest von dem phosphorsauren Kalk noch heute ausgestreut?“ sagte Eugen, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ja . . . ich fahre gleich hinaus.“

Damit war die Angelegenheit erledigt. Eugen beruhigte sich — er hoffte, der Frau, die er ein ganzes Jahr lang nicht gesehen, auch in Zukunft nicht wieder zu begegnen. „Wassilij wird es jedenfalls dem Schreiber Iwan sagen, Iwan wird es ihr sagen, und sie wird es begreifen, daß ich es nicht wünsche,“ sagte sich Eugen, und er freute sich darüber, daß er, so schwer es ihm auch geworden, es über sich gewonnen hatte, mit dem Verwalter zu reden. „Ja, immer besser so als diese ewige Unsicherheit, diese Schmach.“ Er zitterte bei der bloßen Erinnerung an das Verbrechen, das er in Gedanken begangen.

12.

Die sittliche Überwindung, die es Eugen gekostet hatte, das Gefühl der Scham zu unterdrücken und mit Wassilij Nikolajewitsch über die Sache zu reden, wirkte auf ihn beruhigend. Es schien wirklich jetzt alles erledigt. Lisa bemerkte auch sogleich, daß er vollkommen ruhig und sogar fröhlicher war als sonst. „Jedenfalls hat er sich über die Reibereien zwischen den beiden alten Damen geärgert,“ dachte sie. „Bei seinem feinen Takt und seiner vornehmen Gesinnung muß es ihm besonders peinlich sein, ewig diese unfreundlichen und undelikatsten Anspielungen zu hören.“

Der folgende Tag war der erste Pfingsttag. Das Wetter war herrlich, und die Bauernweiber kamen, wie gewöhnlich, auf ihrem Wege zum Walde, wo sie Kränze winden wollten, vor das Gutshaus und begannen zu singen und zu tanzen. Maria Pawlowna und Warwara Alexandrowna erschienen in ihren Festkleidern auf der Terrasse und begaben sich nach dem Platze, auf dem

der Reigen getanzt wurde. In ihrer Begleitung befand sich, mit einem kurzen Jackett aus chinesischer Seide angetan, der Onkel, ein aufgedunsener alter Wüßling und Trunkenbold, der in diesem Sommer bei Eugen wohnte.

Wie immer, bildete ein kleiner Kreis von bunt geschmückten jungen Frauen und Mädchen den Kern des Ganzen; um sie herum bewegten sich, wie kreisende Planeten und Trabanten, andere junge Mädchen in rauschenden neuen Rattunkleidern, die sich an den Händen festhielten, und kleine Kinder, die laut kreischend hin- und herliefen und sich zu haschen suchten. Erwachsene Burschen in blauen und schwarzen Wämsern, ebensolchen Mützen und roten Hemden standen umher und spuckten unaufhörlich die Schalen der zerkaute Sonnenblumenkerne aus, während Hofleute und zufällige Passanten aus einiger Entfernung den Tanzenden zusahen. Die beiden alten Damen traten ganz dicht an den inneren Kreis der Tanzenden heran, und hinter ihnen kam auch Lisa, mit blauen Schleifen im Haar, in einem gleichfalls blauen Kleide mit weiten Ärmeln, aus denen die langen weißen Arme mit den eckigen Ellenbogen hervorsahen.

Eugen hatte nicht mitgehen wollen, es schien ihm jedoch lächerlich, sich zu verstecken, und so trat er, die Zigarette im Munde, wenigstens auf die Terrasse, erwiderte den Gruß der Burschen und Bauern und knüpfte mit einem von ihnen ein Gespräch an. Die Weiber sangen mit lauter Stimme ein Tanzlied, schnalzten dabei mit der Zunge, schlugen mit den Händen den Takt und drehten sich im Tanze.

„Die gnädige Frau ruft Sie“, sagte ein Bursche zu Eugen, der den Ruf seiner Frau nicht gehört hatte.

Lisa meinte, er solle sich den Tanz ansehen, namentlich die eine der tanzenden Frauen, die ihr besonders gefiel. Es war Stepanida. Sie trug einen gelbseidenen Sarafan, ein Plüschmieder und ein seidenes Kopftuch, und sie erschien so stattlich und drall, so rotwangig und vergnügt. Sie mußte wohl eine gute Tänzerin sein — doch Eugen mochte gar nicht nach ihr hinsehen.

„Ja, ja,“ sagte er, sein Pincenez abnehmend und wieder aufsetzend, und in Gedanken fügte er hinzu: „Es scheint wirklich, daß ich nicht von ihr loskommen soll.“

Er sah sie nicht an, da er den Reiz ihrer Erscheinung fürchtete, und eben darum, weil er nur ganz flüchtig hinblickte, erschien sie ihm doppelt reizvoll. Überdies sagte ihm ihr aufleuchtender Blick, daß sie ihn bemerkt hatte, und daß sie sah, wie er sich an ihrem Anblicke weidete. Er stand ein Weilchen da, solange es eben der Anstand erforderte, und als er dann sah, wie Warwara Alexandrowna sie zu sich herantief, sie ein „liebes Ding“ nannte und in gemachtem, süßlichen Tone irgend etwas zu ihr sagte, wandte er sich ab und ging fort. Er begab sich ins Haus zurück. Er war fortgegangen, um sie nicht sehen zu müssen, als er jedoch in das obere Stockwerk kam, trat er, ohne selbst zu wissen, wie und warum, ans Fenster und stand dort die ganze Zeit, während die Weiber draußen vor der Terrasse waren, schaute auf sie und konnte sich nicht an ihr sattsehen.

Unbemerkt lief er dann nach unten, trat leise auf den Balkon hinaus, rauchte sich eine Zigarette an und ging darauf, als wollte er einen kleinen Spaziergang machen, in den Garten hinunter, nach derselben Richtung, in der sie sich eben entfernt hatte. Er hatte noch keine zwei Schritte in der Allee gemacht, als er ihr Plüschmieder über dem gelben Sarafan und ihr rotes Kopftuch

hinter den Bäumen hervorschimmern sah. Sie ging mit einer andern Bäuerin. „Wohin mögen sie nur gehen?“

Und plötzlich loderte eine heftige Begierde in ihm auf, und es war ihm, als würde sein Herz von einem festen Griff umklammert. Er blickte, gleichsam einem fremden Willen folgend, noch einmal zurück und ging dann rasch hinter ihr her.

„Gnädiger Herr, gnädiger Herr! Ich suche Euer Gnaden,“ ertönte plötzlich hinter ihm eine Stimme. Eugen erkannte den alten Samochin, der einen Brunnen bei ihm grub; er erwachte aus seinem Traumzustande, machte schnell kehrt und trat an den Alten heran. Während er mit ihm sprach, wandte er sich zur Seite und sah, daß sie mit dem andern Weibe nach unten gegangen war, offenbar zum Brunnen, um zu trinken, vielleicht auch nur unter dem Vorwand zu trinken; nach einem Weilchen liefen sie dann zu dem Reigen zurück.

13.

Nach dem Gespräche mit Samochin kehrte Eugen ins Haus zurück, wie zerschmettert, als hätte er ein Verbrechen begangen. Sie hatte seine Regung jedenfalls verstanden: sie mußte nun denken, daß er sie sehen wolle, und wünschte auch selbst ein Zusammentreffen mit ihm. Und jenes andere Weib, die alte Prochorowa, die er wohl erkannt hatte, war offenbar von allem unterrichtet.

Vor allem fühlte er, daß er überwunden war, daß er keinen eigenen Willen mehr hatte, sondern von einer fremden Macht gelenkt ward. Er fühlte, daß er heute nur durch einen glücklichen Zufall gerettet worden war, und daß er, wenn nicht heute, so doch morgen oder übermorgen dem Untergang anheimfallen müsse.

Ja, dem Untergange. Anders konnte er die Sache nicht auffassen: seine junge Frau, die ihm so herzlich zugehtan war, hier auf dem Lande vor aller Augen mit einem Bauernweibe zu betrügen — war das nicht der sittliche Untergang? Und welch ein schimpflicher Untergang, nach dem er nicht länger am Leben bleiben durfte. Doch auf jeden Fall mußte er seine Maßnahmen treffen. . .

„O Gott, o Gott — was soll ich nur tun? Soll ich wirklich auf diese Weise zugrunde gehen? Läßt sich denn gar kein Ausweg finden? Ja, ich muß etwas tun. . . Ich darf nicht an sie denken! Fort mit diesem Gedanken!“ rief er sich selbst im Befehlstone zu. „Fort damit!“ — und sogleich wieder waren seine Gedanken bei ihr, und er sah sie vor sich, dort im Schatten der Ahornbäume.

Er entsann sich, einmal von einem alten Einsiedler gelesen zu haben, der, um der Versuchung durch eine Frau zu entgehen, die er durch Handauslegen heilen wollte, die andere Hand auf ein Becken mit glühenden Kohlen legte und sich die Finger verbrannte. Jetzt fiel ihm das wieder ein, gerade zur rechten Zeit. „Ja, ich will mir eher die Finger verbrennen, als so zugrunde gehen.“ Er sah sich um, ob nicht jemand im Zimmer sei, zündete ein Streichholz an und hielt den Finger in die Flamme. „Nun, jetzt denk' mal an sie!“ sprach er ironisch zu sich selbst. Er empfand einen Schmerz, zog den rußgeschwärzten Finger aus der Flamme, warf das Streichholz fort und lachte laut über sich selbst. Welch ein Unsinn! Entschieden war das nicht das richtige. Hier hieß es dafür sorgen, daß sie ihm nicht mehr vor Augen kam — entweder mußte er selbst fort, oder sie mußte entfernt werden. Ja, er mußte sie entfernen.

Er mußte dem Manne Geld anbieten, damit er ganz fortzöge, in die Stadt, oder in ein anderes Dorf. „Es wird freilich herauskommen, und es wird ein Gerede geben. Doch was tut das schließlich? Immer besser so, als ewig die Gefahr so nahe zu wissen. Ja, es muß geschehen,“ sprach er zu sich selbst, ohne auch nur einen Augenblick von ihr wegzusehen. „Wohin will sie denn jetzt gehen?“ fragte er sich plötzlich, als sie Miene machte, sich zu entfernen. Es schien ihm, daß sie ihn am Fenster gesehen hatte — und eben warf sie ihm wieder einen Blick zu, nahm die andere bei der Hand und ging mit ihr, ließ die Arme schwenkend, nach dem Garten. Ohne zu wissen, warum und weshalb, ging er in Gedanken, wie von einem noch unbestimmten Entschlusse getrieben, nach dem Kontor.

Wassilij Nikolajewitsch saß im Feiertagsrock, das Haar mit Pomade gesalbt, mit seiner Frau und einer Besucherin beim Tee.

„Könnte ich Sie wohl sprechen, Wassilij Nikolaitsch?“

„Gewiß — bitte, näherzutreten. Wir sind eben fertig.“

„Nein, gehen wir lieber zu mir hinüber.“

„Sofort, ich hole nur meine Mütze. Deck' den Samowar zu, Tanja,“ sagte Wassilij Nikolajewitsch zu seiner Frau, während er vergnügt zur Tür hinausschritt.

Es schien Eugen, daß der Verwalter einen kleinen Rausch habe, doch was sollte er tun? Vielleicht war es auch besser so, er wird auf die Sache leichter eingehen.

„Ich komme wieder in derselben Angelegenheit, Wassilij Nikolaitsch,“ sagte Eugen — „wegen jener Frau . . .“

„Was ist denn? Ich habe doch befohlen, daß sie nicht mehr zur Herrschaft ins Haus kommen soll.“

„Nicht das ist's. Ich habe mir die Sache überlegt und wollte Ihren Rat hören: könnte man sie nicht ganz von hier fortschaffen? . . . Ich meine die ganze Familie . . .“

„Wohin soll man sie bringen?“ fragte Wassilij Nikolajewitsch unzufrieden und, wie es Eugen schien, ein wenig spöttisch.

„Ich dachte, man könnte ihnen Geld geben, oder ein Stück Land in Koltowskoje. Nur fort sollen sie . . .“

„Wie soll man das aber anstellen? Ihr Mann wird doch nicht fort wollen, aus dem Dorfe, in dem er festwurzelt. Warum wünschen Sie es denn? Ist sie Ihnen hier im Wege?“

„Sie werden begreifen, Wassilij Nikolaitsch, daß es für meine Frau schrecklich sein muß, wenn sie etwas erfährt . . .“

„Wer wird's ihr denn sagen?“

„Mag sein — aber immer so in der Furcht zu leben . . . und überhaupt, es ist so lästig . . .“

„Aber warum nehmen Sie es denn so schwer? Wer fragt denn nach solchen alten Geschichten? Schließlich hat doch jeder Mensch seine kleinen Sünden.“

„Es wäre aber doch besser, wenn sie wegtäme. Könnten Sie nicht mit dem Manne reden?“

„Was ist da groß zu reden! Machen Sie sich doch keine Sorgen, gnädiger Herr! Was geschehen ist, ist geschehen, kein Hahn kräht danach. Was passiert nicht alles in der Welt! Wer kann jetzt etwas Schlechtes über Sie sagen, Sie leben doch in Ehren, vor aller Augen . . .“

„Gewiß — aber sprechen Sie lieber mal mit ihm . . .“

„Gut, ich will mit ihm sprechen.“

Eugen wußte zwar im voraus, daß bei der Sache nichts herauskommen würde, doch beruhigte ihn das

Gespräch mit dem Verwalter immerhin ein wenig. Er hatte die Empfindung, daß er in seiner Erregung die Gefahr übertrieben habe.

War er etwa hinter ihr hergegangen, um sie zu treffen? Nein, das war doch ausgeschlossen. Er wollte ganz einfach ein bißchen im Garten promenieren, und sie war zufällig auch dahin gekommen.

14.

An demselben Pfingsttage ging Lisa nach dem Mittagessen mit Eugen und ihrer Mutter im Garten spazieren. Sie gingen weiter nach der Wiese hinaus, wo Eugen ihr den Klee zeigen wollte, und als sie dort einen kleinen Graben überschritt, trat sie fehl und fiel hin. Sie fiel nur leicht auf die Seite, doch stieß sie einen Schrei aus, und ihr Mann las in ihrem Gesichte, daß sie nicht nur erschrocken war, sondern auch Schmerzen empfand. Er wollte sie aufheben, aber sie wies seine Hilfe zurück.

„Nein, laß nur, Eugen,“ sagte sie mit einem schwachen Lächeln, während sie wie schuldbewußt zu ihm aufblickte. „Ich bin einfach ausgeglitten und werde gleich von selbst aufstehen.“

„Ich habe es ja immer gesagt,“ sagte Warwara Alexandrowna — „wie kann man denn in solchem Zustande über Gräben springen?“

„Nicht doch, Mama, es ist wirklich nichts. Ich werde gleich aufstehen.“ Sie erhob sich mit Hilfe ihres Mannes, in demselben Augenblick jedoch erblaßte sie, und ein Ausdruck der Angst erschien in ihrem Gesichte.

„Mir ist nicht wohl,“ flüsterte sie ihrer Mutter zu.

„Ach, mein Gott, was hast du da angerichtet! Ich sagte doch gleich, du solltest nicht gehen!“ schrie War-

wara Alexandrowna. „Wartet hier, ich schicke gleich Leute her. Sie darf nicht gehen, sie muß getragen werden!“

„Fürchte dich nicht, Lisa — ich werde dich tragen,“ sagte Eugen, während er den linken Arm um sie schlang. „Leg’ deinen Arm um meinen Hals — so!“ Und er bückte sich, umschlang ihre Beine mit dem rechten Arme und hob sie empor. Er konnte diesen zugleich leidenden und unendlich seligen Ausdruck, mit dem sie ihn dabei ansah, nie wieder vergessen.

„Bin ich dir nicht zu schwer, mein Liebling?“ sagte sie lächelnd. „Und Mama läuft nun dahin — ruf’ sie doch zurück!“ Und sie neigte sich zu ihm hinüber und küßte ihn. Sie wollte offenbar, daß auch ihre Mutter es sehen möchte, wie er sie trug.

Eugen rief hinter Warwara Alexandrowna her, sie solle sich nicht bemühen, er werde Lisa selbst ins Haus tragen. Warwara Alexandrowna aber blieb stehen und begann noch lauter zu schreien: „Du läßt sie noch fallen, gib acht: du läßt sie fallen! Du machst sie unglücklich! Hast du denn gar kein Gewissen?“

„Ich trage sie doch so bequem!“

„Ich will’s aber nicht! Ich kann’s nicht mit ansehen, wie du meine Tochter in den Tod treibst!“ rief sie ganz aufgebracht und lief nach der Biegung der Allee zu.

„Laß nur, das geht bald vorüber,“ sagte Lisa lächelnd.

„Wenn’s nur nicht wieder böse Folgen hat, wie damals!“

„Ich spreche nicht davon, das hat nichts zu bedeuten. Ich spreche von Mama . . . Ruh’ doch aus, du wirst müde sein!“

Aber obschon es ihm schwer fiel, trug er seine Last doch mit stolzer Freude ins Haus, ohne sie dem Stubenmädchen und dem Koch zu überlassen, die Warwara Alexandrowna gefunden und ihm entgegengeschickt hatte. Er trug Lisa ins Schlafzimmer und legte sie auf das Bett.

„Nun geh jetzt, mein Lieber“, sagte sie, während sie seine Hand an sich zog und küßte. „Ich werde mit Annuschkas Hilfe schon fertig werden.“

Maria Pawlowna kam gleichfalls aus dem Flügelgebäude herbeigelaufen, man kleidete Lisa aus und brachte sie zu Bett. Eugen saß, ein Buch in der Hand, im Wohnzimmer und wartete. Warwara Alexandrowna ging mit einem so vorwurfsvollen, finsternen Gesichte an ihm vorüber, daß er einen Schreck bekam.

„Nu, wie steht's?“ fragte er.

„Was fragen Sie denn noch? Sie haben es doch selbst so gewollt, sonst hätten Sie sie nicht gezwungen, über Gräben zu springen.“

„Warwara Alexandrowna!“ schrie er — „das ist unerhört! Wenn Sie die Leute quälen und ihnen das Leben vergiften wollen, dann . . .“

„Dann scheren Sie sich sonst wohin,“ wollte er sagen, doch hielt er an sich und sagte nur: „Haben Sie denn gar kein Mitgefühl?“

„Jetzt ist's zu spät!“ sagte sie, schüttelte siegesbewußt ihre Haube und schritt zur Tür hinaus.

Lisas Fall war in der That nicht ganz ungefährlich gewesen, der eine Fuß war umgeknickt, und es bestand die Gefahr, daß wieder eine Fehlgeburt eintreten könnte. Alle wußten, daß nichts weiter zu tun war, daß sie nur ruhig zu liegen brauchte, doch beschloß man gleichwohl, nach dem Arzte zu schicken.

„Sehr geehrter Nikolaj Stepanowitsch,“ schrieb Eugen an den Arzt — „Sie waren immer so freundlich gegen uns, daß ich hoffe, Sie werden mir die Bitte nicht abschlagen, zu uns zu kommen und meiner Frau beizustehen. Sie ist . . . usw.“ Nachdem er den Brief geschrieben hatte, ging er in den Stall, um wegen der Pferde und des Wagens Anordnungen zu treffen. Ein Gespann mußte nach dem Arzte geschickt, ein anderes für die Rückfahrt bereit gehalten werden. Wo die Wirtschaft nicht auf ganz großem Fuße eingerichtet ist, macht so etwas immer Kopfzerbrechen. Als alles geordnet und der Wagen fort war, kam Eugen, etwa gegen zehn Uhr, ins Haus zurück. Lisa lag im Bett und sagte, sie fühle sich vortrefflich, sie habe gar keine Schmerzen. Warwara Alexandrowna jedoch, die hinter der nach Lisa hin durch eine Notenmappe verdeckten Lampe saß und an einer großen roten Decke häkelte, machte ein Gesicht, das klar und deutlich besagte, daß nach dem, was vorgefallen, ein Friede unmöglich sei. „Was ihr ändern auch tun mögt — ich habe auf jeden Fall meine Pflicht getan,“ war in ihrem Gesichte zu lesen.

Eugen sah das wohl, gab sich jedoch den Anschein, als bemerke er nichts. Er bemühte sich, ein heiteres, sorgloses Wesen zur Schau zu tragen, und erzählte, wie er die Gespanne zusammengestellt habe, und wie die Stute Rawuschka sich als linkes Beipferd ganz ausgezeichnet mache.

„So recht! Jetzt, wo es darauf ankommt, daß Hilfe rasch zur Hand ist — jetzt ist gerade Zeit, die Pferde auszuprobieren! Sie wird ihn schon in den Graben werfen, den armen Doktor,“ sagte Warwara Alexandrowna, während sie ihre Häkelarbeit dicht unter die Lampe hielt und durch den Kneifer betrachtete.

„Ich mußte doch das Gespann irgendwie zusammenbringen, und ich habe jedenfalls mein Bestes getan.“

„Ja doch — ich hab's noch nicht vergessen, wie Ihre Pferde mich beinahe gegen die Haustreppe geschleudert hätten!“

Diese Geschichte hatte sie sich schon früher einmal ausgedacht, und Eugen beging jetzt die Unvorsichtigkeit, ihr zu sagen, daß die Sache doch anders gewesen sei.

„So, anders gewesen! Ich hab's ja immer gesagt, daß es sehr schwer sei, mit falschen, unaufrichtigen Leuten zusammenzuleben; alles kann ich ertragen, nur das nicht.“

„Nein, wirklich, Warwara Alexandrowna — warum sind Sie denn immer so grimmig? Wenn jemand Grund hat, über die Sache betrübt zu sein, bin ich es doch ganz gewiß!“ sagte Eugen.

„Man sieht's, wie betrübt Sie sind.“

„Was?“

„Nichts, ich zähle nur die Maschen.“

Eugen stand während dieses Gespräches am Bette der Kranken, und Lisa sah ihn an, ergriff seine Hand und drückte sie. „Ertrag es um meinetwillen,“ schien ihr Blick zu sagen — „sie kann uns doch nicht hindern, einander zu lieben!“

„Ich sage nichts mehr — du hast recht,“ flüsterte er und küßte ihre lange, feuchte Hand und dann die lieben Augen, die sich schlossen, während er sie küßte.

„Ist es denn wieder so . . . wie damals?“ fragte er. „Wie scheint es dir?“

„Ich fürchte mich, etwas zu sagen, um keinen Irrtum zu begehen,“ — aber ich habe das Gefühl, daß es lebt und am Leben bleiben wird,“ sagte sie mit einem Blicke auf ihren Leib.

„Es wäre auch zu schrecklich. Ich mag gar nicht daran denken.“

Obschon Lisa darauf bestehen wollte, daß er sich entfernen und ruhig schlafen möchte, blieb er doch die ganze Nacht bei ihr, schlief nur mit einem Auge und hielt sich jeden Augenblick bereit, ihr zu Diensten zu sein. Sie verbrachte die Nacht jedoch sehr gut, und wenn man nicht nach dem Arzte geschickt hätte, wäre sie vielleicht schon aufgestanden.

Gegen Mittag kam der Arzt und sagte, daß, wenn die Sache auch nicht ungefährlich sei, augenblicklich doch keine irgendwie bedenklichen Anzeichen vorlägen, da aber auch keine entgegengesetzten Anzeichen vorlägen, so könne man sowohl das eine als auch das andere annehmen. Und darum müsse die Kranke im Bett bleiben, und wenn er auch nicht gern etwas verschreibe, so wolle er ihr trotzdem etwas verschreiben, was sie einnehmen solle. Dann hielt er Warwara Alexandrowna noch einen Vortrag über die Anatomie des weiblichen Körpers, wobei Warwara Alexandrowna vielsagend mit dem Kopfe nickte. Nachdem er, wie üblich, sein Honorar in die Hand gesteckt bekommen hatte, fuhr er davon, die Kranke aber blieb eine ganze Woche im Bett.

15.

Den größten Teil seiner Zeit brachte Eugen am Bett seiner Frau zu, er bediente sie, plauderte mit ihr, las ihr vor und, was schwerer war als alles andere, ließ ohne Murren die Ausfälle Warwara Alexandrownas über sich ergehen, ja er brachte es sogar fertig, diesen Ausfällen eine scherzhafte Seite abzugewinnen.

Er konnte jedoch nicht ewig zu Hause sitzen. Erstens schickte ihn Lisa selbst fort — sie meinte, er würde krank

werden, wenn er in einem fort bei ihr säße; und zweitens war es um die Wirtschaft immer noch so bestellt, daß seine Anwesenheit auf Schritt und Tritt notwendig war. Er konnte nicht zu Hause sitzen, sondern war bald auf dem Felde, bald im Walde, bald im Garten oder in der Scheune, und überallhin verfolgte ihn nicht nur der Gedanke an Stepanida, sondern ihr lebendiges Bild so hartnäckig, daß er sie nur selten einmal vergaß. Doch das hatte weiter nichts auf sich; er hätte trotz allem dieses Gefühl vielleicht noch unterdrücken können, aber das Schlimme war, daß, während er sie früher monatelang nicht zu Gesicht bekommen hatte, sie ihm jetzt un-
aufhörlich vor die Augen kam. Sie hatte offenbar erraten, daß er die Beziehungen zu ihr wieder aufnehmen wolle, und richtete es absichtlich so ein, daß sie ihm recht oft in den Weg lief. Weder er noch sie hatte bisher auch nur ein Wort gesprochen, weder er noch sie begab sich in bestimmter Absicht zu einem Stelldichein — sie bemühten sich eben nur, einander zu treffen.

Der Ort, an dem sie sich am leichtesten treffen konnten, war der Wald, in den die Bauernweiber mit ihren Säcken gingen, um Gras für die Rübe zu holen. Eugen wußte das und kam daher täglich nach dem Walde. Jeden Tag sagte er sich, daß er nicht hingehen würde, und jeden Tag war das Ende vom Liede, daß er dennoch hinging und, sobald er menschliche Stimmen vernahm, im Gebüsch verborgen mit klopfendem Herzen Ausschau hielt, ob sie es nicht war.

Weshalb er eigentlich wissen wollte, ob sie es war, darüber gab er sich gar keine Rechenschaft. Wäre sie es gewesen — so sagte er sich — dann wäre er doch nicht zu ihr hingegangen, auch wenn sie allein gewesen wäre,

er hätte vielmehr die Flucht ergriffen. Sehen aber mußte er sie unbedingt.

Eines Tages nun begegnete er ihr — in dem Augenblick, als er eben den Wald betreten wollte, kam sie von dort mit zwei andern Weibern, einen schweren Sack voll Gras auf dem Rücken, zurück. Wäre er ein wenig früher gekommen, dann hätte er sie vielleicht noch im Walde getroffen. Jetzt aber, vor den anderen Weibern, konnte sie nicht mehr zu ihm in den Wald zurückkehren. Doch obschon er selbst einsah, daß dies unmöglich war, stand er doch noch eine ganze Weile hinter dem Haselbusch, auf die Gefahr hin, daß die anderen Weiber auf ihn aufmerksam wurden. Sie kehrte natürlich nicht um, er aber stand und stand und rührte sich nicht vom Platze. Ach, und wie herrlich malte ihm seine Phantasie ihre Reize aus!

Und so ging es nicht bloß einmal, sondern wohl fünf-, sechsmal. Und immer stärker packte es ihn. Nie zuvor war sie ihm so verlockend erschienen. Und nicht nur verlockend erschien sie ihm: sie hatte ihn einfach nie so in ihrer Gewalt gehabt.

Er fühlte, daß er alle Herrschaft über sich selbst verlor, und er wurde darüber geradezu gemütskrank. Dabei verurteilte er sein Benehmen nach wie vor aufs allerstrengste und war sich der Verruchtheit seiner Wünsche, oder vielmehr Handlungen — denn dieses Auf-lauern im Walde war doch eine Handlung — in vollem Maße bewußt. Er wußte, daß er ihr nur irgendwo, von anderen ungesehen, zu begegnen und sie womöglich zu berühren brauchte, um sich ganz seiner Begierde hinzugeben. Er wußte, daß nur die Scham vor den Leuten, vor ihr, vielleicht auch vor sich selbst ihn noch zurückhielt. Er wußte, daß er nur eine günstige Gelegenheit suchte,

einen Augenblick, in dem er, im Dunkeln vielleicht, oder an einem abgelegenen Orte, sich ihr nähern und in einem Ausbruch animalischer Leidenschaft jenes Gefühl der Scham betäuben könnte. Er wußte auch ganz genau, daß er ein ausgemachter Verbrecher war, und er verabscheute sich, weil er diese verbrecherische Begierde noch immer nicht niedergekämpft hatte. Tag für Tag betete er zu Gott, er solle ihn stärken, ihn vor dem Verderben retten; Tag für Tag nahm er sich vor, fortan keinen Schritt mehr zu tun, sich nicht mehr nach ihr umzusehen, sie ganz zu vergessen. Tag für Tag sann er auf neue Mittel, sich vor dieser schrecklichen Versuchung zu retten, und wandte diese Mittel an, doch alles war vergebens.

Eins dieser Mittel war, daß er sich in einem fort zu beschäftigen suchte; ein anderes Mittel war, daß er angestrengte körperliche Arbeit verrichtete und dabei wenig aß, und ein drittes, daß er sich klar zu machen suchte, welche Schande über ihn kommen würde, wenn alle Welt, seine Frau und die Schwiegermutter und die Leute im Dorfe, von der Sache erführen. Alle diese Mittel wandte er an, und es schien ihm zuweilen schon, daß er den Sieg davontragen würde; sobald jedoch die verhängnisvolle Mittagsstunde kam, in der er sie früher getroffen und auch neulich beim Grasholen gesehen hatte, vergaß er alles und ging in den Wald. So verstrichen fünf qualvolle Tage. Nur von weitem hatte er sie in diesen Tagen gesehen, nicht ein einziges Mal war er ihr begegnet.

16.

Lisas Gesundheitszustand hatte sich allmählich gebessert; sie ging wieder umher und beunruhigte sich

über die Änderung, die mit ihrem Manne vor sich gegangen war, und die sie sich nicht erklären konnte.

Warwara Alexandrowna war für einige Zeit fortgefahren, von Gästen war nur noch der Onkel da. Maria Pawlowna war, wie immer, zu Hause.

Es war im Juni, heftige Gewitter waren niedergegangen, und ein starker Landregen war ihnen gefolgt, der bereits zwei volle Tage anhielt. Alle Feldarbeit war ins Stocken geraten, selbst der Dünger konnte wegen der Nässe und der aufgeweichten Wege nicht vom Hofe gebracht werden. Alles saß zu Hause. Die Hirten hatten draußen ihre Not mit dem Vieh und trieben es schließlich heim. Die Röhre und Schafe irrten wie verloren auf der Weide umher und verliefen sich. Die Bäuerinnen wateten barfuß, in Tücher gehüllt, durch den Kot und suchten scheltend die verlaufenen Röhre. Der Regen floß in Bächen überall auf den Wegen daher, das Laub an den Bäumen, das Grastroff von Wasser, und aus den Dachtraufen flossen unaufhörlich plätschernde Bäche in die mit Luftblasen bedeckten Pfützen.

Eugen saß mit seiner Frau, die heute ganz besonders düster gestimmt war, zu Hause. Sie hatte mehrmals versucht, ihn über die Ursache seiner mißmutigen Stimmung auszufragen. Er hatte ärgerlich geantwortet, es sei nichts weiter, und sie fragte nun nicht mehr, war jedoch tief traurig.

Sie saßen nach dem Frühstück im Wohnzimmer. Der Onkel gab zum hundertsten Male seine Aufschneidereien über die Bekanntschaften, die er in der vornehmen Welt hätte, zum besten. Lisa strickte an einem Fäckchen und klagte seufzend über das Wetter und über Kreuzschmerzen. Der Onkel riet ihr, sich hinzulegen,

für sich selbst aber hat er um ein Fläschchen Wein. Eugen langweilte sich im Hause ganz entsetzlich. Alles kam ihm so kläglich, so trübselig vor. Er rauchte und las in einem Buche, verstand jedoch nicht, was er las.

„Ich muß einmal hinausgehen,“ sagte er, „ich muß mir die Reibeisen ansehen, die man gestern für die Fabrik gebracht hat.“

Er erhob sich und ging nach der Thür.

„Nimm nur den Regenschirm mit,“ rief Lisa ihm nach.

„Wozu? Ich ziehe den Lederrock an. Ich gehe nur bis zum Sudhause.“

Er zog die hohen Stiefel und den Lederrock an und ging nach der Fabrik; kaum aber hatte er zwanzig Schritte zurückgelegt, als sie ihm in den Weg lief. Sie hatte den roten Rock hoch über den weißen Waden aufgeschürzt und hielt mit den Händen das Schaltuch fest, das ihren Kopf und ihre Schultern verhüllte.

„Was machst du hier?“ fragte er — er hatte sie im ersten Augenblick nicht erkannt. Als er sie dann erkannte, war es schon zu spät, das Wort zurückzunehmen. Sie war stehen geblieben und sah ihn mit einem langen, lächelnden Blicke an.

„Ich suche unser Kalb. Wohin gehen Sie denn in diesem Wetter?“ fragte sie vertraulich, als wenn sie alle Tage mit ihm redete.

„Komm in die Gartenhütte,“ sagte er plötzlich — er wußte selbst nicht, wie es über seine Lippen kam, als hätte jemand anders aus ihm heraus diese Worte gesprochen.

Sie hüllte sich fester in ihr Tuch, nickte ihm mit den Augen zu und lief nach dem Garten hin weiter, auf die Hütte zu, an der sie ohnedies vorüber mußte. Er setzte

seinen Weg fort, um dann hinter dem Fliederbusch abzubiegen und gleichfalls nach der Hütte zu gehen.

„Gnädiger Herr,“ ließ hinter ihm eine Stimme sich vernehmen — „die gnädige Frau bittet, Sie möchten auf einen Augenblick zurückkommen.“

Es war Michail, der Diener, der ihn rief.

„O mein Gott, das ist schon das zweite Mal, daß du mich rettetest,“ dachte Eugen und machte sogleich kehrt. Lisa wollte ihn nur an sein Versprechen erinnern, einer kranken Frau im Dorfe Arznei zu bringen, und bat ihn, die Arznei gleich mitzunehmen.

Es vergingen fünf Minuten, bis Lisa die Arznei fertig hatte. Als er dann, mit der Arznei in der Tasche, das Haus verließ, wagte er nicht sogleich, nach der Hütte zu gehen, damit man ihn vom Hause aus nicht sähe. Sobald er jedoch außer Sicht war, machte er sogleich eine Wendung und begab sich nach der Hütte. Er sah sie in seiner Vorstellung bereits mitten in der Hütte stehen, ein fröhliches Lächeln auf den Lippen. Als er jedoch in die Hütte trat, war sie nicht da, und nichts schien darauf hinzuweisen, daß sie dagewesen war.

Er dachte schon, sie sei überhaupt nicht gekommen, oder sie habe seine Worte vielleicht nicht gehört oder nicht verstanden. Er hatte es vorhin nur so vor sich hin gemurmelt, daß sie in die Hütte kommen solle, gleichsam in der Furcht, daß sie es hören könnte. Vielleicht hatte sie aber auch gar nicht hinkommen wollen — wie kam er denn dazu, anzunehmen, daß sie sich ihm so ohne weiteres in die Arme werfen würde? Sie hatte doch ihren Mann! „Ja, in der That — und ich bin solch ein Schurke: ich habe eine Frau, noch dazu eine so gute Frau — und laufe einem fremden Weibe nach!“ So dachte er, während er in der Hütte saß, durch deren

Strohdach das Wasser niedertropfte. „Ach, und welch ein Glück wäre es doch, wenn sie käme! So ganz allein würden wir hier sein, während es draußen regnet. Nur sie noch einmal umarmen — möge dann kommen, was will!.. Ach ja,“ fiel ihm dann plötzlich ein — „wenn sie da war, muß doch wohl auf dem Wege eine Spur zu entdecken sein!“ Er sah hinaus, auf den schmalen Fußpfad, der zum Zelte führte, und bemerkte in der That die frische Spur eines nackten Fußes. „Ja, sie ist hier gewesen. Nun ist alles aus. Wo ich sie jetzt auch erblicke — gleich gehe ich zu ihr. In der Nacht gehe ich zu ihr.“

Er saß noch lange in der Hütte und verließ sie ganz zerknirscht und bekümmert. Er gab die Arznei im Dorfe ab, kehrte heim und legte sich, das Mittagessen erwartend, in seinem Zimmer auf den Diwan.

17.

Vor dem Mittagessen kam Lisa zu ihm ins Zimmer. Sie zerbrach sich noch immer den Kopf darüber, was wohl die Ursache seiner schlechten Stimmung sein könnte, und meinte, es sei ihm vielleicht unangenehm, daß ihre Mutter darauf bestehe, sie solle ihre Entbindung in Moskau abwarten. Sie habe sich nun aber doch entschlossen, sagte sie, nicht nach Moskau zu fahren, sondern hier zu bleiben. Er wußte, wie sehr sie sich vor dem erwarteten Ereignis fürchtete, und wie sie sich vor allem darüber Gedanken machte, daß das Kind nicht gesund zur Welt kommen könnte. Er war daher tief gerührt darüber, daß sie aus Liebe zu ihm so ohne weiteres zu jedem Opfer bereit war. Alles rings im Hause war so gut, so freudig, so rein; und nur in seiner Seele war alles so schmutzig, so abscheulich, gemein. Den ganzen

Abend litt Eugen schwer unter dem Bewußtsein, daß trotz seines ehrlichen Abscheus vor seiner Schwäche, trotz seiner festen Absicht, der Sache ein Ende zu machen, sich doch morgen alles wiederholen würde.

„Nein, so geht es nicht weiter,“ sprach er zu sich selbst, während er in seinem Zimmer auf und ab ging. „Es muß doch irgendein Mittel dagegen geben! Mein Gott, was soll ich nur beginnen?“

Jrgend jemand klopfte nach „ausländischer Art“ an seiner Tür. Er wußte, daß es der Onkel war. „Her-ein!“ sagte er. Der Onkel kam, aus eigener Entschliebung, als Fürsprecher Lisas.

„Weißt du, mein Lieber,“ begann er — „ich bemerke an dir eine gewisse Veränderung. Ich sehe auch, daß Lisa sich deshalb Sorgen macht. Nun möchte ich euch einen Rat geben — ich kann zwar verstehen, daß es dir schwer fallen wird, die begonnene Arbeit hier zu unterbrechen und das gut fortschreitende Werk im Stiche zu lassen, aber was bleibt dir schließlich übrig? Ich rate dir also: reise, es ist für dich wie für sie besser! Und zwar rate ich dir, nach der Krim zu fahren. Das Klima ist dort herrlich, auch einen tüchtigen Geburtshelfer findest du dort . . . Ihr kämet gerade mitten in die Weintraubenzeit hinein . . .“

„Sagen Sie mal, Onkelchen,“ begann Eugen plötzlich — „können Sie wohl ein Geheimnis bewahren? Mich drückt nämlich ein ganz schreckliches, beschämendes Geheimnis . . .“

„Aber ich bitte dich — wie kannst du an mir zweifeln?“

„Hören Sie also, Onkelchen — Sie können mir einen Freundschaftsdienst leisten, ja nicht nur das: Sie können mich retten,“ sagte Eugen. Und der Gedanke, daß er

nun sein Geheimnis diesem Onkel, den er nicht achtete, preisgeben werde, daß er im Begriff sei, sich ihm im schlechtesten Lichte zu zeigen, sich gleichsam selbst zu erniedrigen—dieser Gedanke war ihm angenehm. Er fühlte sich schuldig, hielt sich für einen abscheulichen, schlechten Menschen, und er hatte das Bedürfnis, sich zu strafen, indem er den Leuten zeigte, was er eigentlich war.

„Sprich nur, mein Freund — du weißt, wie lieb ich dich habe,“ sagte der Onkel, offenbar sehr zufrieden damit, daß ein Geheimnis — und dem Anschein nach ein ziemlich heikles Geheimnis — existierte, daß er dieses Geheimnis sogleich erfahren würde, und daß er sich bei der Sache nützlich machen könne.

„Vor allem muß ich Ihnen sagen, daß ich ein ganz abscheulicher Mensch, ein Taugenichts, ein Schurke — ja, in der Tat: ein Schurke bin . . .“

„Nun, was redest du da!“ sagte der Onkel, seinen Hals aufblähend.

„Ist es vielleicht keine Schurkerei, wenn ich, der Gatte Lisas, dieses reinen, von lauter Liebe erfüllten Wesens, mich mit einem Bauernweibe einlasse und sie betrügen will?“

„Du willst es erst — du hast es also noch nicht getan?“

„Nein . . . oder vielmehr: ja, ich habe sie schon so gut wie betrogen, und wenn es eigentlich noch nicht geschehen ist, so hängt das jedenfalls nicht von mir ab. Ich war dazu schon bereit, ich wurde nur gestört, und ich täte es auch jetzt . . . jetzt, in diesem Augenblick! Ich weiß nicht, was ich täte . . .“

„Aber erlaube doch mal, erkläre mir erst . . .“

„So höre also. Als ich noch unverheiratet war, beging ich die Dummheit, mit einer Frau hier aus un-

ferem Dorfe in Beziehungen zu treten . . . das heißt, ich traf mit ihr im Walde, auf dem Felde zusammen . . .“

„War sie hübsch?“ fragte der Onkel.

Eugen runzelte bei dieser Frage die Stirn, doch er bedurfte so sehr der äußeren Hilfe, daß er tat, als habe er gar nichts gehört.

„Nun, ich dachte also, daß die Sache nichts weiter zu bedeuten hätte, daß ich einfach die Beziehungen abbrechen könnte und alles zu Ende sein würde,“ fuhr Eugen fort. „Ich brach auch wirklich vor meiner Verheiratung mit ihr und habe sie fast ein Jahr lang nicht gesehen noch an sie gedacht.“ Es erschien Eugen seltsam, daß er so aus seinem eignen Munde die Schilderung seines Seelenzustandes vernahm; doch er fuhr fort: „Dann bekam ich sie plötzlich — ich weiß wirklich nicht, wie, man möchte manchmal fast an Zauberei glauben — wieder zu Gesichte, und ein Wurm nistete sich mir im Herzen ein und begann daran zu nagen. Ich schelte mich aus, ich begreife die ganze Schändlichkeit meiner Handlung . . . das heißt der Handlung, die ich jeden Augenblick begehen kann . . . und dennoch gehe ich darauf los, und wenn ich sie noch nicht begangen habe, so war es nur, weil Gott mich davor bewahrt hat. Gestern ging ich gerade zu ihr, als Lisa mich zurückrufen ließ . . .“

„Wie, in dem Regen?“

„Ja; ich ertrage es nicht länger, Onkelchen, und so entschloß ich mich, es Ihnen zu sagen und Sie um Ihren Rat zu bitten.“

„Gewiß, versteht sich, auf dem eignen Gute geht das nicht. Es könnte Klatsch geben. Ich sehe wohl ein, daß Lisa schwach ist, daß sie der Schonung bedarf — aber warum soll es gerade hier, auf dem eignen Gute geschehen?“

Wiederum bemühte sich Eugen, die Worte des Onkels zu überhören, und ging sogleich auf den Kern der Sache ein.

„Retten Sie mich vor mir selbst,“ sagte er, „das ist's, um was ich Sie bitte. Heute bin ich zufällig bei meinem Vorhaben gestört worden, morgen aber, oder irgendein anderes Mal, wird man mich nicht stören. Sie weiß es jetzt, daß ich hinter ihr her bin. Lassen Sie mich nicht allein fort . . .“

„Nun gewiß, gewiß,“ sagte der Onkel — „aber bist du denn so verliebt in sie?“

„Durchaus nicht. Nicht Liebe ist's . . . sondern irgendeine unheimliche Macht, die mich unterjocht hat und mich gefesselt hält. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Vielleicht gewinne ich wieder die Kraft . . .“

„Es wird also wohl am besten sein, ihr folgt meinem Rate — und reist nach der Krim . . .“

„Ja, ja, wir wollen reisen — solange ich aber hier bin, möchte ich Sie bitten, mein Vertrauter zu sein.“

„Aber selbstverständlich, lieber Nefte — mit Vergnügen!“

18.

Der Umstand, daß Eugen dem Onkel sein Geheimnis anvertraut hatte, vor allem aber die Gewissensbisse und die Scham, die er nach jenem regnerischen Tage empfand, hatte ernüchternd auf ihn eingewirkt. Die Abreise nach Jalta sollte nach einer Woche erfolgen. Während dieser Zeit fuhr Eugen nach der Stadt, um das für die Reise notwendige Geld zu beschaffen, und traf vom Hause oder vom Kontor aus alle notwendigen Anordnungen für die Wirtshaft. Er fand seine Fröhlichkeit wieder, war lieb zu seiner Frau und begann sichtlich wieder aufzuleben.

Ohne nach jenem regnerischen Tage Stepanida noch einmal gesehen zu haben, reiste er mit seiner Frau nach der Krim ab. Hier verbrachten sie zwei köstliche Monate. So viel neue Eindrücke stürmten auf Eugen ein, daß alles, was früher gewesen, wie er wenigstens meinte, ganz aus seiner Erinnerung entschwunden war. Sie trafen in der Krim alte Bekannte, mit denen sie in besonders freundschaftlichen Verkehr traten, und machten auch neue Bekanntschaften. Der Aufenthalt in der Krim erschien Eugen wie ein einziges ununterbrochenes Fest, und er war überdies für ihn auch belehrend und nützlich. Sie traten dort in nähere Beziehungen zu dem früheren Adelsmarschall ihres Gouvernements, einem sehr verständigen Manne von liberaler Richtung, der Eugen liebgewann, ihm sehr wertvolle Anregungen gab und ihn zu seiner Parteirichtung bekehrte.

Gegen Ende August gebar Lisa ein hübsches, gesundes Mädchen. Ihre Entbindung trat unerwartet ein und verlief sehr leicht.

Im September traten Irtenjews die Heimreise an, zuviert mit dem Kinde und der Amme, denn Lisa konnte nicht selbst nähren. Vollkommen befreit von dem furchtbaren Alp, der vorher auf ihm gelastet, kehrte Eugen als ein neuer, glücklicher Mensch in sein Heim zurück. Nach den Seelenqualen, die er, wie alle Ehemänner, bei der Geburt des Kindes durchgemacht, hatte er seine Frau noch mehr lieb gewonnen. Sein Gefühl für das Kind, wenn er es so auf die Arme nahm, war ihm neu und angenehm, dabei ein wenig komisch, als kitzle man ihn.

Zu den wirtschaftlichen Angelegenheiten, die ihn bisher ausschließlich in Anspruch genommen hatten, trat jetzt dank seiner Annäherung an Dumtschin, den frü-

heren Adelsmarschall, das neue, lebhaftere Interesse für die landschaftliche Selbstverwaltung, die seinen Ehrgeiz und sein staatsbürgerliches Pflichtgefühl wachrief. Im Oktober sollte eine außerordentliche Versammlung stattfinden, in der er zur Wahl gestellt werden sollte. Nach seiner Rückkehr war er einmal in die Stadt und einmal zu Dumtschin gefahren. An die Qualen, die ihm früher die Versuchung und der innere Kampf bereitet hatten, dachte er kaum noch zurück und konnte sie sich gar nicht mehr recht vorstellen. Das alles erschien ihm jetzt wie ein Anfall von geistiger Gestörttheit, der ihn jäh befallen hatte.

Er fühlte sich jetzt so völlig frei von allen jenen peinlichen Dingen, daß er sogar kein Bedenken trug, bei der ersten, besten Gelegenheit den Verwalter nach jener Frau zu fragen. Da er mit ihm schon früher über sie gesprochen hatte, brauchte er sich jetzt keinen Zwang aufzuerlegen.

„Na,“ begann er, „ist denn der Sidor Ptschelnikow noch immer nicht ins Dorf zurückgekehrt?“

„Nein, er ist immer noch in der Stadt.“

„Und was macht denn eigentlich seine Frau?“

„Ach, das ist ein Mordswaid. Jetzt hat sie wieder mit dem Sinowjow angebändelt. Ganz aus Rand und Band ist sie.“

„Um so besser,“ dachte Eugen. „Wie wunderbar gleichgültig sie mir doch geworden ist! Wie ich mich zu meinem Vorteil geändert habe!“

19.

Alles, was Eugen sich gewünscht hatte, war in Erfüllung gegangen. Das Gut blieb in seinen Händen, die Fabrik war flott im Gange, die Rübenenernte war

vortrefflich ausgefallen, und die Gewinnaussichten schienen die allerbesten. Die Entbindung seiner Frau war glücklich verlaufen, die Schwiegermutter war abgereist, und seine Wahl in der Landschaft erfolgte einstimmig.

Nach der Wahl kehrte Eugen aus der Stadt nach Hause zurück. Man hatte ihn zu seiner Wahl beglückwünscht, er mußte seinen Dank aussprechen, und er hatte bei dem gemeinsamen Diner fünf Glas Champagner getrunken. Neue Lebenspläne waren vor seinem Geiste aufgetaucht, und als er nun nach Hause fuhr, dachte er über sie nach. Altweibersommer lag über den Feldern. Der Tag war schön, die Sonne leuchtete hell. Während Eugen sich dem Gutshofe näherte, sann er darüber nach, wie er nun, in Folge der auf ihn gefallenen Wahl, die Stellung in der Öffentlichkeit einnehmen würde, von der er schon immer geträumt hatte — eine Stellung, die ihm nicht nur gestatten würde, dem Volke durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit zu nützen, sondern ihm auch durch seinen unmittelbaren Einfluß zu dienen. Er stellte sich vor, wie wohl nach drei Jahren seine eignen und alle übrigen Bauern über ihn urteilen würden. „Dieser da zum Beispiel,“ dachte er, als er auf der Dorfstraße dahinfuhr und einen Bauern und eine Bäuerin erblickte, die mit gefüllten Wassereimern seinen Weg kreuzten. Sie blieben stehen und ließen seinen Wagen vorüberfahren. Der Bauer war der alte Ptschelnikow, die Frau war Stepanida. Eugen sah sie an, erkannte sie und fühlte zu seiner Freude, daß er vollkommen ruhig blieb. Sie war noch ebenso hübsch wie früher, doch das berührte ihn nicht im geringsten.

Er kam nach Hause. Lisa begrüßte ihn an der Freitreppe. Es war ein wunderschöner Abend.

„Nun, darf man gratulieren?“ sagte der Onkel.

„Ja, ich bin gewählt.“

„Ei, das ist famos! Da müssen die Pfropfen knallen.“

Am nächsten Morgen machte Eugen sich wieder mit Eifer an die Wirtschaft, die er ein wenig vernachlässigt hatte. Auf dem Vorwerk arbeitete eine neue Dreschmaschine. Eugen sah zu, wie sie arbeitete, und ging durch die Reihen der arbeitenden Weiber. Er bemühte sich, nichts zu bemerken, trotz aller Bemühungen jedoch sah er zweimal die schwarzen Augen und das rote Kopfstuch Stepanidas, die gerade Stroh forttrug. Er schielte zweimal zu ihr hin und fühlte, daß wieder etwas in ihm aufstieg, doch konnte er sich keine Rechenschaft davon geben, was es war. Erst am folgenden Tage, als er wieder nach der Tenne des Vorwerks hinausgeritten war, wo er ganz unnötigerweise zwei Stunden lang verweilte und die hübsche Erscheinung des jungen Weibes mit den Augen verschlang — erst da fühlte er, daß er verloren, unrettbar verloren war. Wieder begannen diese furchtbaren Qualen, wieder senkte sich dieser furchtbare Schrecken, vor dem es keine Rettung gab, auf ihn herab.

*

Das, was er erwartet hatte, geschah nun auch wirklich mit ihm. Am Abend des folgenden Tages fand er sich — ohne selbst zu wissen, wie — hinter ihrem Hause, gegenüber dem Heuschuppen, ein, wo er einmal im Herbst ein Stellbichein mit ihr gehabt hatte. Er blieb, als wenn er zufällig vorüberkäme, stehen und steckte sich eine Zigarette an. Die Nachbarin sah ihn, und als er ein paar Schritte zurückging, hörte er, wie sie zu jemandem sagte: „Geh, er wartet — ich schwör's

dir beim Himmel, er steht da! So geh doch, dumme Gans!“

Er sah, wie ein Weib — sie war es, sie selbst! — nach dem Heuschuppen lief, doch er konnte ihr nicht folgen, da ein Bauer ihm entgegentam, und so ging er nach Hause.

20.

Wieder begann das alte Leiden, doch mit verzehnfachter Kraft. Am Abend saß er in dumpfem Brüten da, und ganz schreckliche Dinge stiegen vor seinem Geiste auf. Er dachte daran, wie leer und öde doch sein Leben sei, und wie das wirkliche Leben dort bei jenem starken, frischen, immer fröhlichen Weibe zu finden sei. Er sollte sie nehmen, sie in einen Wagen setzen und zur Bahn mit ihr fahren, sollte mit ihr weit hinaus in die Steppe oder nach Amerika ziehen, oder sonstwie aus der Welt verschwinden. Solche Gedanken gingen ihm bereits durch den Kopf.

Wenn er das Wohnzimmer betrat, kam ihm alles darin so fremd, so unnatürlich vor. Früh morgens, wenn er aufstand, war er noch frisch und mutig, war er entschlossen, sich diesem Wahnsinn zu entwinden, alles zu vergessen, an nichts mehr zu denken. Im Laufe des Vormittags aber verlor sich diese Stimmung, das Interesse an seinen Geschäften verflüchtigte sich, ohne daß er selbst es merkte, und er suchte sich ihnen zu entziehen. Das, was ihm früher bedeutsam erschienen war und ihm Freude gemacht hatte, kam ihm jetzt erbärmlich und unwichtig vor. Ganz unbewußt suchte er sich von aller Beschäftigung frei zu machen — er hielt das für notwendig, damit er in Ruhe seine Lage überdenken und mit sich ins reine kommen

könnte. Zu diesem Zweck suchte er allein zu sein, sowie er aber allein war, begann er sogleich in Garten und Wald umherzuirren. Er suchte die Plätze auf, die für ihn mit jenen unreinen Erinnerungen verknüpft waren — Erinnerungen, die sich ihm gleichwohl mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängten. Er suchte sich zwar einzureden, er irre nur so umher, um über irgend etwas nachzudenken, er dachte jedoch über gar nichts weiter nach, sondern wartete, wartete nur wie ein Narr, ohne jeden triftigen Grund, ob sie nicht vielleicht durch irgendein Wunder erriet, daß er sich nach ihr sehne, ob sie nicht hierher oder sonst wohin kam, wo niemand sie sieht, vielleicht in der Nacht, wenn der Mond nicht scheint und alles dunkel ist, daß er sie an sich ziehen und ihren Leib berühren könnte . . .

„Ja, da habe ich nun die Bescherung: ich wollte mit ihr brechen, wann es mir passen würde,“ sprach er bei sich selbst. „Ich wollte, einzig meiner Gesundheit wegen, mit einem frischen, sauberen Weibe in Verkehr treten. Es erweist sich nun, daß man mit dem Weibe nicht so spielen darf. Ich glaubte, sie zu nehmen — und nun hat sie mich genommen und läßt mich nicht mehr los. Ich meinte frei zu sein, und ich war es längst nicht mehr. Ich betrog mich selbst, als ich heiratete. Alles, was ich seither trieb, war töricht, war Betrug. Als ich mit ihr in Verkehr trat, war ich ihr verfallen, war ich ihr Gatte geworden. Ich durfte mich nicht mehr von ihr trennen . . .

„Doch was für Unsinn geht mir da durch den Kopf! Das ist ja ganz unmöglich!“ schrie er plötzlich auf. „Ich muß alles ganz genau, aufs allerreiflichste überlegen.“ Und er ging aufs Feld hinaus, um zu überlegen.

„Zwei Leben sind für mich möglich: das eine ist jenes, das ich mit Lisa begonnen habe, die öffentliche Stellung, die Wirtschaft, das Kind, die Achtung der Leute. Wenn ich mich für dieses Leben entscheide, dann darf sie, Stepanida, nicht dableiben. Sie muß fort, wie ich es schon damals wollte, oder muß vernichtet werden, daß keine Spur von ihr zurückbleibt. Das andere Leben würde sich so gestalten: ich nähme sie ihrem Manne fort, würde ihm Geld geben, würde aller Scham und Schande nicht achten und mit ihr zusammenleben. Aber dann dürften Lisa und die kleine Mila nicht sein. Oder nein: das Kind wäre nicht im Wege, aber Lisa dürfte nicht hier bleiben, sie müßte fort. Ich müßte ihr sagen, daß ich sie gegen ein Bauernweib eingetauscht habe, daß ich ein Betrüger, ein gemeiner Lump bin. Sie würde mir fluchen und davongehen. — Doch nein, das ist gar zu furchtbar, das darf nicht sein! Aber es ist auch möglich,“ spann er seine Gedanken fort — „daß Lisa krank wird und stirbt. Wenn Lisa stirbt — ja, das wäre wunderschön . . .“

„Wunderschön? Oh, was für ein Schurke bin ich doch! Nein, wenn schon eine sterben soll, dann mag es die andere sein. Wenn sie doch stürbe — ach, wenn sie doch stürbe! . . .“

„Jetzt kann ich es begreifen, wie jemand dazu kommt, seine Frau oder seine Geliebte zu töten. Man nimmt den Revolver, gibt ihr ein Stelldichein, und statt sie zu umarmen, jagt man ihr eine Kugel in die Brust — alles ist zu Ende. Sie ist doch der Teufel, der leibhaftige Teufel! Gegen meinen Willen hat sie mich unterjocht! Soll ich sie töten? Ja! Es gibt nur zwei Auswege: entweder muß die Frau aus der Welt, oder

sie. Denn so wie bisher kann ich unmöglich weiterleben. Ganz unmöglich!“ *)

Er mußte alles genau überlegen und sich klar zu machen suchen, was für Folgen entstehen könnten. Was würde zum Beispiel eintreten, wenn alles beim alten blieb? Nun denn — er würde sich einzureden suchen, daß er alles lassen und nicht mehr daran denken wolle, aber es würde eben beim bloßen Vorsatz bleiben: am Abend würde er ihr doch wieder hinter ihrem Hause beim Heuschuppen auflauern, und da sie nun schon weiß, daß er dort lauert, würde sie zu ihm kommen. Und die Leute würden es erfahren und seiner Frau sagen, oder er würde es ihr selbst sagen, da er nicht lügen konnte, und damit wäre alles aus, er könnte auf keinen Fall so weiterleben.

„Ganz bestimmt wird man es erfahren. Alle werden es erfahren, auch Parascha und der Schmied. Ist's überhaupt möglich, so zu leben? Nein, sicherlich nicht! Es gibt, wie gesagt, nur zwei Auswege: entweder muß ich meine Frau töten — oder sie. Es gibt allerdings noch . . . ja, in der Tat: es gibt noch einen dritten Ausweg — daß ich nämlich mich selbst töte,“ sagte er ganz leise zu sich selbst. Und ein eisiger Schauer überlief ihn plötzlich bei diesem Gedanken.

Ja, sich selbst töten — dann brauchte er sie nicht zu töten. Und er ward von jähem Schreck erfüllt, denn er fühlte, daß wirklich nur dieser eine Ausweg ihm übrig blieb. „Ich habe ja einen Revolver . . . Werde ich mich aber wirklich töten? Daran habe ich nie gedacht — wie merkwürdig! . . .“

Er kehrte in sein Zimmer zurück und trat an den

*) Eine Variante des Schlusses, die hier einsetzt, findet sich am Ende des Bandes.

Schrank, in dem der Revolver sich befand. Eben hatte er ihn geöffnet, als seine Frau ins Zimmer trat.

21.

Er warf eine Zeitung über den Revolver.

„Immer wieder dasselbe,“ sagte sie ganz erschrocken, nachdem sie einen Blick auf Eugen geworfen.

„Dasselbe . . . was willst du damit sagen?“

„Du hast wieder jenen schrecklichen Gesichtsausdruck, den du damals hattest, als du dich mir nicht anvertrauen wolltest. Eugen, Liebster — sag' mir doch, was es ist! Ich sehe, es quält dich ganz schrecklich. Sag' es mir, es wird dir Erleichterung schaffen. Was es auch sein mag — auf jeden Fall ist's besser, du sagst es, als daß du dich so weiterquälst. Ich weiß ja, es kann nichts Schlechtes sein.“

„Bist du dessen sicher? Nun, vor der Hand . . .“

„Sag' es mir, sag' es! Ich lasse dich nicht fort.“

Er lächelte schmerzlich.

Sollte er es ihr sagen? Nein, das war unmöglich. Es lag ja auch schließlich gar nichts vor, was er ihr hätte sagen sollen. Vielleicht hätte er es ihr aber doch gesagt, wenn nicht in diesem Augenblick die Amme gekommen wäre, um zu fragen, ob sie mit dem Kinde spazieren gehen solle. Lisa ging hinaus, um das Kind anzuziehen.

„Du sagst es mir also? Ich bin gleich wieder da.“

„Ja, vielleicht . . .“

Sie hat in der Folge nie jenes verzerrte Lächeln vergessen können, mit dem er diese Worte begleitete. Sie ging hinaus.

Ganz eilig, wie ein Dieb, griff er nach dem Revolver und zog ihn aus dem Futteral. Er war geladen, ja — allerdings schon vor langer Zeit, und ein Schuß fehlte.

„Was wird nun sein?“

Er setzte die Mündung an die Schläfe und schwankte einen Augenblick. Sowie er jedoch an Stepanida dachte, an seinen Entschluß, sie nicht zu sehen, an all den Kampf, die Versuchung, das ewige Straucheln, den neuen Kampf, erschauerte er vor Entsetzen. „Nein, lieber das . . .“ Und er drückte ab . . .

Als Lisa ins Zimmer stürzte — sie hatte sich kaum Zeit genommen, die Treppe hinunterzugehen — lag er mit dem Gesichte auf der Erde da; das dunkle, warme Blut quoll aus der Wunde, und die Leiche zuckte noch.

Eine gerichtliche Untersuchung wurde eingeleitet. Niemand konnte die Ursache des Selbstmordes begreifen und erklären. Der Onkel kam nicht einen Augenblick auf die Vermutung, daß der Selbstmord vielleicht mit dem Bekenntnis in Verbindung stehen könnte, das Eugen ihm vor zwei Monaten gemacht hatte.

Warwara Alexandrowna versicherte, daß sie das stets vorausgesagt habe. Man habe es ihm doch angesehen, wenn er mit jemandem stritt. Lisa und Maria Pawlowna konnten nicht begreifen, weshalb er die unselige That begangen, und wenn die Ärzte behaupteten, er sei geisteskrank gewesen, so glaubten sie ihnen nicht. Sie konnten dem Urteil der Ärzte unmöglich zustimmen, wußten sie doch, daß er gesünder war an Leib und Seele als alle, die sie kannten.

Und in der That, wenn Eugen Irtenjew damals, als er die unselige That beging, geisteskrank war, dann sind jene Leute, die bei jedermann, nur nicht bei sich selbst, immer gleich Anzeichen von Geisteskrankheit sehen wollen, erst recht geisteskrank.

19. November 1889.

Der gefälschte Coupon

Erster Teil

1.

Fedor Michajlowitsch Smokownikow, Präsident des Kameralhofes, war ein Mann von unantastbarer Ehrenhaftigkeit, und er war stolz auf diesen Vorzug. Er war ein eingefleischter Liberaler und galt nicht nur als Freidenker, sondern haßte geradezu alles, was nach Religion ausah, die er für ein Überbleibsel mittelalterlichen Aberglaubens hielt.

Er war in der schlechtesten Stimmung vom Bureau nach Hause gekommen. Der Gouverneur hatte ihm ein höchst törichtes Schriftstück übersandt, in dem man zwischen den Zeilen lesen konnte, daß Fedor Michajlowitsch in einer Sache nicht ganz ehrenhaft vorgegangen sei. Fedor Michajlowitsch war außer sich geraten und hatte ihm sofort eine schlagfertige, ironisch zugespitzte Antwort übersandt.

Zu Hause hatte Fedor Michajlowitsch die Empfindung, als ob alles ihm zum Pöffen geschehe.

Es fehlten fünf Minuten vor fünf Uhr. Er hatte gehofft, daß man sogleich zu Tisch gehen würde, aber das Mittagessen war noch nicht fertig. Fedor Michajlowitsch schlug die Thür heftig hinter sich zu und ging auf sein Zimmer. Es klopfte an der Thür.

„Wer zum Teufel ist denn da noch?“ dachte er und rief ärgerlich: „Herein!“

Ins Zimmer trat sein Sohn, ein fünfzehnjähriger Knabe, der die fünfte Klasse des Gymnasiums besuchte.

„Was willst du?“

„Heute ist der Erste, Papa . . .“

„Was, du willst Geld haben?“

Es war so eingeführt, daß der Vater dem Sohne an jedem Ersten des Monats ein Taschengeld von drei Rubeln gab. Fedor Michajlowitsch machte ein finsternes Gesicht, zog seine Brieftasche heraus, suchte darin und entnahm ihr einen Coupon im Werte von 2,50 Rubeln; dann langte er den Beutel mit Silbergeld hervor und legte noch fünfzig Kopeken zu dem Coupon hinzu.

Der Sohn stand schweigend da, ohne das Geld zu nehmen.

„Ich möchte dich um einen Vorschuß bitten, Papa.“

„Was?“

„Ich würde dich nicht darum angehen, aber ich habe mir etwas geborgt und auf Ehrenwort versprochen, es spätestens heute zurückzugeben. Als ehrenhafter Mensch muß ich mein Versprechen halten. Ich brauche noch drei Rubel — gib sie mir, Papa, ich bitte dich herzlich darum!“

„Du kennst meine Grundsätze.“

„Nur dieses eine Mal, Papa . . .“

„Du bekommst monatlich drei Rubel Taschengeld und reichst damit nicht. Ich habe in deinem Alter noch keine fünfzig Kopeken bekommen.“

„Alle meine Kameraden bekommen jetzt mehr als ich, Petrow und Iwanizkij haben sogar fünfzig Rubel.“

„Ich will dir nur sagen, daß du auf dem besten Wege bist, ein Spikbube zu werden, wenn du es so weitertreibst. Ich habe es dir gesagt!“

„Was haben Sie mir gesagt? Versetzen Sie sich doch einmal in meine Lage: ich muß ja zum Spikbuben werden! Sie haben gut reden!“

„Hinaus mit dir, Lämmel! Hinaus!“ Fedor Michajlowitsch sprang auf und stürzte sich auf seinen Sohn. „Hinaus! Prügel solltet ihr haben!“

Der Sohn erschrak und geriet zugleich in Born, und sein Born war größer als sein Schreck. Er ließ den Kopf sinken und ging mit raschem Schritt nach der Tür. Fedor Michajlowitsch wollte ihn nicht schlagen, doch gefiel er sich in seinem Grimme und schimpfte noch lange hinter seinem Sohne her.

Als das Stubenmädchen kam und meldete, daß das Mittagessen bereit sei, erhob sich Fedor Michajlowitsch.

„Endlich!“ sagte er. „Mir ist schon aller Appetit vergangen.“

Und mit mürrischem Gesichte begab er sich ins Esszimmer.

Bei Tisch sprach seine Frau ihn an, doch er antwortete so barsch und kurz, daß sie es vorzog, zu schweigen. Auch der Sohn blickte von seinem Teller nicht auf und schwieg. Schweigend aßen sie alle, schweigend erhoben sie sich und gingen hinaus.

Nach dem Mittagessen begab sich der Gymnasiast in sein kleines Zimmer, nahm den Coupon und das Kleingeld aus der Tasche und warf alles auf den Tisch. Dann vertauschte er seine Schuluniform gegen die Hausjacke. Er nahm zunächst seine zerfetzte lateinische Grammatik vor, verriegelte hierauf die Tür, schob das Geld vom Tisch in die Tischschublade, nahm aus dieser eine Zigarettenhülle, stopfte Tabak hinein, verschloß die Hülle mit Watte und begann zu rauchen.

Wohl zwei Stunden saß er über der Grammatik und den Hefen, ohne auch nur ein Wort zu begreifen. Dann stand er auf, begann, mit den Fersen aufstampfend, im Zimmer auf und ab zu gehen und rief sich die Szene mit

dem Vater ins Gedächtnis zurück. Er erinnerte sich all der Schimpfworte, die der Vater gebraucht hatte, ganz besonders aber des bösen Gesichtes, das er gemacht — es war ihm, als sehe und höre er ihn noch immer: „Spizbuben, Prügel solltet ihr haben . . .“ Und je deutlicher er sich alles vergegenwärtigte, desto wütender wurde er über den Vater. Er gedachte seiner Worte: „Du bist auf dem besten Wege, ein Spizbube zu werden . . .“ Er schien vergessen zu haben, daß er auch einmal jung gewesen. „Ist es denn ein so großes Verbrechen, was ich mir zuschulden kommen ließ? Ich wollte einfach ins Theater gehen, und weil ich kein Geld hatte, borgte ich mir welches von Petja Gruschezkij. Was ist denn daran so schlimm? Ein anderer Vater würde sich erzählen lassen, um was es sich handelt, würde die Sache mit Milde ansehen — er aber versteht nur zu schimpfen, denkt nur an sich selbst. Wenn ihm etwas gegen den Strich geht, macht er das ganze Haus rebellisch, und mich nennt er gleich einen Spizbuben. Nein, ich liebe ihn nicht, und wenn er zehnmal mein Vater ist. Ich weiß nicht, ob es alle so mit ihren Vätern halten — ich liebe jedenfalls den meinigen nicht.“

Das Stubenmädchen klopfte an die Tür — es brachte einen Brief für Mitja — so hieß der Gymnasiast — und erklärte, daß sogleich Antwort verlangt würde.

Der Inhalt des Briefes lautete: „Zum drittenmal schon bitte ich Dich, mir die sechs Rubel zurückzugeben, die Du von mir geborgt hast, aber Du kommst immer wieder mit Ausreden. So benimmt sich kein Ehrenmann. Ich bitte Dich, mir das Geld sofort durch den Überbringer dieser Zeilen zu schicken. Ich bin selbst in der größten Klemme. Kannst Du denn wirklich nichts aufreiben?“

Ich verbleibe, je nachdem Du mir das Geld zurückgibst oder nicht, in Hochachtung, resp. Verachtung

Dein Kamerad Gruschezki.“

„Nun seh' einer!“ dachte Mitja im stillen — „daß der Kerl nicht warten kann! Ich muß sehen, wo ich etwas auftreibe.“

Mitja begab sich zu seiner Mutter — die war seine letzte Hoffnung. Die Mutter war eine gutherzige Frau, die ihm sonst keine Bitte abschlagen konnte, und sie hätte ihm vielleicht auch diesmal geholfen, doch war sie heute gerade in großer Sorge um ihr jüngstes, zweijähriges Söhnchen Petja, das krank im Bett lag. Sie wurde darüber böse, daß Mitja zu geräuschvoll in das Zimmer trat, in dem das kranke Kind lag, und schlug ihm seine Bitte ohne weiteres ab.

Er murmelte etwas vor sich hin und verließ das Zimmer. Da fühlte sie Mitleid mit ihm und holte ihn zurück.

„Wart' einmal, Mitja,“ sagte sie, „ich habe augenblicklich nichts, aber morgen kann ich dir das Geld geben.“

Doch Mitja war noch ganz von dem Borne beherrscht, den die Behandlung durch den Vater in ihm erregt hatte.

„Was soll ich morgen damit, wenn ich es heute brauche? Ich will sehen, ob mir nicht einer meiner Kameraden aushelfen kann.“

Er ging, die Thür hinter sich zuschlagend, aus dem Zimmer.

„Es bleibt mir nichts weiter übrig, als zu Machin zu gehen — er wird mir sagen, wo ich meine Uhr versetzen kann,“ dachte er und befühlte dabei seine Taschenuhr.

Mitja nahm den Coupon und das Kleingeld aus der Tischschublade, zog seinen Paletot an und begab sich zu Machin.

2.

Machin war ein Gymnasiast, der bereits einen Schnurrbart trug. Er spielte Karten, kannte die Frauen und hatte stets Geld. Er wohnte bei einer Tante. Mitja wußte, daß Machin ein Saugenichts war, doch ordnete er sich ihm unwillkürlich unter, wenn er in seiner Gesellschaft war. Machin war zu Hause und wollte eben ins Theater gehen; in seinem unsaubereren Zimmer roch es nach wohlriechender Seife und Eau de Cologne.

„Die Sache ist leicht gemacht,“ sagte Machin, als Mitja ihm sein Herz ausgeschüttet, den Coupon samt den fünfzig Kopeken gezeigt und erklärt hatte, daß er neun Rubel haben müsse.

„Du kannst deine Uhr versetzen, es gibt aber noch einen andern, praktischeren Weg,“ sagte Machin und blinzelte dabei mit dem einen Auge.

„Was denn?“

„Ein ganz einfaches Verfahren.“ Machin nahm den Coupon. „Setzt man vor die 2,50 eine 1, so wird daraus 12,50.“

„Gibt es denn solche Coupons?“

„Gewiß, bei den Pfandbriefen zu tausend Rubel. Ich habe schon einmal solch einen Zettel losgelassen.“

„Wirklich?“

„Was ich dir sage. Wollen wir das Ding drehen?“ sagte Machin, nahm einen Federhalter und faltete den Coupon mit den Fingern der linken Hand auseinander.

„Aber das ist doch Betrug!“

„Ach, Unsinn!“

Mitja überlegte, und es fiel ihm ein, daß der Vater ihn einen Spitzbuben genannt hatte. „Meinetwegen — dann bin ich eben ein Spitzbube!“ Er sah Machin ins Gesicht. Dieser blickte ihn seinerseits mit ruhigem Lächeln an und fragte nochmals: „Wollen wir's also machen?“

„Gut, wenn du willst.“

Machin malte sorgfältig eine 1 hin.

„Jetzt wollen wir in irgend einen Laden gehen. Hier an der Ecke ist ein Geschäft für photographische Gebrauchsartikel. Ich muß ohnedies einen Rahmen haben, für diese Person hier.“

Er zog eine Photographie aus der Tasche, die ein junges Mädchen mit großen Augen, dichtem vollem Haar und üppiger Büste darstellte.

„Ein Prachtmädel, was?“

„Ja, ja; du meinst, da werden wir's los?“

„Ganz gewiß. Komm nur.“

Machin zog sich an, und sie gingen zusammen hinaus

3.

An der Ladentür des photographischen Geschäfts ertönte die Klingel. Die beiden Gymnasiasten traten ein, sahen sich in dem Laden um, in dem niemand anwesend war, und musterten die Regale an den Wänden und die Warenkästen auf dem Ladentische. Aus dem Hinterzimmer trat eine unansehnliche Frau mit gutmütigem Gesichte. Hinter dem Ladentisch stehend, fragte sie, was die jungen Herren wünschten.

„Ich möchte einen hübschen Photographierahmen haben, Madame.“

„Zu welchem Preise?“ fragte die Dame, während sie behende eine Anzahl Rahmen auswählte und auf den

Verkaufstisch stellte. „Diese hier kosten fünfzig Ropeten das Stück, jene sind teurer. Hier ist ein sehr netter Rahmen, allerneueste Fassung, zu einem Rubel und zwanzig Ropeten.“

„Gut, geben Sie diesen. Können Sie nicht etwas ablassen? Ein Rubel wäre auch genug.“

„Bei uns wird nicht gehandelt,“ sagte die Dame würdevoll.

„Nun, dann nehmen Sie schon,“ sagte Machin, während er den Coupon auf einen der Warenkästen legte. „Hier — geben Sie rasch heraus, wir wollen ins Theater gehen und möchten uns nicht verspäten.“

„Sie haben noch viel Zeit,“ sagte die Dame und begann den Coupon mit ihren kurzfristigen Augen zu betrachten.

„Wird sie sich nicht nett machen in diesem Rahmen — hm?“ sagte Machin zu Mitja.

„Haben Sie kein anderes Geld?“ fragte die Ladeninhaberin.

„Leider nicht. Mein Vater gab mir den Coupon, ich sollte ihn wechseln.“

„Haben Sie nicht einen Rubel zwanzig in kleinem Geld?“

„Ich habe nur fünfzig Ropeten. Meinen Sie vielleicht, wir wollten Sie betrügen, Ihnen falsches Geld geben?“

„Nein, das sage ich doch nicht.“

„Dann geben Sie uns den Rest heraus.“

„Wieviel bekommen Sie zurück?“

„Elf Rubel und noch eine Kleinigkeit.“

Die Ladeninhaberin stellte an der Rechenmaschine den Restbetrag fest, schloß die Ladenkasse auf, nahm eine Behnrubelnote heraus, begann dann in dem Klein-

geld zu kramen und suchte noch sechs Zwanzigkopfenstücke und zwei kupferne Fünfer zusammen.

„Wickeln Sie mir den Rahmen gefälligst ein,“ sagte Machin, während er mit einer nachlässigen Geste das Geld vom Ladentisch nahm.

„Sofort.“

Die Ladeninhaberin wickelte den Rahmen hübsch ein und band eine Schnur darum.

Mitja atmete erst wieder frei auf, als die Glocke an der Ladentür hinter ihnen erklang und sie auf die Straße hinaustraten.

„Hier hast du die zehn Rubel, den Rest kannst du mir lassen — ich zahle ihn dir zurück,“ sagte Machin.

Während der Kamerad ins Theater ging, begab sich Mitja zu Gruschezki, um ihm seine Schuld zu bezahlen.

4.

Eine Stunde, nachdem die Gymnasiasten fortgegangen waren, kam Jewgenij Michajlowitsch, der Besitzer des Ladens, nach Hause und zählte die Kasse.

„Ach, du dummes Kalb, du Gans!“ schrie er Maria Wassiljewna, seine Frau, an, als er den Coupon sah, den er sogleich als gefälscht erkannte. „Wie konntest du diesen Coupon in Zahlung nehmen?“

„Aber, lieber Mann, du hast doch selbst in meiner Gegenwart einen Coupon angenommen, und zwar auch einen über zwölf Rubel,“ sagte die Frau, die ganz verwirrt und den Tränen nahe war. „Ich weiß selbst nicht, wie die Bengel mich damit angeschmiert haben. Es waren Gymnasiasten — ein so hübscher, junger Mensch war der eine, und machte einen so noblen Eindruck.“

„Und du bist ein nobles Kamel,“ fuhr der Mann, während er die Kasse zählte, in seinen Schimpfreden

fort. „Wenn ich einen Coupon annehme, dann sehe ich ganz genau nach, was darauf steht, und ob alles in Ordnung ist. Du aber hast dir jedenfalls nur die Gesichter der Herren Gymnasiasten angesehen. Schäm' dich — auf deine alten Tage!“

Das war der Frau denn doch zu viel, und sie geriet nun ihrerseits in Zorn.

„Du bist mir der Richtige! Andere Leute kannst du schlecht machen, aber wenn du vierundfünfzig Rubel im Kartenspiel verlierst, dann hat das gar nichts zu besagen.“

„Ich bin etwas ganz anderes.“

„Ich rede mit dir keinen Ton mehr,“ sagte Maria Wassiljewna und ging in ihr Zimmer. Es fiel ihr ein, daß ihre Familie von Anfang an dagegengewesen war, daß sie diesen Menschen heiratete, der seiner Stellung nach weit unter ihr stand, daß sie aber um jeden Preis auf dieser Heirat bestanden hatte. Sie gedachte ihres verstorbenen Kindes, gedachte der Gleichgültigkeit, mit der ihr Mann damals den Verlust aufgenommen hatte, und sie haßte ihren Mann so sehr, daß sie in Gedanken fast wünschte, er möchte sterben. Dann aber erschrak sie darüber, daß sie solchen Gefühlen in ihrem Herzen Raum gab, und sie zog sich rasch an, um fortzugehen. Als ihr Mann nach der Wohnung kam, traf er sie nicht mehr an. Sie war, ohne auf ihn zu warten, allein zu einem Gerichtsvollzieher gefahren, der sie und ihren Mann zu einer Abendunterhaltung eingeladen hatte.

5.

Beim Gerichtsvollzieher gab es Tee und süßes Gebäck, und dann setzte man sich an mehreren Tischen zum „Wint“-Spiel *) nieder.

*) Russisches Kartenspiel

Maria Wassiljewna spielte zusammen mit dem Gastgeber und einer schwerhörigen alten Dame, der Witwe eines Musikalienhändlers, die eine Perücke trug und leidenschaftlich gern und sehr gut spielte. Maria Wassiljewna bekam recht gute Karten, sie machte in zwei Spielen hintereinander alle Stiche. Neben ihr stand ein Teller mit Weintrauben und Birnen, und sie befand sich in vortrefflicher Stimmung.

„Warum kommt denn Jewgenij Michajlowitsch nicht?“ fragte die Frau des Gastgebers von einem zweiten Tische her. „Er soll bei uns als fünfter Mann mitspielen.“

„Er wird noch über der Rechenmaschine sitzen,“ sagte Maria Wassiljewna. „Es gibt heute, am Ersten, so vielerlei zu zahlen. Auch Brennholz wollte er noch kaufen.“

Die Szene mit ihrem Manne fiel ihr ein, ihr Gesicht wurde finster, und ihre Hände zitterten vor Ärger über ihn.

„Siehe da — wenn man vom Wolf spricht, dann kommt er!“ sagte der Hausherr zu Jewgenij Michajlowitsch, der soeben eintrat — „warum so spät?“

„Es gab noch dies und das zu tun,“ antwortete Jewgenij Michajlowitsch in munterem Tone und rieb sich die Hände. Und zum nicht geringsten Erstaunen seiner Gattin kam er zu ihr heran und sagte leise zu ihr: „Denk dir, den Coupon bin ich los!“

„Wirklich?“

„Ja, ich hab' ihn dem Bauern für das Brennholz gegeben.“

Und Jewgenij Michajlowitsch erzählte allen höchst entrüstet, wie gewissenlos die beiden Gymnasiasten seine Frau betrogen hätten, und seine Frau vervollständigte die Erzählung noch durch allerhand Einzelheiten.

„Nun, jetzt zur Sache,“ sagte er, sich an den Spiel-tisch setzend, und mischte, da er gleich zum Geben dran war, die Karten.

6.

Jewgenij Michajlowitsch hatte in der That den Cou-pon an den Bauern Iwan Mironow, von dem er Brennholz gekauft hatte, weitergegeben.

Iwan Mironow betrieb sein Geschäft in der Weise, daß er in irgend einer Holzhandlung eine Klafter Holz erstand, diese auf seinem Wagen so einteilte, daß sie in fünf Viertel zerfiel, und nun, in der Stadt umherfahrend, seine „Viertel“ zum gleichen Preise verkaufte wie die Händler auf den Holzplätzen die vollen Viertel. An diesem Tage hatte er wenig Glück gehabt: er war am Morgen mit einer Ladung losgefahren, die er bald ver-kaufte, hatte dann eine zweite Fuhr geladen und lange Zeit vergeblich einen Käufer gesucht. Immer wieder war er auf kundige Leute gestoßen, denen die Kniffe der ländlichen Holzhändler nicht unbekannt waren, und die ihm nicht glaubten, daß er, wie er versicherte, das Holz vom Lande in die Stadt gebracht habe. Er war gehörig ausgehungert und durchgefroren in seinem schäbigen Halbpelz und dem zerrissenen Rocke; der Frost war gegen Abend auf zwanzig Grad gestiegen, und sein kleines Pferd, mit dem er nicht viel Umstände machte, da er es doch schon dem Schinder zugebracht hatte, war ganz er-starrt. Schon hatte Iwan Mironow sich entschlossen, das Holz nötigenfalls auch mit Verlust abzugeben, als ihm Jewgenij Michajlowitsch, der sich soeben im Laden um die Ecke Tabak geholt hatte und nun nach Hause ging, in den Weg lief.

„Nehmen Sie doch das Holz, lieber Herr, ich gebe es

billig ab! Mein Pferdchen kann's kaum noch weiterziehen.“

„Woher hast du denn das Holz?“

„Vom Dorfe hab' ich es gebracht. Hab's selber geschlagen — schönes, trockenes Holz!“

„Euch Brüder kennt man. Na, was willst du denn haben?“

Jwan Mironow nannte einen Preis, ging dann aber mehr und mehr herunter und forderte schließlich so viel, wie er selbst gezahlt hatte.

„Nur, weil Sie es sind, lieber Herr,“ sagte er — „und weil ich nicht weit zu fahren habe.“

Jewgenij Michajlowitsch hatte nicht lange gefeilscht, er war schon froh bei dem Gedanken, daß er den Coupon loswerden würde. Der Hausdiener war nicht anwesend, und so faßte Jwan Mironow ganz allein zu, half seinem Pferdchen den Wagen in den Hof ziehen und brachte das Holz ganz allein in den Schuppen. Er weigerte sich anfangs, den Coupon in Zahlung zu nehmen, aber Jewgenij Michajlowitsch wußte ihm so zureden, und er erschien ihm als ein so achtbarer Herr, daß er sich schließlich zur Annahme bestimmen ließ. Er ging die Hintertreppe hinauf nach dem Mädchenzimmer, bekreuzte sich, entfernte die Eiszapfen aus seinem Barte, schlug den Schoß seines Rockes zurück und holte seinen ledernen Geldbeutel hervor. Er entnahm daraus 8 Rubel 50 Kopeken, die er auf den Coupon herausgab, diesen aber wickelte er sorgfältig in ein Blatt Papier ein und legte ihn in den Beutel.

Nachdem Jwan Mironow sich, wie es sich geziemt, bei dem Herren bedankt hatte, begab er sich mit dem leeren Wagen vor eine Schenke, wobei er seinen zum Tode verurteilten Gaul, der von oben bis unten mit

Reif bedeckt war und kaum ein Bein vor das andere setzen konnte, nicht mehr bloß mit der Peitsche, sondern schon mit dem Peitschenstiel antrieb.

In der Schenke bestellte Iwan Mironow für acht Ropeten Branntwein und Tee, und nachdem er warm geworden und sogar in Schweiß geraten war, unterhielt er sich in heiterster Stimmung mit einem Hausknecht, der an demselben Tische Platz genommen hatte. Im Laufe des Gespräches erzählte er diesem seine ganze Lebensgeschichte. Er erzählte, daß er aus dem zwölf Werst von der Stadt entfernten Dorfe Wassiljewskoje stamme, daß er sich von seinem Vater und seinen Brüdern getrennt habe und jetzt mit seiner Frau und zwei Kindern, von denen das ältere eben in die Schule gekommen, für sich allein lebe und zum väterlichen Haushalt nichts beitrage. Er erzählte, daß er morgen auf dem Pferdemarkte seine Schindmähre los schlagen und, wenn es sich gerade so machte, ein neues Pferdchen kaufen wolle. Er habe nun genau vierundzwanzig Rubel beisammen, die Hälfte davon in einem Coupon, den er hervorholte und dem Hausknecht zeigte. Der Hausknecht konnte zwar nicht lesen, sagte jedoch, er habe schon öfters solches Geld für die Mieter seines Hauses gewechselt, und es sei wohl gutes, richtiges Geld, werde aber oft gefälscht, und darum rate er, es doch einmal gleich hier am Buffet nachsehen zu lassen. Iwan Mironow gab das Geld dem Kellner und sagte, er solle die Beche abziehen und den Rest herausgeben. Statt des Kellners aber kam der Buffetier, ein Mensch mit einer Glaze und glänzendem Gesichte, mit dem Coupon in der Hand auf Mironow zu.

„Das Geld taugt nichts,“ sagte er und wies auf den Coupon, gab ihn jedoch nicht zurück.

„Wie? Das Geld ist gut, ich hab's von einem Herrn bekommen.“

„Und ich sage, es ist nicht gut, es ist gefälscht.“

„So gib's zurück, wenn's gefälscht ist.“

„Nein, alter Freund, euch muß man einmal gründlich belehren. Du hast das Geld mit andern Betrügern zusammen gefälscht.“

„Gib das Geld zurück! Wie kommst du dazu, es zu behalten?“

„He, Sidor — ruf doch mal den Polizisten!“ sagte der Buffetier zum Kellner.

Jwan Mironow hatte bereits einen kleinen Rausch, und er war in diesem Zustande immer ein wenig aufgeregter. Er faßte den Buffetier beim Kragen und schrie:

„Gib das Geld zurück, ich bring's dem Herrn wieder. Ich weiß, wo er wohnt.“

Der Buffetier machte sich von Jwan mit Gewalt los, und es gab dabei einen Riß in sein Hemd.

„Ach, so einer bist du! Halt ihn mal fest!“

Der Kellner packte Jwan Mironow, und im selben Augenblick kam auch schon der Polizist herein. Er setzte seine Amtsmiene auf, ließ sich den Fall erzählen und traf sogleich seine Entscheidung:

„Auf die Wache mit ihm!“

Den Coupon legte der Polizist in sein Portemonnaie, dann brachte er Jwan Mironow samt Pferd und Wagen nach der Wache.

7.

Jwan Mironow brachte die Nacht mit Betrunknen und Dieben zusammen auf der Wache zu. Gegen Mittag wurde er dem Revieraufseher vorgeführt. Dieser verhörte ihn und schickte ihn in Begleitung eines Po-

lizisten zu dem Inhaber des Magazins für photographische Gebrauchsartikel. Iwan Mironow hatte sich die Straße und das Haus ganz genau gemerkt.

Als der Polizist Jewgenij Michajlowitsch heraustrief, um ihm den Coupon vorzuzeigen und Iwan Mironow gegenüberzustellen, der noch immer behauptete, daß eben dieser Herr ihm den Coupon gegeben habe, setzte Jewgenij Michajlowitsch eine sehr erstaunte und zugleich höchst strenge Miene auf.

„Du hast wohl den Verstand verloren, was? Ich sehe den Menschen zum erstenmal im Leben.“

„Versündige dich nicht, Herr, wir alle müssen sterben!“ rief Iwan Mironow ihm zu.

„Was ist ihm denn in den Kopf gefahren? Du hast wohl geträumt? Wer weiß, wem du das Holz verkauft hast,“ sprach Jewgenij Michajlowitsch. „Übrigens, warten Sie, ich will doch einmal meine Frau fragen, ob sie gestern Holz gekauft hat.“

Jewgenij Michajlowitsch ging hinaus und suchte zunächst den Hausdiener auf, einen schmuken, auffallend kräftigen und gewandten Burschen namens Wassilij, der den Stutzer spielte und immer lustig und vergnügt war. Jewgenij Michajlowitsch sagte ihm, falls er gefragt werden sollte, wo das letzte Holz gekauft sei, solle er sagen, es sei auf dem Holzplatz gekauft, von den Bauern würde überhaupt kein Holz gekauft.

„Ein Bauer behauptet nämlich, ich hätte ihm einen gefälschten Coupon gegeben. Der Bauer ist nicht bei Sinnen. Er redet Gott weiß was zusammen. Du aber bist ein vernünftiger Mensch — sag' also aus, daß wir immer nur Holz auf dem Holzplatz kaufen. Übrigens wollte ich dir schon lange Geld zu einer neuen

Tasche geben," fügte Jewgenij Michajlowitsch hinzu und gab dem Hausknecht fünf Rubel.

Wassilij nahm das Geld, beguckte mit den blitzenden Augen zuerst den Geldschein und dann Jewgenij Michajlowitsch, warf sein Haar zurück und lächelte still.

„Man kennt die Brüder," meinte er, „das hat kein bißchen Grüße im Kopfe! Macht alles die Unbildung. Beunruhigen Sie sich, bitte, nicht weiter — ich weiß schon, was ich sagen soll.“

So inständig auch Iwan Mironow, sogar unter Tränen, Jewgenij Michajlowitsch bat, und so sehr er den Hausknecht auch ermahnte, seine Worte zu überlegen — beide blieben bei ihrer Aussage, daß niemals Holz vom Wagen gekauft worden sei. So brachte denn der Polizist Iwan Mironow nach der Wache zurück, dem nun eine Anklage wegen Couponfälschung drohte.

Ein Mitgefangener, ein dem Trunke ergebener Schreiber, riet Iwan Mironow, dem Revieraufseher einen Fünfrubelschein zu geben, und einzig der Befolgung dieses Ratschlages hatte er es zu danken, daß er von der Wache entlassen wurde. Von den vierundzwanzig Rubeln, die er am Tage vorher besessen, waren ihm nur sieben Rubel geblieben — der Coupon wurde ihm, als gefälscht, nicht zurückgegeben. Von diesen sieben Rubeln vertrank Iwan Mironow drei, und mit zerschundenem Gesichte und einem schweren Rausche kehrte er zu seiner Frau heim.

Die Frau sah ihrer Entbindung entgegen und war trank. Sie schalt ihren Mann aus, er versetzte ihr einen Stoß, und sie schlug ihn. Ohne sich zu wehren oder ein Wort zu sagen, legte sich Iwan mit dem Bauche auf die Schlafbank und brach in lautes Schluchzen aus.

Erst am nächsten Morgen erfuhr die Frau, wie sich alles zugetragen. Sie schenkte ihrem Manne Glauben und verfluchte ein über das andere Mal den spitzbübischen Stadtherrn, der ihren Iwan betrogen hatte. Als Iwan nüchtern geworden, erinnerte er sich, daß ein Handwerker, mit dem er gestern gezecht hatte, ihm geraten hatte, zu einem Advokaten zu gehen und durch diesen seine Sache weiter zu verfolgen. Er beschloß, diesem Räte gemäß zu handeln.

8.

Der Advokat nahm sich der Sache Iwan Mironows an, nicht sowohl des Geldes wegen, das er dabei verdienen konnte, als vielmehr darum, weil er Iwan Glauben schenkte und über die gewissenlose Art, wie der Bauer betrogen worden, empört war.

Vor Gericht erschienen beide Parteien, und der Hausknecht Wassilij war als Zeuge geladen. In der Gerichtsitzung wiederholten sich dieselben Szenen, die sich schon auf der Polizei abgespielt hatten. Iwan Mironow rief Gott zum Zeugen an und erinnerte daran, daß wir alle einmal sterben müssen. Jewgenij Michajlowitsch fühlte sich wohl bedrückt durch das Bewußtsein der Verworfenheit und Gefährlichkeit dessen, was er tat, doch konnte er seine Aussage jetzt nicht mehr zurücknehmen und leugnete alles, wobei er seine äußere Ruhe vollkommen zu bewahren wußte.

Der Hausknecht Wassilij, der nachträglich noch zehn Rubel erhalten hatte, versicherte mit ruhigem Lächeln, daß er nie im Leben Iwan Mironow gesehen habe. Als er vereidigt werden sollte, wurde er zwar im Herzen etwas zaghaft, doch wiederholte er, ohne mit der Wimper zu zucken, die Eidesformel, die ihm der eigens zu

diesem Zweck herbeigeholte alte Priester vorsprach, und schwor auf das Kreuz und das heilige Evangelium, daß er die volle Wahrheit sagen werde.

Die Verhandlung endete damit, daß der Richter Iwan Mironows Klage ablehnte und ihn zur Tragung der Gerichtskosten in Höhe von fünf Rubeln verurteilte, die Jewgenij Michajlowitsch großmütig für ihn erlegte. Als der Richter Iwan Mironow entließ, vermahnte er ihn ernsthaft, in Zukunft mit der Erhebung von Anklagen gegen achtbare Leute vorsichtiger zu sein. Er könne noch froh sein, daß er die Gerichtskosten nicht zu tragen brauche, und daß gegen ihn nicht noch obendrein eine Anklage wegen Verleumdung erhoben würde, die ihn wenigstens für drei Monate ins Gefängnis bringen könnte.

„Danke gehorsamst,“ sagte Iwan Mironow und verließ kopfschüttelnd und seufzend den Verhandlungssaal.

Es schien somit, daß für Jewgenij und den Hausknecht Wassilij alles glücklich abgelaufen sei. Aber, wie gesagt, es schien nur so. Es traten nun Folgen ein, die zwar niemand sah, die aber bedeutamer waren als das, was die Menschen sahen.

Wassilij hatte bereits vor drei Jahren das Dorf verlassen und war nach der Stadt gezogen. Mit jedem Jahre schickte er dem Vater weniger und weniger von seinem Verdienst; auch unterließ er es, seine Frau nachkommen zu lassen, denn er bedurfte ihrer in der Stadt nicht. Er hatte hier so viele Frauen, wie er nur wollte, und ganz andere als seine unsaubere Dorftrine. Von Jahr zu Jahr wich Wassilij mehr von den Sitten und Gesetzen des Dorfes ab und gewöhnte sich nach und nach ganz an die städtischen Bräuche. Dort, auf dem

Dorfe, war alles rauh und grau, ärmlich und unansehnlich, hier dagegen, in der Stadt, war alles fein und gut, reich und sauber, alles in bester Ordnung. Und er kam mehr und mehr zu der Ansicht, daß die Leute auf dem Dorfe unvernünftig leben, wie Tiere des Waldes, und daß nur hier, in der Stadt, die wahren Menschen sind. Er las die Bücher bekannter Schriftsteller, namentlich Romane, und besuchte die Theater Vorstellungen im Volkshause. Im Dorfe hatte er solche Dinge nicht einmal im Traume gesehen. Im Dorfe sagten die alten Leute: „Lebe mit deiner Frau nach dem Gesez in Liebe und Treue, arbeite, iß und trink nicht mehr, als nötig ist, treib keinen Aufwand in Kleidern.“ Hier aber, in der Stadt, sind die Menschen verständig und gebildet, sie kennen also doch sicherlich die wahren Geseze des Lebens und legen sich keinen Zwang auf im Genuße. Alles ist hier schön und gut. . .

Vor der Sache mit dem Coupon hatte Wassilij es immer nicht glauben wollen, wenn ihm jemand sagte, daß die Herren überhaupt gar keine Geseze und Regeln darüber hätten, wie man leben solle. Nach dieser Sache jedoch, und zumal nach der Ablegung des falschen Eides, der seinen Befürchtungen entgegen gar keine bösen Folgen gehabt hatte, sondern ihm vielmehr den hübschen Betrag von zehn Rubeln eingebracht hatte, war Wassilij vollkommen überzeugt, daß es in der Stadt gar keine Lebensgeseze irgendwelcher Art gebe, und daß jeder dort nach seinem Belieben leben könne. So hielt er es denn auch fortan in allen Dingen. Anfangs suchte er seinen kleinen Vorteil bei den Einkäufen, die er für die Hausbewohner machte, doch das reichte nicht zur Bestreitung seiner Ausgaben, und er stahl aus den Wohnungen der Mieter Geld und Kostbar-

keiten, wo er irgend konnte. Er entwendete schließlich auch Jewgenij Michajlowitsch einen Beutel mit Geld. Jewgenij Michajlowitsch ertappte ihn dabei, übergab ihn jedoch nicht den Gerichten, sondern entließ ihn nur aus seiner Stellung.

Nach Hause, aufs Dorf, mochte Wassilij nicht zurückkehren, er blieb vielmehr bei seiner Geliebten in Moskau und suchte sich eine andere Stellung. Er fand eine solche bei einem Krämer, der ihn gegen geringen Lohn als Hausknecht annahm. Wassilij trat die Stelle an, doch schon am Tage nach seinem Dienstantritt wurde er bei einem Diebstahl von Säcken abgefaßt. Auch diesmal kam Wassilij nicht vor Gericht, sein Herr verabreichte ihm eine Tracht Prügel und warf ihn hinaus. Nach diesem Vorfall konnte Wassilij keine neue Stelle finden. Er verzehrte seine Ersparnisse, mußte seine Kleider verkaufen und besaß schließlich nichts weiter als eine zerrissene Jacke, ein Paar Beinkleider und ein Paar durchlöcherter alte Stiefel. Seine Geliebte ließ ihn laufen. Doch Wassilij verlor seine gute, heitere Laune nicht — er wartete bis zum Frühjahr und begab sich dann zu Fuß auf den Weg nach seinem Heimatdorfe.

9.

Peter Nikolajewitsch Swentizkij, ein Mann von auffallend kleinem Wuchse, mit einer schwarzen Brille — er litt an den Augen und war von völliger Erblindung bedroht — war seiner Gewohnheit gemäß noch vor Sonnenaufgang aufgestanden, hatte ein Glas Tee getrunken, hierauf seinen tuchüberzogenen und mit Band eingefasteten kurzen Schafspelz angezogen und sich auf den Gutshof hinausgegeben.

Peter Nikolajewitsch war früher bei der Zollverwaltung angestellt gewesen und hatte sich da achtzehntausend Rubel zurückgelegt. Vor zwölf Jahren hatte er — nicht ganz freiwillig — seinen Abschied genommen und das Gut eines bankrott gewordenen jungen Gutsbesizers gekauft. Peter Nikolajewitsch hatte, als er noch im Dienste stand, geheiratet. Seine Gattin war eine arme Waise aus altadliger Familie, eine große, üppige, schöne Frau, die jedoch kinderlos war. Peter Nikolajewitsch war in allen Dingen ein Mann von Gründlichkeit und Energie. Er war der Sohn eines polnischen Schlachzigen und hatte keine Ahnung vom Landbau gehabt, doch war er mit so viel Eifer an die Bewirtschaftung seines Gutes gegangen, daß die dreihundert Desjatinen große, vorher gänzlich verwahrloste Besizung binnen fünfzehn Jahren eine wahre Musterwirtschaft wurde. Alle Baulichkeiten, vom Wohnhaus bis zum Getreidespeicher und dem Schuttdach über der Feuerspritze, waren fest und solid konstruiert, alles war mit Eisenblech gedeckt, das immer rechtzeitig seinen Anstrich bekam. Im Geräteschuppen standen die Wagen, die Pflüge und Eggen hübsch ordentlich nebeneinander, das Geschirr war stets frisch eingefettet und geschmeidig. Die Pferde, die er hielt, und die er zumeist selbst gezogen hatte, waren nicht eben von großer Rasse, doch dafür wohlgepflegt und kräftig. Eins sah dem andern gleich; alle waren von hellbrauner Farbe.

Die Dreschmaschine arbeitete in einer gedeckten Getreidedarre, das Pferdefutter war in einem besondern Schuppen untergebracht, und die Düngergauche wurde in einer ausgemauerten Sentgrube gesammelt. Auch die Rübe waren zumeist von eigener

Zucht, sie waren nicht groß, doch gaben sie reiche Milch-erträge. Es wurde viel Geflügel gezogen, ein großer Hühnerhof war vorhanden, und die Hühner, die gehalten wurden, legten vortrefflich. Der Obstgarten war ummauert und wohlgepflegt. Überall herrschte Sauberkeit, Ordnung und strenge Ökonomie. Peter Nikolajewitsch hatte viel Freude an seiner Wirtschaft und war stolz darauf, daß er alles das nicht durch Bedrückung der Bauern, sondern im Gegenteil durch strenge Gerechtigkeit gegen sie erreicht hatte. Im Kreise der Gutsbesitzer, mit denen er verkehrte, vertrat er einen vermittelnden, eher liberalen als konservativen Standpunkt und trat gegenüber den Anhängern des alten Leibeigenschafts-systems stets für das Volk ein. Ist man gegen die Leute gut, meinte er, so sind auch sie gut gegen einen. Allerdings ließ er seinen Knechten keine Dummheit durchgehen, es gab auch mal gelegentlich einen Rippenstoß, und im Punkte der Arbeit verlangte er nicht wenig, doch waren dafür die Leutewohnungen und die Kost ausgezeichnet, der Lohn wurde pünktlich gezahlt, und an den Feiertagen kargte er nicht mit der Branntweinspende.

Vorsichtig durch den weichen, tauenden Schnee hin-schreitend — es war im Februar — ging Peter Nikolajewitsch an dem Stall für die Arbeitspferde vorüber nach dem Hause, in dem die Hofleute wohnten. Es war noch dunkel, und der Nebel ließ es noch dunkler er-scheinen. Die Fenster der Gesindewohnung waren er-leuchtet, die Leute erhoben sich vom Lager. Peter Nikolajewitsch wollte sie ein wenig anfeuern — er hatte am Abend vorher angeordnet, daß sie mit sechs Pferden nach dem Walde fahren sollten, um das letzte Holz einzufahren.

„Was ist denn das?“ dachte er, als er die Tür zum Pferdestall offen stehen sah. „Geda, was ist denn hier los?“

Niemand gab Antwort, und Peter Nikolajewitsch betrat den Pferdestall.

„Geda, ist hier jemand?“

Niemand antwortete. Es war dunkel, und er trat auf die weiche Streu, von der ein Düngergeruch herkam. Rechts von der Tür war der Stand, in dem ein Paar junge Hellbraune zu stehen pflegten. Peter Nikolajewitsch streckte den Arm aus — der Stand war leer. Er tastete vorsichtig mit dem Fuße, ob die Tiere nicht vielleicht lagen, doch stieß er auf keinen Widerstand. „Wohin mögen sie die Tiere nur gebracht haben?“ dachte er. „Angespannt haben sie noch nicht, die Schlitzen sind doch alle da.“ Peter Nikolajewitsch verließ den Pferdestall und rief laut:

„Geda, Stepan!“

Stepan, der Vorarbeiter, kam aus der Leutewohnung herbeigeeilt.

„Hier bin ich,“ rief Stepan munter aus dem nächtlichen Dunkel. „Sind Sie es, Peter Nikolajewitsch? Wir sind gleich fertig.“

„Warum steht denn der Pferdestall offen?“

„Der Pferdestall? Das weiß ich nicht. He, Proschka, gib doch mal die Laterne her!“

Proschka kam mit der Laterne, und sie betraten den Pferdestall. Stepan wußte sogleich, was geschehen war:

„Hier sind Diebe gewesen, Peter Nikolajewitsch. Die Tür ist erbrochen.“

„Rede keinen Unsinn!“

„Doch, doch — sie waren da, die Räuber. „Maschka“

ist weg, und „Habicht“ ist weg . . . nein, „Habicht“ ist da: aber „Buntvogel“ und „Tausendschön“ sind gestohlen.“

Drei Pferde fehlten im Stalle. Peter Nikolajewitsch sprach kein Wort, er zog nur finster die Brauen zusammen und atmete schwer.

„Ach, wenn ich die Burschen kriegte! Wer hat denn die Wache gehabt?“ sprach er endlich.

„Petja hat sie gehabt. Er hat wohl geschlafen.“

Peter Nikolajewitsch machte Meldung bei der Polizei, beim Bezirkskommissar, beim Vorstande der Landschaft, er schickte auch auf eigne Faust Rundschafter aus, doch die Pferde wurden nicht gefunden.

„Ein gottverdammtes Volk!“ sagte Peter Nikolajewitsch — „warum haben sie mir das angetan? Habe ich ihnen nicht Gutes genug erwiesen? Wartet, ihr Halunken! Räuber seid ihr alle miteinander. Jetzt werde ich anders mit euch umspringen.“

10.

Die Pferdediebe waren mit den drei Hellbraunen längst über alle Berge. Eins von den Tieren, „Maschka“, verkauften sie für achtzehn Rubel den Zigeunern; das zweite, „Buntvogel“, überließen sie einem Bauern in einem vierzig Werst weit entfernten Dorfe im Umtausch gegen ein anderes Pferd. „Tausendschön“ wurde von ihnen so abgehehlt, daß sie ihn abstechen mußten. Das Fell verkauften sie für drei Rubel. Die ganze Sache war von Iwan Mironow angezettelt. Er hatte früher einmal bei Peter Nikolajewitsch in Arbeit gestanden, wußte auf dem Gute Bescheid und wollte um jeden Preis wieder zu dem Gelde kommen, das er bei der Coupongeschichte verloren hatte. Und so war er auf diesen Streich verfallen.

Nach seinem Unglück mit dem gefälschten Coupon hatte Jwan Mironow lange Zeit getrunken und hätte vielleicht alles vertrunken, wenn nicht seine Frau die Kummerte, die Kleider und alles, was es sonst Vertrinkbares gab, vor ihm versteckt hätte. Während Jwan Mironow in den Schenken umherzog, verließ ihn keinen Augenblick der Gedanke an den Stadtherrn, der ihm so viel Leid zugefügt hatte. Auch über all die andern großen und kleinen Herren, die nur davon lebten, daß sie, wie er meinte, dem Bauern das Fell über die Ohren zogen, machte er sich seine Gedanken. Eines Tages zechte Jwan Mironow mit einigen Bauern aus der Gegend von Podolst. Seine Kumpane erzählten ihm in der Trunkenheit, sie hätten einem Bauern ein Paar Pferde gestohlen. Jwan Mironow schalt sie aus, weil sie einen Bauern geschädigt hätten — das sei sündhaft, meinte er. „Das Pferdchen,“ sagte er, „ist sozusagen des Bauern Bruder, und ihr stehlt es ihm! Wenn ihr schon stehlen wollt, dann geht zu den Herren, die Hunde verdienen es nicht anders.“ Sie kamen immer mehr ins Gespräch, und die Bauern von Podolst meinten, es sei eine knifflische Sache, bei den Herren Pferde zu stehlen. Da müsse man gut Bescheid wissen, und ohne einen Helfershelfer, der die Örtlichkeit kenne, sei da nichts zu machen. Da erinnerte sich Jwan Mironow des Gutsbesizers Swentizkij, bei dem er einmal gearbeitet hatte: es fiel ihm ein, daß Swentizkij ihm bei der letzten Verrechnung anderthalb Rubel für einen zerbrochenen Ruppelbolzen abgezogen hatte, und auch die drei hellbraunen Pferde, mit denen er damals gearbeitet hatte, fielen ihm ein.

Jwan Mironow begab sich zu Swentizkij unter dem Vorwande, daß er wieder auf dem Gut Arbeit haben

wolle, in Wirklichkeit jedoch wollte er nur alles ausspähen und aushorchen. Und das gelang ihm auch: er erfuhr, daß keine Nachtwachen aufgestellt würden, daß die Pferde in denselben Ställen nächtigten, in denen sie am Tage standen, und er brachte die Diebe aus Podolks an Ort und Stelle und führte den Streich aus.

Die Diebe teilten den Ertrag des Raubes untereinander, und Zwan Mironow kam mit fünf Rubeln nach Hause. Hier fand er nichts zu tun, ein Pferd besaß er nicht mehr, und so hielt sich denn Zwan Mironow fortan zu den Pferdedieben und Zigeunern.

11.

Peter Nikolajewitsch Swentizkij setzte alles daran, um auf die Spur der Diebe zu kommen. Es sei nicht denkbar, meinte er, daß der Diebstahl ohne einen auf dem Gutshofe wohnenden Mitwisser ausgeführt sein könnte. Er forschte insgeheim unter seinen Leuten nach, ob nicht einer die Nacht irgendwo außerhalb des Gutshofes zugebracht habe, und er erfuhr, daß Proschka Nikolajew in jener Nacht nicht dagewesen sei. Proschka war ein gewandter junger Bursche, der eben vom Militär zurückgekommen war; er verrichtete Kutscherdienste, wenn Peter Nikolajewitsch einmal ausfuhr. Der Bezirkskommissar war ein Freund von Peter Nikolajewitsch, und auch mit dem Adelsmarschall, dem Polizeichef, dem Vorstand der Landschaft und dem Untersuchungsrichter war Peter Nikolajewitsch bekannt. Alle diese Herren pflegten an seinem Namenstage bei ihm zu Gast zu sein und waren große Liebhaber seiner selbstfabrizierten Liköre und seiner köstlichen eingemachten Steinpilze, Eierschwämme und Pfifferlinge. Alle

fühlten aufrichtiges Bedauern mit ihm und liehen ihm ihren Beistand.

„Da haben Sie Ihre Bauern, die Sie immer verteidigen,“ sagte der Bezirkskommissar. „Habe ich nicht recht, wenn ich sage, daß sie schlimmer sind als die wilden Tiere? Ohne Rnute und Rnüppel ist mit der Sippenschaft nicht auszukommen. Sie meinen also, der Proschka, der Sie immer fährt, stecke mit den Dieben unter einer Decke?“

„Ja, kein anderer als er.“

„Nur her mit dem Burschen!“

Proschka wurde vorgeladen und ins Verhör genommen.

„Wo hast du in jener Nacht gesteckt?“

Proschka warf sein Haar in den Nacken und sah die Fragenden mit blitzenden Augen an.

„Ich war zu Hause.“

„Wieso denn zu Hause? Alle anderen haben doch ausgesagt, du seist nicht zu Hause gewesen.“

„Wie Sie wollen.“

„Was heißt das — wie ich will? Ich will wissen, wo du warst.“

„Ich war zu Hause.“

„Gut, führt ihn nach dem Amt ab!“

„Wie Sie wollen.“

Mit keinem Worte verriet Proschka, wo er in jener Nacht gewesen, und zwar schwieg er darum, weil er die Nacht bei seiner Freundin Parascha zugebracht und ihr versprochen hatte, sie nicht zu verraten. Er hielt denn auch sein Wort, und da keine Beweise gegen ihn vorlagen, mußte er entlassen werden. Peter Nikolajewitsch aber war davon überzeugt, daß alles Proschkas Werk gewesen, und so haßte er ihn aus ganzem Herzen.

Er gab acht auf ihn, um ihm bei erster Gelegenheit etwas am Zeuge zu flicken. Und diese Gelegenheit fand sich sehr bald. Proschka pflegte, wenn er seinen Pferden in einem Einkehrhause Futter geben ließ, jedesmal zwei Meken Hafer zu berechnen, während die Pferde in Wirklichkeit nur anderthalb Meken bekamen und das übrige Geld für Branntwein aufging. Davon erfuhr Peter Nikolajewitsch, und er erstattete beim Friedensrichter Anzeige. Der Friedensrichter verurteilte Proschka zu drei Monaten Gefängnis. Das ging Proschka, der sich für etwas Besseres hielt als die anderen, sehr nahe. Er fühlte sich durch die Gefängnishaft entehrt, und da er nicht mehr den Kopf so hoch tragen konnte wie früher, verlor er gleich allen Halt und kehrte verbittert und voll Haß, nicht sowohl gegen Peter Nikolajewitsch, als vielmehr gegen die ganze Welt, aus dem Gefängnis heim. Er ließ sich mehr und mehr gehen, arbeitete nicht mehr, gewöhnte sich das Trinken an, wurde bald wieder bei einem Diebstahl — er hatte einer Kleinbürgerin Kleidungsstücke weggenommen — ertappt und kam von neuem ins Gefängnis.

Von seinen drei Hellbraunen brachte Peter Nikolajewitsch nur so viel in Erfahrung, daß das Fell eines Wallachs von der erwähnten Farbe gefunden worden sei, in dem Peter Nikolajewitsch das Fell „Tausend-schöns“ wiedererkennen wollte. Die Diebe selbst gingen straflos aus, was Peter Nikolajewitsch mit wäherem Ingrimme erfüllte. Er konnte nun keinen Bauern mehr sehen, ohne gleich rasend zu werden. Er trat niemals wieder für die Bauern ein und setzte ihnen zu, wo er konnte.

Jewgenij Michajlowitsch hatte die Geschichte mit dem Coupon, nachdem er diesen losgeworden, rasch vergessen. Nicht so Maria Wassiljewna, seine Frau, die es sich nicht verzeihen konnte, daß sie sich hatte betrügen lassen, und nicht nur auf ihren Mann, der ihr so beleidigende Worte an den Kopf geworfen, sondern vor allem auf die beiden jungen Taugenichtse, die sie angeführt, einen geheimen Bohn hatte.

Von dem Tage an, da die Sache passiert, beobachtete sie auf das schärfste alle Gymnasiasten. Einmal war sie Machin begegnet, doch erkannte sie ihn nicht, da er, sobald er sie bemerkte, sein Gesicht so verzog, daß es nicht wiederzuerkennen war. Dagegen erkannte sie Mitja Smokownikow, mit dem sie vierzehn Tage nach jenem Ereignis auf dem Bürgersteige Brust gegen Brust zusammenstieß, sofort wieder. Sie ließ ihn vorübergehen, wandte sich dann um und folgte ihm heimlich. Sie ging bis zu der Wohnung seiner Eltern hinter ihm her, erfuhr, wessen Sohn er war, begab sich am nächsten Tage nach dem Gymnasium und traf im Vorzimmer des Gymnasiums den Religionslehrer Michail Swedenskij. Er fragte sie, was sie wünsche. Sie sagte, sie wünsche den Direktor zu sprechen.

„Der Direktor ist nicht da, er ist krank, aber vielleicht kann ich Ihr Anliegen erledigen oder ihm davon Mitteilung machen.“

Maria Wassiljewna entschloß sich, alles dem Religionslehrer zu erzählen. Der Religionslehrer Swedenskij war Witwer und ein Mann von großer Eigenliebe. Ein Jahr früher bereits war er dem Vater des Gymnasiasten Smokownikow in Gesellschaft begegnet und mit ihm in ein Gespräch über religiöse Fragen ge-

raten, in dessen Verlauf Smokownikow ihn glänzend abgeführt und dem allgemeinen Gelächter preisgegeben hatte. Seit jener Zeit hatte der Religionslehrer dem Sohne des Kameralhofspräsidenten seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt — er fand, daß der Sohn gegen das Wort Gottes ebenso gleichgültig war wie der ungläubige Vater, und er setzte dem Knaben auf jede Weise zu und ließ ihn sogar durchs Examen fallen.

Als nun Swedenskij von Maria Wassiljewna den Fehltritt des jungen Smokownikow erfuhr, hatte er ein Gefühl innerer Genugtuung, da der Fall ihm seine Ansicht klar zu bestätigen schien, daß alle diejenigen, die sich der Führung der Kirche entziehen, ihre Sittlichkeit einbüßen. Er beschloß, wie er sich einzureden suchte, den Fall als ein warnendes Beispiel hinzustellen und an ihm zu beweisen, welche Gefahren alle diejenigen bedrohen, die der Kirche den Rücken kehren. Im Grunde seines Herzens jedoch war es ihm lediglich darum zu tun, an dem stolzen und selbstbewußten Atheisten seine Rache zu nehmen.

„Ja, das ist sehr traurig,“ sprach Vater Michail Swedenskij, während er mit der Hand an den glatten Seiten seines Brustkreuzes entlang fuhr. „Ich freue mich sehr, daß Sie mir die Sache erzählt haben, als Diener der Kirche werde ich bemüht sein, den jungen Menschen nicht ohne die notwendige Belehrung zu lassen, doch will ich bei den Vorhaltungen, die ich ihm machen werde, so mild wie möglich verfahren.“

„Ja, ich werde so handeln, wie es sich ziemt für meinen heiligen Stand,“ sprach Vater Michail zu sich selbst, und er glaubte wirklich, ganz einzig das Seelenheil und die Rettung des jungen Mannes im Auge zu

haben, und vergaß sein feindseliges Verhältnis zu dessen Vater.

Am nächsten Tage erzählte Vater Michail während des Religionsunterrichtes in der fünften Klasse den Schülern ganz ausführlich die Geschichte von dem gefälschten Coupon und sagte, es sei ein Gymnasiast gewesen, der diesen Bubenstreich begangen.

„Es ist eine schlimme, ehrlose Tat,“ sagte er, „doch noch ehrloser wäre es, wenn der Täter sie leugnen wollte. Falls wirklich einer von euch der Schuldige ist, ist es besser, er bekennt und zeigt Reue, als daß er sich verbirgt.“

Bei diesen Worten sah Vater Michail Mitja Smotownikow durchdringend an, und auch die Mitschüler verwandten, seinem Beispiele folgend, keinen Blick von Mitja. Dieser wurde feuerrot, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und schließlich brach er in Tränen aus und lief aus der Klasse.

Als Mitjas Mutter erfuhr, was in der Klasse vorgefallen, ließ sie sich von dem Sohne den Hergang der Sache wahrheitsgemäß erzählen und begab sich dann eiligst nach dem Magazin für photographische Gebrauchsartikel. Sie erlegte bei der Inhaberin den Betrag von 12 Rubeln 50 Kopeken und wußte sie zu bestimmen, daß sie den Namen des Gymnasiasten verschwiege. Dem Sohne befahl sie, alles zu leugnen und auf keinen Fall dem Vater die Wahrheit zu gestehen.

Als nun Fedor Michajlowitsch von der Sache erfuhr und der Sohn, den er sich sogleich vornahm, alles leugnete, fuhr er zum Direktor, erzählte ihm alles und sagte, er finde das Verhalten des Religionslehrers unverantwortlich, und er werde die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Der Direktor ließ den Priester kommen,

und es gab nun eine heftige Auseinandersetzung zwischen diesem und Fedor Michajlowitsch.

„Das dumme Weibsbild, das obendrein kurzsichtig ist, hat sich in meinem Sohn versehen, hat dann selbst alles zurückgenommen, und Sie haben nichts Eiligeres zu tun, als einen ehrhaften, wahrheitsliebenden Jungen vor der ganzen Klasse zu verleumdern!“

„Ich habe ihn nicht verleumdert, und ich gestatte Ihnen nicht, in diesem Tone mit mir zu reden. Sie vergessen meinen Stand.“

„Ach was, ich spucke auf Ihren Stand.“

„Ihre gottlose Gesinnung ist ja stadtbekannt,“ entgegnete der Religionslehrer, und sein Unterkiefer zuckte dabei so heftig, daß sein dünnes Rinnbärtchen zu zittern begann.

„Aber, meine Herren! Väterchen!“ suchte der Direktor die Streitenden zu beschwichtigen, doch wollte ihm das nicht gelingen.

„Es ist meine Amtspflicht, mich um die religiöse und sittliche Erziehung der Schüler zu kümmern.“

„Lassen Sie doch das Heucheln — als ob ich nicht wüßte, daß Sie an keinen Gott und Teufel glauben.“

„Ich halte es für meiner unwürdig, mit einem Manne wie Sie überhaupt noch zu reden,“ versetzte Vater Michail, der sich durch die letzte Äußerung Smokownikows darum ganz besonders verletzt fühlte, weil er wußte, daß sie der Wahrheit entsprach. Er hatte den vollständigen Kursus der geistlichen Akademie absolviert und glaubte daher längst nicht mehr an das, was er bekannte und predigte, sondern nur noch daran, daß alle Menschen verpflichtet seien, sich zu zwingen, an das zu glauben, woran er selbst sich zu glauben zwang.

Smokownikow war nicht sowohl persönlich über das Benehmen des Religionslehrers aufgebracht, er

sah in dem Vorfall vielmehr eine treffende Illustration jenes klerikalen Einflusses, der sich im Lande breitzumachen begann, und erzählte die Geschichte überall. Vater Swedenskij wiederum, der den Nihilismus und Atheismus nicht nur in dem jungen, sondern auch in dem alten Geschlechte in so erschreckender Weise emporschwücheln sah, gewann mehr und mehr die Überzeugung von der Notwendigkeit seiner Bekämpfung. Je schroffer er den Unglauben Smokownikows und der ihm Gleichgesinnten verurteilte, desto fester wurde in ihm die Überzeugung von der Unerschütterlichkeit seines eigenen Glaubens, und desto weniger fühlte er das Bedürfnis, ihn auf seine Richtigkeit zu prüfen und mit seinem Leben in Einklang zu bringen. Sein Glaube, zu dem sich alle Welt rings um ihn bekannte, wurde ihm zu einer starken Waffe im Kampfe gegen die Glaubensfeinde.

Dieser Gedankengang war in ihm durch das Renkontre mit Smokownikow und die Unannehmlichkeiten, die er in Folge dieses Renkontres im Gymnasium hatte — es war ihm von seiner vorgesetzten Behörde deshalb ein Verweis erteilt worden — ganz besonders gefördert worden. Und er kam jetzt auf einen Plan zurück, den er seit dem Tode seiner Frau schon mehrfach erwogen hatte: ein Mönch zu werden und dieselbe Karriere einzuschlagen, die auch mehrere seiner Genossen von der Akademie eingeschlagen hatten, von denen einer bereits Bischof und ein anderer Klosterabt mit der Aussicht auf einen Bischofsitz war.

Als das Schuljahr um war, verließ Swedenskij das Gymnasium, trat unter dem Namen Misail in ein Kloster ein und erhielt sehr bald die Stelle eines Rektors an einem Priesterseminar in der Wolgagegend.

Der Hausknecht Wassilij wanderte inzwischen auf der Landstraße immer weiter gen Süden.

Am Tage marschierte er, und die Nacht führte ihn der Dorfbüttel nach dem nächsten Freiquartier. Brot bekam er überall, zuweilen lud man ihn auch des Abends zu Tisch ein. In einem Dorfe des Gouvernements Orel, in dem er übernachtete, sagte man ihm, daß ein Kaufmann, der von einem Gutsbesitzer einen großen Obstgarten gepachtet habe, ein paar tüchtige Obstwächter suche. Wassilij, der es müde geworden, als Landstreicher herumzuziehen, jedoch auch keine Lust hatte, seine Heimat aufzusuchen, ging zu dem Kaufmann und trat für fünf Rubel monatlich als Obstwächter in seine Dienste.

Das Leben im Belt gefiel Wassilij ganz ausnehmend, namentlich als die Äpfel zu reifen begannen und die Obstwächter sich ein paar ordentliche Gebund Stroh von dem frischgedroschenen neuen Roggen aus der herrschaftlichen Scheune herbeigeht hatten.

Da lag nun Wassilij den ganzen Tag auf dem duftigen, frischen Stroh, und neben ihm lagen ganze Haufen von Sommer- und Winteräpfeln, die von den Bäumen gefallen waren und noch köstlicher dufteten als das Stroh. Er guckte gelegentlich nach, ob nicht ein Äpfeldieb sich eingeschlichen habe, und piff und sang im übrigen nach Herzenslust. Im Singen war Wassilij nämlich ein Meister, er hatte eine gute Stimme und kannte viele Lieder. Aus dem Dorfe kamen die Frauen und Mädchen nach Äpfeln, und Wassilij gab ihnen, je nachdem ihm eine gefiel, mehr oder weniger Äpfel für die Eier oder die Kupfermünzen, die sie brachten. Dann streckte er sich wieder lang hin und

lag da, und nur, wenn's zum Frühstück, zum Mittagessen oder zum Abendbrot ging, verließ er das Zelt.

An Hemden besaß Wassilij nur ein einziges, ein rosa Kattunhemd, noch dazu mit Löchern, und seine Füße waren nackt, aber sein Körper war kräftig und gesund, und wenn der Kessel mit Grütze vom Feuer genommen wurde, aß Wassilij für drei, daß der alte, grauköpfige Soldat, der mit ihm zusammen das Obst bewachte, vor Verwunderung nur so die Augen aufriß. In der Nacht schlief Wassilij nicht und piff und rief in einem fort. Er konnte, wie die Katzen, sehr gut im Dunkeln sehen. Einmal waren die Dorfburschen gekommen, um heimlich Äpfel zu schütteln. Wassilij schlich sich an sie heran und warf sich auf sie. Sie setzten sich zur Wehr, doch er trieb sie alle fort, und einen bekam er zu packen, brachte ihn ins Zelt und führte ihn dann dem Wächter zu. Das eine der Wächterzelte befand sich weiter im Garten, dort hatte Wassilij bis zum Abernten der süßen Äpfel gehaust. Ein zweites Zelt lag etwa vierzig Schritte vom herrschaftlichen Wohnhause ab, und in diesem Zelte führte Wassilij ein noch lustigeres Leben. Den ganzen Tag konnte er von hier aus beobachten, wie die Herren und Damen spielten und spazierenfuhren, wie sie Musik trieben, sangen und tanzten. Er sah, wie die jungen Damen mit den Studenten auf dem Fensterbrett saßen und Zärtlichkeiten austauschten, und wie dann die einen und anderen in den dunklen Lindenalleen lustwandelten, in die nur hier und da ein Mondstrahl sich verlor. Er sah, wie die Diener mit Speisen und Getränken hin und her liefen, und wie die Köche, Wäscherinnen, Buchhalter, Gärtner und Rutscher alle Hände voll zu tun hatten, um die Herren mit Speise und Trank zu versehen und

zu unterhalten. Ab und zu kamen die jungen Herrschaften auch zu ihm in sein Zelt, und er suchte ihnen die saftigsten und rotwangigsten Äpfel aus. Die jungen Damen bissen gleich an Ort und Stelle hinein, daß es knirschte, sie lobten die Äpfel, sagten irgend etwas auf Französisch — Wassilij merkte, daß es sich auf ihn bezog — und forderten ihn auf, zu singen. Wassilij fand Gefallen an diesem Leben, und er dachte daran, wie er in Moskau gelebt hatte, und der Gedanke, daß es in der Welt einzig und allein aufs Geld ankomme, nistete sich immer fester in seinem Kopfe ein.

Wassilij sann und sann, wie er es wohl anfangen sollte, um mit einem Schlage recht viel Geld in die Finger zu bekommen. Er erinnerte sich, wie ungeschickt er es früher angefangen hatte, und er sagte sich, daß es verkehrt sei, aufs Geratewohl das erste beste zu nehmen, was sich gerade bot, daß man vielmehr alles genau überlegen, alles vorher in Erfahrung bringen und so geschickt zur Ausführung bringen müsse, daß keine Spuren übrigblieben. Als zu Mariä Geburt die letzten Reinetten abgenommen waren, rechnete der Pächter, der mit der Obsternte sehr zufrieden war, mit den Wächtern ab, dankte ihnen für ihre Dienste und entließ mit den anderen auch Wassilij.

Wassilij hatte von dem jungen Herrn auf dem Gute einen Hut und eine Jacke geschenkt bekommen. Die zog er nun an und machte sich auf den Weg. Er ging nicht nach Hause, denn der groben Bauernarbeit war er gründlich satt, gar nicht denken mochte er daran. Er begab sich mit den verabschiedeten alten Soldaten, die mit ihm zusammen den Obstgarten bewacht hatten, nach der Stadt zurück und faßte hier den Plan, bei dem

Krämer, der ihn seinerzeit durchgeprügelt und hinausgeworfen hatte, einen nächtlichen Einbruch auszuführen. Er wußte in dem Laden Bescheid und kannte auch den Ort, an dem der Krämer sein Geld verwahrte. Einer der Soldaten paßte auf, er selbst aber erbrach das Hoftor, stieg ein und raubte alles Geld, das er vorfand. Die Sache war sehr geschickt ausgeführt, und man fand lange Zeit nicht eine Spur von den Einbrechern. Dreihundertundsiebzig Rubel fielen diesen zur Beute. Hundert Rubel gab Wassijij seinem Helfershelfer, mit dem Rest fuhr er nach einer anderen Stadt und verjubelte dort das Geld mit lustigen Brüdern und Schwestern. Als die Polizei ihm doch noch auf die Spur kam, besaß er nur noch einen kleinen Rest von dem Gelde. Er wurde festgenommen und kam ins Gefängnis.

14.

Iwan Mironow war inzwischen einer der geschicktesten, verwegensten und erfolgreichsten Pferdediebe geworden. Euphemia, seine Gattin, die ihn früher gescholten hatte, weil er ein so schlimmes Handwerk ergriffen, war jetzt recht zufrieden mit ihm und nicht wenig stolz darauf, daß er einen tuchüberzogenen Schafspelz trug, während sie selbst einen Halbschal und eine neue Pelzjacke besaß.

Im Dorfe und im ganzen Kreise war es allbekannt, daß kein Pferdediebstahl ausgeführt wurde, bei dem er nicht die Hand im Spiele gehabt hätte, doch wagte niemand, seinen Verdacht offen auszusprechen, und wenn er wirklich einmal in eine Sache verwickelt wurde, ging er stets rein und makellos daraus hervor. Der letzte Diebstahl, an dem er teilgenommen, hatte

in dem Dorfe Kolotowka stattgefunden. Wenn es irgend anging, suchte sich Jwan Mironow die Leute aus, die er bestahl, mit Vorliebe hielt er sich an Gutsbesitzer und Kaufleute. Nur war das Stehlen bei diesen nicht so leicht wie bei den Bauern, und so nahm er, wenn bei den Gutsbesitzern und Kaufleuten sich keine günstige Gelegenheit darbot, auch wohl mit den Pferden der Bauern vorlieb. Auch in Kolotowka, wo des Nachts in die Pferdehürden eingebrochen wurde, waren Bauernpferde weggeführt worden. Hier hatte nicht Jwan Mironow selbst den Diebstahl begangen, sondern ein anderer geschickter Pferdedieb, Serassim mit Namen, den Jwan zu der Sache beredet hatte. Die Bauern bemerkten den Diebstahl erst gegen Morgen und begannen sogleich, die Spur der Diebe nach allen Richtungen zu verfolgen. Die Pferde aber standen in einer Schlucht, in einer fiskalischen Waldung. Jwan Mironow hatte die Absicht, sie bis zur folgenden Nacht dort zu lassen und dann zur Nachtzeit sie zu einem seiner Rumpane zu bringen, der gegen hundert Werst entfernt wohnte. Jwan Mironow besuchte Serassim bei den Pferden im Walde, brachte ihm eine Pastete und Branntwein und kehrte auf einem schmalen Waldwege heim, wo er zu seinem Unglück einem Waldhüter begegnete.

„Du suchst wohl Pilze, was?“ meinte der Waldhüter.

„Es gibt dies Jahr keine,“ antwortete Jwan Mironow, während er auf das Körbchen aus Birkenrinde wies, das er für alle Fälle mitgenommen hatte.

„Ja, es ist diesmal ein schlechtes Pilzjahr,“ sagte der Waldhüter. Er blieb einen Augenblick stehen, sann nach und ging dann an Jwan Mironow vorüber. Der

Waldhüter sagte sich, daß da irgend etwas nicht in Ordnung sei. Was hatte Iwan Mironow am frühen Morgen im fiskalischen Walde zu schaffen? Er schritt weiter in den Wald hinein und spähte sorgsam nach allen Seiten aus. Als er in die Nähe der Schlucht kam, vernahm er ein Schnauben, wie von einem Pferde; er schlich sich leise näher und sah auf dem Grunde der Schlucht Hufspuren und frischen Pferdedünger. Eine Strecke weiter ab saß Gerassim und aß irgend etwas, die Pferde aber standen an Bäume gebunden da.

Der Waldhüter lief ins Dorf und nahm den Ältesten, den Dorfbüttel und zwei Zeugen mit. Von drei verschiedenen Seiten näherten sie sich der Stelle, an der sich Gerassim befand, und bemächtigten sich seiner. Gerassim, der ein wenig angetrunken war, leugnete nicht erst, sondern bekannte alles offen. Er erzählte, wie ihn Iwan Mironow mit Brantwein traktiert und zu dem Diebstahl angestiftet habe, und wie er versprochen habe, noch heute die Pferde im Walde abzuholen. Die Bauern ließen Gerassim samt den Pferden im Walde und legten sich, Iwan Mironow erwartend, in einen Hinterhalt. Als es zu dämmern begann, ertönte plötzlich ein Pfiff, den Gerassim durch einen zweiten Pfiff beantwortete. Als Iwan Mironow eben den Abhang hinunterstieg, fielen die Bauern über ihn her und brachten ihn nach dem Dorfe.

Am nächsten Morgen versammelten sich die Bauern vor dem Hause des Ältesten. Iwan Mironow wurde herausgeführt und verhört. Stepan Pelagejuschkin, ein hochgewachsener, breitschultriger, langarmiger Bauer mit einer Adlernase und finsterem Gesichtsausdruck, war der erste, der sich den Pferdedieb vornahm. Stepan war ein Mensch, der für sich lebte; er

war Soldat gewesen, hatte sich von seinem Vater getrennt und war eben dabei, seine Wirtschaft einzurichten, als ihm sein Pferd gestohlen wurde. Er hatte dann zwei Jahre lang auf einer Grube gearbeitet und konnte sich wieder zwei Pferde kaufen, und die hatte ihm nun Jwan Mironow gestohlen.

„Wo sind meine Pferde? Sprich!“ schrie Stepan, ganz bleich vor Wut, während er bald finster zur Erde sah, bald Jwan Mironow ins Gesicht blickte. Jwan Mironow wollte es nicht sagen, und da schlug ihn Stepan ins Gesicht und zerschmetterte ihm die Nase, aus der sogleich das Blut hervorschoß.

„Sprich, sonst schlag' ich dich tot!“

Jwan Mironow schwieg und neigte unwillkürlich den Kopf auf die Seite. Stepan holte mit seinem langen Arme aus und schlug ihn zum zweiten und dritten Male. Jwan Mironow schwieg und suchte nur, mit dem Kopfe den Schlägen auszuweichen.

„Schlagt alle auf ihn los!“ schrie der Älteste, und alle begannen darauflos zu schlagen. Jwan Mironow stürzte lautlos zu Boden, dann aber begann er zu schreien: „Barbaren, Teufel, schlägt mich tot! Ich fürcht' mich nicht vor euch!“

Da nahm Stepan einen Stein, den er bereit gehalten hatte, und schlug damit Jwan Mironow den Schädel ein.

15.

Die Mörder Jwan Mironows, unter ihnen auch Stepan Pelagejuschkín, kamen vor Gericht. Stepan wurde strenger bestraft als die anderen, da alle aus sagten, er habe mit einem Steine Jwan Mironow den Schädel zertrümmert. Stepan verheimlichte nichts

vor den Richtern, sondern erklärte, daß, als ihm sein erstes Pferd gestohlen worden, er auf dem Amt Anzeige gemacht habe; eine Spur habe auch ganz deutlich zu den Zigeunern hingeführt, doch sei vom Amt her nichts in der Sache geschehen, der Bezirkskommissar habe ihn gar nicht vorgelassen.

„Was sollen wir mit solch einem Burschen anfangen, der uns die Pferde stiehlt und unsere Wirtschaft zugrunde richtet?“

„Warum haben denn die anderen nicht auch zugeschlagen, sondern nur du allein?“ wurde Stepan gefragt.

„Das ist nicht wahr, alle haben zugeschlagen. Von Gemeinde wegen war's beschlossen, ihn totzuschlagen. Ich hab' nur vollends Schluß gemacht, warum sollte er sich noch lange quälen?“

Es machte einen tiefen Eindruck auf die Richter, als sie Stepan so in aller Ruhe erzählen hörten wie die Tat begangen worden, wie alle auf Jwan Mironow losgeschlagen hätten und er dann „Schluß gemacht“ habe.

Stepan sah in der Tat nichts irgendwie Schreckliches in diesem Morde. Als er noch beim Regiment stand, war er einmal zur Erschießung eines Soldaten kommandiert worden, und wie damals, so fand er auch jetzt in dem Falle Mironow nichts Besonderes. Es war eben ein Mensch weniger auf der Welt, weiter nichts. Heute ist er an der Reihe, morgen ich. Stepan wurde nur leicht bestraft, mit einem Jahre Gefängnis. Man zog ihm seine Bauernkleider aus und brachte sie, mit einer Nummer versehen, auf die Kammer, während er selbst den Arrestkittel nebst Filzpantoffeln anzog. Stepan hatte von der Obrigkeit nie besonders hoch

gedacht, und jetzt kam er vollends zu der Ansicht, daß alles, was Obrigkeit hieß, alle Herren, kurz alle da oben außer dem Zaren, der allein gerecht war und mit seinem Volke Erbarmen hatte, nichts als Räuber und Blutsauger waren. Die Schilderungen der Verschickten und zu Zwangsarbeit Verurtheilten, mit denen er im Gefängnis zusammen war, bestätigte diese seine Meinung. Der eine war deshalb zu Zwangsarbeit verurtheilt worden, weil er irgendeinen Beamten des Diebstahls beschuldigt hatte; ein anderer darum, weil er den Amtshauptmann geschlagen hatte, der ganz überflüssigerweise sein bäuerliches Eigenthum inventarisieren wollte; ein dritter darum, weil er Banknoten nachgemacht hatte. Die großen Herren und die Kaufleute konnten treiben, was sie wollten, alles ging ihnen hin, der Bauer aber, dieser arme Schlucker, wurde für jede Kleinigkeit gleich ins Gefängnis gesteckt, wo ihn die Läuse fraßen.

Im Gefängnis erhielt Stepan den Besuch seiner Frau. Schlecht genug war es ihr schon gegangen, als er eingesperrt wurde, und nun war sie obendrein abgebrannt und so vollständig verarmt, daß sie mit den Kindern betteln gehen mußte. Das Elend der Seinigen steigerte noch die Erbitterung in Stepans Herzen. Er war auch im Gefängnis gegen alle Leute finster und unfreundlich und hätte den Gefängnistoch einmal um ein Haar mit dem Beil erschlagen, wofür er eine Zusatzstrafe von einem Jahr erhielt. Während dieses zweiten Jahres starb seine Frau, so daß er nun kein Haus und kein Heim mehr hatte.

Als Stepan seine Strafe abgesehen hatte, wurde er auf die Kammer geschickt, wo man ihm seine Kleider wiedergab, in denen er angekommen war.

„Wohin soll ich mich nun wenden?“ sagte er, während er sich umzog, zu dem Kammeraufseher.

„Wohin sonst als nach Hause?“

„Ich habe kein Haus. Es bleibt mir nichts weiter übrig, als auf die Landstraße zu gehen und ein Räuber zu werden.“

„Dann wird's nicht lange dauern, bis du wieder hier bist.“

„Nun, wie es kommen soll, so kommt es.“

Damit ging Stepan seiner Wege. Unwillkürlich schlug er den Weg nach seinem Heimatdorfe ein, wohin hätte er sonst gehen sollen?

Zur Nacht kehrte er in einer Herberge ein, die mit einem Schankbetrieb verbunden war. Ein dicker Kleinbürger aus Wladimir betrieb hier die Wirtschaft — er kannte Stepan, wußte, daß er das Unglück gehabt hatte, ins Gefängnis zu kommen, und behielt ihn über Nacht bei sich.

Der Herbergswirt war ein wohlhabender Mann; er hatte einem Bauern in der Nachbarschaft die Frau abspenstig gemacht, und sie lebte bei ihm als seine Magd und Geliebte.

Stepan wußte um diese schwere Kränkung, die der Kleinbürger dem Nachbar zugefügt hatte — er wußte, daß dieses lasterhafte Weib, das nun da halb entkleidet und schwitzend beim Tee saß und ihm aus Mitleid ein Glas spendete, sich schmählicherweise vom Gatten getrennt hatte. Rein Mensch außer den beiden und ihm selbst war sonst im ganzen Hause. Stepan bekam in der Küche sein Nachtlager. Matrona brachte das Haus in Ordnung und ging dann in die Stube. Stepan legte sich auf den Ofen, doch konnte er nicht schlafen, sondern wälzte sich auf den raschelnden Spänen hin

und her, die zum Trocknen auf dem Ofen ausgebreitet waren. Der dicke Bauch des Herbergswirts, der unter dem Gürtel aus dem hundertmal gewaschenen, verblichenen Hemd hervortrat, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Immer wieder verspürte er Lust, mit dem Messer in diesen Bauch hineinzustechen und ihm das überflüssige Fett abzapfen. Und auch das Weibsbild sollte daran glauben. Dann sagte er sich wieder: „Ach was, hol' sie der Teufel, ich geh' meiner Wege;“ aber wenn ihm Iwan Mironow einfiel, mußte er gleich wieder an den Bauch des Kleinbürgers und den schwitzenden weißen Hals Matronas denken. Wenn's schon ans Kaltmachen ging, sollten beide dran glauben. Der Hahn krächte zum zweiten Male. Wollte er es tun, dann mußte es jetzt geschehen, sonst brach der Tag herein. Am Abend bereits hatte er sich gemerkt, wo das Beil und das Messer lag. Er kroch vom Ofen, nahm Beil und Messer und verließ die Küche. Als er eben in den Hausflur trat, ging die Stubentür auf, und der Kleinbürger trat über die Schwelle. Stepan schritt rasch ans Werk, doch führte er die Tat nicht so aus, wie er sie geplant: nicht mit dem Messer stach er den Herbergswirt, sondern mit dem Beil holte er aus und zerschmetterte ihm den Schädel. Der Kleinbürger brach zusammen und fiel lang hin auf den Boden.

Stepan begab sich in die Stube. Matrona war aufgesprungen und stand im bloßen Hemd vor dem Bett. Mit demselben Beile schlug Stepan auch sie nieder.

Dann zündete er Licht an, nahm das Geld aus dem Pulte und ging auf und davon.

In der Kreisstadt, weit abgelegen von allen übrigen Wohngebäuden, lebte in seinem Hause ein dem Trunke ergebenere Greis, ein ehemaliger Beamter, mit seinen beiden Töchtern und seinem Schwiegersohn. Die verheiratete Tochter war gleichfalls dem Trunke ergeben und führte einen liederlichen Lebenswandel, während die ältere, verwitwete Tochter, Maria Semjonowna, eine runzelige, magere Frau von etwa fünfzig Jahren, ganz allein das Hauswesen erhielt. Sie bezog eine Pension von zweihundertundfünfzig Rubeln, davon lebte die ganze Familie. Maria Semjonowna war die einzige Person im Hause, die die Arbeit nicht scheute. Sie trug für ihren schwachen, ewig betrunkenen alten Vater wie für das Kind ihrer Schwester Sorge, sie kochte und wusch und verrichtete alle Arbeit, die die anderen von sich abwälzten und ihr zuschoben. Dafür schimpften dann alle drei ganz gehörig über sie, und der Schwager schlug sie sogar, wenn er betrunken war. Sie ertrug alles in stiller Demut, und je mehr Arbeit ihr die anderen aufbürdeten, desto mehr verrichtete sie. Sie half auch den Armen, versagte sich oft selbst etwas, um es ihnen zu geben, verschenkte ihre Kleider und half, wenn sie irgend konnte, die Kranken in der Nachbarschaft pflegen. Eines Tages hatte Maria Semjonowna einen lahmen Dorfschneider ins Haus genommen, der für ihren alten Vater eine Unterjacke nähte und ihren Pelz mit einem neuen Tuchüberzug versah, damit sie im Winter anständig gekleidet auf den Markt gehen konnte.

Der lahme Schneider war ein kluger Kopf, sein Handwerk hatte ihn mit allerlei Menschen zusammengeführt, er hatte viel beobachtet und war, da seine

Lahmheit ihn zum Sitzen zwang, zum Grübeln und Nachdenken geneigt. Eine Woche lang hatte er schon bei Maria Semjonowna gearbeitet, und er konnte sich über das Leben, das sie führte, nicht genug wundern. Einmal kam sie in die Küche, wo er arbeitete, um Handtücher zu waschen, und begann mit ihm ein Gespräch. Er erzählte ihr, daß sein Bruder ihn schwer benachteiligt habe, und daß er darum von ihm fortgezogen sei.

„Ich dachte, ich würde es nun besser haben, aber ich komme aus dem Elend nicht heraus,“ sagte er.

„Es ist immer das beste, man wechselt nicht erst, sondern man bleibt, wo man ist,“ sagte Maria Semjonowna. „So weiter zu leben, wie man lebt — das ist schon das richtigste.“

„Ich muß mich wundern, Maria Semjonowna, daß du immer so ganz allein für alle sorgst und so wenig Dank davon hast.“

Maria Semjonowna erwiderte nichts darauf.

„Du hast es wohl aus den Büchern, daß dir der Lohn dafür erst in der anderen Welt zuteil werden wird?“

„Darüber können wir nichts wissen,“ sagte Maria Semjonowna — „jedenfalls aber ist es das beste, so zu leben.“

„Steht das denn nicht auch in den Büchern?“

„Auch in den Büchern steht es,“ sagte sie und las ihm aus dem Evangelium die Bergpredigt vor. Der Schneider begann über die Sache nachzugrübeln. Und als er mit ihr abgerechnet hatte und wieder heimkehrte, dachte er immer noch darüber nach, was er bei Maria Semjonowna gesehen, was sie gesagt, und was sie ihm vorgelesen hatte.

Peter Nikolajewitsch Swentizkij hatte seiner freundschaftlichen Gesinnung für das Volk gründlich entsagt, und das Volk zahlte ihm mit gleicher Münze heim. Noch kein Jahr war vergangen, und sie hatten ihm schon siebenundzwanzig Eichen aus seinem Walde gestohlen und die nicht versicherte Getreidedarre niedergebrannt. Peter Nikolajewitsch war sich klar darüber, daß mit dem Volke in seiner Gegend kein Auskommen mehr sei.

Um jene Zeit suchten die Liwenzows einen Generaldirektor für ihre Güter, und der Adelsmarschall empfahl ihnen Peter Nikolajewitsch als den besten Landwirt in der ganzen Gegend. Die Güter der Liwenzows gaben, obschon sie ungeheuer groß waren, doch gar keine Einkünfte, und die Bauern trieben daselbst, was sie wollten. Peter Nikolajewitsch übernahm es, die Ordnung auf den vernachlässigten Gütern wieder herzustellen. Er verpachtete seine eigene Besitzung und zog mit seiner Frau in das entlegene Wolgagouvernement, in dem die Liwenzowschen Güter sich befanden.

Peter Nikolajewitsch war stets ein Freund strenger Ordnung gewesen, und so konnte er es jetzt um so weniger zulassen, daß dieses rohe, ungebildete Volk sich wider alles Gesetz Rechte anmaßte, die ihm nicht zustanden. Er freute sich, daß er eine Gelegenheit hatte, diesem Bauernpack eine gründliche Lehre zu geben, und ging von vornherein mit aller Strenge vor. Einen der auffälligen Bauern brachte er wegen Holzdiebstahls ins Gefängnis, einen anderen prügelte er eigenhändig durch, weil er ihm nicht aus dem Wege fuhr und nicht den Hut vor ihm zog. Was die Wiesen anbetraf, die die Bauern als ihr Eigentum beanspruchten, und um

deretwillen sie mit der Herrschaft in Streit lagen, so erklärte Peter Nikolajewitsch, daß, wenn die Bauern ihr Vieh hinauftrieben, er es ohne weiteres pfänden würde.

Der Frühling kam, und die Bauern trieben, wie sie es auch in früheren Jahren getan hatten, ihr Vieh auf die herrschaftlichen Wiesen. Peter Nikolajewitsch versammelte die Gutsknechte und ließ das ganze Vieh auf den herrschaftlichen Hof treiben. Die Bauern pflügten gerade draußen den Acker, und so konnten die Knechte, obschon die Weiber ein lautes Geschrei erhoben, das Vieh ungehindert eintreiben. Als nun die Bauern von der Arbeit kamen, versammelten sie sich und zogen in Haufen nach dem Gutshofe, um ihr Vieh zurückzufordern. Peter Nikolajewitsch trat mit der Büchse über der Schulter — er kam soeben von einer Besichtigungsfahrt zurück — vor die Bauern und erklärte ihnen, daß er das Vieh nur gegen Zahlung einer Pfändungsgebühr von fünfzig Ropelen für ein Rind und zwanzig Ropelen für ein Schaf herausgeben würde. Die Bauern begannen ein lautes Geschrei: die Wiesen gehörten ihnen, schon ihre Väter und Großväter hätten sie besessen, und es gebe kein Gesetz, nach dem fremdes Vieh gepfändet werden könnte.

„Gib uns das Vieh zurück, sonst soll's dir schlimm ergehen!“ sagte ein alter Mann, der drohend auf Peter Nikolajewitsch zutrat.

„Wie schlimm soll's mir denn ergehen?“ schrie Peter Nikolajewitsch erbleichend, während er auf den Alten eindrang.

„Hüte dich, Blutsauger, daß keine Sünde geschieht!“

„Was?“ rief Peter Nikolajewitsch aus und schlug den Alten ins Gesicht.

„Schlagen willst du mich? Schlagen? Treibt das Vieh mit Gewalt fort, Jungens!“

Die Bauern drängten vorwärts. Peter Nikolajewitsch wollte sich entfernen, doch ließen sie ihn nicht fort. Er versuchte, mit Gewalt loszukommen. Ein Schuß fiel aus der Büchse, und ein Bauer sank tot zu Boden. Ein wildes Ringen begann, Peter Nikolajewitsch wurde zu Boden geworfen, und fünf Minuten später wurde ein verstümmelter Leichnam nach der nahen Schlucht geschleppt. Die Mörder kamen vor das Standgericht, und zwei von ihnen wurden zum Tode durch den Strang verurteilt.

18.

In dem Dorfe, aus dem der lahme Schneider stammte, hatten fünf reiche Bauern vom Gutsbesitzer für 1100 Rubel 105 Desjatinen guten, fetten Ackerbodens, so schwarz wie Teer, gepachtet und gaben ihn im einzelnen zu achtzehn und fünfzehn Rubeln die Desjatine an die anderen Bauern ab. Nicht eine Desjatine wurde unter zwölf Rubeln verpachtet, so daß die fünf Bauern bei der Sache ein gutes Geschäft machten. Sie behielten jeder fünf Desjatine für sich, die sie ganz pachtfrei bewirtschafteten. Nun starb einer von den fünf, und sie schlugen dem lahmen Schneider vor, er solle als Genossenschaftler bei ihnen eintreten.

Als die Pächter darangingen, das Land zu verteilen, fiel ihnen auf, daß der Schneider keinen Branntwein trank, und als darüber verhandelt wurde, wieviel von dem Pachtland jedem Bewerber zugeteilt werden solle, und zu welchem Preise, meinte der Schneider, es müsse dabei mit Gerechtigkeit verfahren werden, und

man dürfe von den Unterpächtern nicht mehr nehmen, als recht und billig sei.

„Warum denn nicht?“

„Sind wir denn nicht Christen? Solche Geschäfte ziemen sich wohl für die Herren, aber wir sind Christen. Wir müssen tun, was Gott uns heißt. So lautet das Gesetz Christi.“

„Wo steht denn dieses Gesetz geschrieben?“

„In einem Buche, das sich Evangelium nennt. Kommt doch am Sonntag zu mir, ich will euch daraus vorlesen, und wir reden darüber.“

Am Sonntag kamen zwar nicht alle, aber doch wenigstens drei von den Bauern zu dem Schneider, und er begann ihnen vorzulesen.

Sie lasen fünf Kapitel aus dem Evangelium Matthäi und begannen sie dann auszulegen. Alle hörten zu, doch nur Iwan Eschujew nahm das Wort der Schrift an. Und mit sochem Eifer befolgte er es, daß er in allen Dingen nach Gottes Gesetz lebte. Und auch die Seinigen lebten danach. Von dem Pachtland nahm er nur seinen Anteil, was ihm nicht zukam, gab er zurück.

Die Bauern aber fuhren fort, den Schneider und Iwan zu besuchen, und sie drangen immer tiefer in das Gesetz ein, hörten auf zu rauchen, zu trinken, böse Scheltworte zu gebrauchen und halfen einander in allem. Sie hörten auch auf, die Kirche zu besuchen, und trugen dem Popen die Heiligenbilder hin. Und es gab solcher Höfe siebzehn mit zusammen fünf- undsechzig Seelen. Der Pape erschrak darob und meldete es dem Bischof. Der Bischof überlegte, was er dagegen tun könnte, und er beschloß, den Abt Misail, den früheren Religionslehrer am Gymnasium, in das Dorf zu senden.

Der Bischof und Abt Misail saßen einander gegenüber, und jeder begann davon zu reden, was für Neuerungen in seinem Sprengel aufgetaucht seien.

„Alles das kommt von der Schwäche der geistlichen Gewalt und vom Unglauben. Du bist ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit, ich setze auf dich alle meine Hoffnung. Geh hin, versammle das Volk um dich und kläre es auf.“

„Ich werde tun, was ich vermag, und bitte dich, o Gebieter, um deinen Segen,“ sagte Vater Misail.

Er war hocheifrig über den ihm zuteil gewordenen Auftrag. Jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, seinen Glaubenseifer zu beweisen, hieß er willkommen. Indem er andere zum Glauben aneiferte, befestigte er am besten in sich die Überzeugung, daß er selbst glaube.

„Gib dir rechte Mühe, ich bin sehr bekümmert um meine Herde,“ sagte der Bischof, während er mit den feisten weißen Händen nachlässig das Glas Tee entgegennahm, das ihm der dienende Bruder reichte.

„Warum ist nur eine Sorte Eingemachtes da?“ wandte er sich an den aufwartenden Bruder. „Hol noch eine zweite Sorte! Ja, ja, sehr bekümmert bin ich,“ fuhr er dann, zu Misail gewandt, fort.

Misail war recht glücklich darüber, daß er eine Gelegenheit bekam, sich auszuzeichnen. Da er jedoch von Haus aus unbemittelt war, bat er den Bischof um Geld zur Bestreitung der Kosten, die die Reise verursachen würde, und weil er von seiten des rohen und ungebildeten Volkes Widerstand befürchtete, bat er noch, der Bischof möchte ihm beim Gouverneur einen Erlaß auswirken, auf Grund dessen er nötigenfalls die Hilfe der Ortspolizei in Anspruch nehmen könnte.

Der Bischof willfahrte seinem Wunsche, und nach-

dem Misail sich, von seiner Köchin und dem Bruder Kellermeister unterstützt, reichlich mit Speise und Trank versehen hatte, wie es bei einer Reise in eine so abgelegene Gegend nicht anders sein konnte, begab er sich nach dem Ort seiner Bestimmung.

Das Bewußtsein, ein so wichtiges Kommando erhalten zu haben, weckte in Misail recht angenehme Empfindungen und bestärkte ihn in seiner hohen Meinung von der Bedeutung seiner Stellung. Seine letzten Glaubenszweifel schwanden, und er war nunmehr völlig überzeugt, daß sein Glaube der einzig wahre sei.

Seine Gedanken aber waren nicht auf den wesentlichen Kern des Glaubens gerichtet — dieser wurde als Axiom anerkannt — sondern auf die Widerlegung der Einwände, die gegen die äußere Form des Glaubens erhoben wurden.

20.

Der Dorfgeistliche und seine Frau nahmen Misail mit großen Ehren auf, und am Tage nach seiner Ankunft versammelte sich die Gemeinde in der Kirche. Misail betrat in einem neuen seidenen Priestergewand, mit dem goldenen Kreuz auf der Brust und sorgfältig gekämmtem Haar, das Rednerpult. Neben ihm stand der Dorfgeistliche, weiterhin kamen die Kirchendiener und die Sänger, und an der Seitentür hatten sich die Polizeisoldaten aufgepflanzt. Auch die Sektierer kamen in ihren schmutzigen Halbpelzen.

Nach einem kurzen Gottesdienst hielt Misail eine Predigt, in der er die Abtrünnigen ermahnte, in den Schoß der Mutter Kirche zurückzukehren, ihnen mit den Qualen der Hölle drohte, für den Fall der Reue aber volle Vergebung zusicherte.

Die Sektierer schwiegen. Als man jedoch in sie drang, gaben sie Antwort. Auf die Frage, weshalb sie von der Kirche abgefallen seien, erwiderten sie, es sei dies hauptsächlich deshalb geschehen, weil in der Kirche hölzerne, von Menschenhand angefertigte Götter angebetet würden, was in der Heiligen Schrift nicht nur nicht geboten, sondern durch die Propheten sogar untersagt sei. Als Misail an Tschujew die Frage richtete, ob es wahr sei, daß sie die Heiligenbilder als Bretter bezeichneten, antwortete Tschujew: „Ja, dreh' doch einmal das erste beste Heiligenbild um, dann wirst du selbst sehen, daß es ein Brett ist.“

Als man sie fragte, warum sie nicht die Dienste der Geistlichen in Anspruch nähmen, antworteten sie, es stehe in der Schrift geschrieben: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es geben“ — die Popen aber spendeten ihr himmlisches Heil nur für Geld. Auf alle Versuche Misails, sich auf die Heilige Schrift zu stützen, gaben der Schneider und Iwan ihm ruhig und fest Bescheid, wobei sie sich gleichfalls auf die Heilige Schrift beriefen, in der sie wohl bewandert waren. Da ergrimmete Misail und drohte ihnen mit der irdischen Gewalt, worauf die Sektierer ihm entgegeneten, es stehe geschrieben: „Mich haben sie verfolgt, und auch euch werden sie verfolgen.“

Es kam nichts heraus bei dem Wortstreit, und alles wäre glatt verlaufen, wenn nicht am folgenden Tage nach dem Hochamt Misail wieder eine Predigt gehalten hätte, in der er ein langes und breites von dem verderblichen Einflusse der Verführer, die die schwerste Strafe verdienten, redete. Als das Volk die Kirche verließ, erhoben sich Stimmen, die da meinten, es müsse den gottlosen Anstiftern eine Lehre erteilt

werden, damit sie das Volk fürderhin nicht beunruhigten. Und an demselben Tage kam es, während Misail eben mit dem Propst und dem aus der Stadt angelangten Inspektor bei einem Imbiß mit Lachs und anderen wohlschmeckenden Fischgerichten saß, im Dorfe zu einem ernsthaften Handgemenge. Die Rechtgläubigen hatten sich vor Tschujews Hause versammelt und lauerten den dort weilenden Sektierern auf, um sie beim Verlassen des Hauses durchzuprügeln. Die Sektierer waren, Frauen und Männer zusammengenommen, an zwanzig Köpfe stark. Die Predigt Misails, die Zusammenrottung der Rechtgläubigen und deren herausfordernde Reden hatten auch in den Sektierern böse Empfindungen wachgerufen, denen sie sonst keinen Raum gaben. Es war bald Abend, die Frauen mußten die Röhre melken, und die Rechtgläubigen standen noch immer da und lauerten. Einen Knaben, der sich hinausgewagt, hatten sie durchgeprügelt und wieder ins Haus zurückgetrieben. Die Sektierer redeten hin und her, was sie tun sollten, und konnten nicht einig werden.

Der Schneider meinte: „Wir müssen es dulden, dürfen uns nicht wehren.“ Tschujew dagegen meinte, wenn man das Dulden zu weit triebe, würden sie alle krumm und lahm geschlagen, und er ergriff einen Feuerhaken und stürmte damit auf die Straße.

„Nun drauf los nach dem Gesetze des Moses!“ schrie er, begann auf die Rechtgläubigen einzuhauen und schlug einem von ihnen das Auge aus. Die Sektierer aber stürmten zum Hause hinaus und konnten ihre Häuser erreichen.

Tschujew kam wegen Irrglaubens und Gotteslästerung vor Gericht. Vater Misail aber erhielt eine Gratifikation und wurde zum Archimandriten ernannt.

Zwei Jahre vorher war aus dem Lande der Don-schen Kosaken ein schönes, kräftig gebautes junges Mädchen von orientalischem Typus nach Petersburg gekommen, um daselbst die Kurse zu besuchen. Dieses Mädchen machte in Petersburg die Bekanntschaft des Studenten Tjurin, dessen Vater Landeshauptmann im Gouvernement Simbirsk war, und gewann ihn lieb. Ihre Liebe war jedoch anders geartet als sonst die Liebe der Frauen, die von dem Geliebten geheiratet und Mutter seiner Kinder werden wollen. Es war vielmehr eine kameradschaftliche Liebe, die hauptsächlich auf der gemeinsamen Empörung über die bestehende Gesellschaftsordnung und ihre Repräsentanten und auf ihrer eigenen intellektuellen und sittlichen Überlegenheit beruhte.

Sie begriff sehr leicht, merkte sich alles, was sie in den Vorlesungen hörte, legte die Prüfungen ab und verschlang nebenbei eine Menge der allerneuesten Bücher. Es war ihre Überzeugung, daß sie nicht dazu berufen sei, Kinder zu gebären und zu erziehen, sie blickte sogar mit Geringschätzung und Widerwillen auf diesen Beruf des Weibes und sah ihre wahre Aufgabe vielmehr darin, die bestehende Ordnung, welche die besten Kräfte des Volkes gefesselt hält, zu zerstören und den Menschen jenen neuen Lebensweg zu weisen, den die neuesten Schriftsteller Europas ihnen nach ihrer Meinung vorgezeichnet haben. Sie war von hoher, üppiger Gestalt, hatte einen zarten, weißen Teint, rote Wangen, blitzende schwarze Augen und üppiges schwarzes Haar. Ihre Schönheit erregte in den Männern Empfindungen, die sie nicht teilen wollte und nicht teilen konnte, da sie ganz in ihrer Agitation,

ihrer rednerischen Tätigkeit aufging. Dennoch war es ihr angenehm, daß sie diese Gefühle erregte, und wenn sie sich auch nicht gerade puzte, so vernachlässigte sie doch auch ihr Äußeres nicht. Es machte ihr Vergnügen, daß sie den Männern gefiel, und daß sie ihnen zeigen konnte, wie wenig sie sich aus den Dingen machte, die von anderen Frauen so geschätzt werden. In ihren Ansichten über die in dem Kampfe gegen die bestehende Ordnung anzuwendenden Mittel ging sie weiter als die meisten ihrer Genossen und selbst ihr Freund Tjurin; sie hielt bei der Durchführung dieses Kampfes jedes Mittel einschließlicly des Mordes für zweckmäßig und erlaubt. Dabei war die Revolutionärin Katja Turttschaninowa im Grunde ihres Gemütes ein überaus gutherziges und selbstloses Geschöpf, sie stellte den fremden Vorteil, das fremde Wohlbehagen und Glück ohne weiteres über ihren eigenen Vorteil, ihr eigenes Wohlbehagen und Glück und war stets aufrichtig erfreut, wenn sie Gelegenheit fand, irgend jemandem, sei es einem Kinde, einem Greise oder selbst einem Tiere, Gutes zu erweisen.

Den Sommer verbrachte die Turttschaninowa in der Wolgagegend, wo sie in einer Bezirksstadt bei einer Freundin wohnte, die als Volksschullehrerin auf dem Lande angestellt war. In demselben Bezirke lebte während des Sommers auch Tjurin auf dem Gute seines Vaters. Alle drei kamen häufig mit dem Bezirksarzt zusammen, tauschten untereinander Bücher aus, disputierten und räsionierten. Das Gut der Tjurins lag neben den Lwenzowschen Besitzungen, deren Generaldirektor Peter Nikolajewitsch geworden war. Als nach Übernahme der Verwaltung durch Peter Nikolajewitsch der junge Tjurin die Beobachtung

machte, daß die Bauern der Lwenzows einen unabhängigen Sinn und die feste Absicht, ihr Recht zu verteidigen, bekundeten, gewann er Interesse für ihre Sache, besuchte sie häufig in ihrem Dorfe und entwickelte im Gespräch mit ihnen die Theorie des Sozialismus im allgemeinen und die Idee der Vergesellschaftung des Grund und Bodens im besonderen.

Als dann Peter Nikolajewitsch ermordet wurde und die Gerichtsbehörden an Ort und Stelle eintrafen, um die Angelegenheit zu untersuchen, kamen auch die Beziehungen, die der Zirkel der Revolutionäre in der Kreisstadt zu den Bauern unterhalten hatte, ans Tageslicht. Es wurde festgestellt, daß Tjurin häufig in das Dorf gekommen war und zu den Bauern geredet hatte. Gelegentlich einer Haussuchung, die bei Tjurin vorgenommen wurde, fand man eine Anzahl revolutionärer Broschüren, und so wurde der Student arretiert und nach Petersburg gebracht.

Die Turtshjaninowa folgte ihm dahin und wollte ihn im Gefängnis besuchen, doch wurde ihr keine besondere Zusammenkunft mit ihm bewilligt, sie durfte ihn vielmehr nur in der regelmäßigen Besuchszeit sehen, wo sie nur, durch zwei Drahtgitter von ihm getrennt, mit ihm reden durfte. Diese Zusammenkunft steigerte noch ihre Empörung. Bis zum äußersten aber stieg diese nach einer Unterredung, die sie mit dem stattlichen Gendarmerieoffizier gehabt hatte, der nicht abgeneigt schien, ihren Wünschen entgegenzukommen, falls sie sich ihm gefügig zeigen wollte. Seine Zumutung steigerte ihren Haß und Unwillen gegen alle Obrigkeit bis zum höchsten Grade; sie begab sich zum Chef der Polizei, der ihr ebenso wie der Gendarmerieoffizier erklärte, er könne da persönlich nichts machen,

es existierten in dieser Beziehung ausdrückliche Vorschriften des Ministers. Sie kam nun beim Minister selbst um eine Audienz ein, wurde aber ablehnend beschieden. Da beschloß sie, einen letzten verzweifelten Schritt zu tun und kaufte sich einen Revolver.

22.

Der Minister erteilte zur gewohnten Stunde Audienz: an drei Bittstellern vorüberschreitend, trat er auf ein schwarzäugiges, hübsches junges Mädchen zu, das mit einem Schriftstück in der linken Hand dastand. Ein freundliches, lüsteres Fünkchen zuckte in den Augen des Ministers auf, als er die schöne Bittstellerin erblickte, doch vergaß er seine Stellung als Minister nicht und machte ein ernstes Gesicht.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er, auf sie zutretend.

Ohne zu antworten, zog sie rasch die Hand mit dem Revolver unter ihrer Pelerine hervor, richtete die Waffe gegen die Brust des Ministers und schoß, ohne ihn jedoch zu treffen.

Der Minister wollte ihren Arm packen, doch sie wich zurück und schoß zum zweiten Male. Der Minister wandte sich zur Flucht, sie selbst aber wurde festgenommen. Sie zitterte am ganzen Körper und konnte nicht sprechen. Und dann brach sie plötzlich in ein hysterisches Lachen aus. Der Minister war nicht einmal verwundet.

Es war die Turtchaninowa, die den mißglückten Anschlag ausgeführt hatte. Sie wurde ins Untersuchungsgefängnis abgeführt. Der Minister, der von Persönlichkeiten aus den höchsten Kreisen, ja vom Zaren selbst Glückwünsche und Beileidsbezeugungen erhielt,

setzte eine Kommission zur Aufdeckung des Komplotts ein, als dessen Folge dieses Attentat erschien.

Ein Komplott war natürlich nicht vorhanden, aber die Beamten der geheimen wie der öffentlichen Polizei machten sich trotzdem voll Eifer daran, alle Fäden dieses nichtexistierenden Komplotts aufzudecken und gaben sich alle Mühe, ihr Gehalt zu verdienen, indem sie am frühen Morgen, wenn es noch finster war, sich erhoben, Hausfuchungen über Hausfuchungen abhielten, alle möglichen Schriftstücke und selbst ganze Bücher abschrieben, Tagebücher und Privatbriefe lasen und auf schönem Papier mit schöner Handschrift Auszüge daraus machten, immer von neuem die Turttschaninowa verhörten und sie mit allen möglichen Leuten konfrontierten, um endlich ihre Mitverschworenen zu entlarven.

Der Minister war von Hause aus ein gutmütiger Mensch und hatte aufrichtiges Mitleid mit dem jungen, hübschen Kosakenmädchen, aber er sagte sich, daß die Verantwortung, die er als Diener des Staates trug, doch gar zu schwer sei, als daß er persönlichen Regungen irgendwie nachgeben könnte. Und als ein ehemaliger Kollege und Kammerherr, der die Tjurins kannte, ihm auf einem Hofball begegnete und sich für den jungen Tjurin und die Turttschaninowa verwandte, zog der Minister die Achseln so hoch, daß sogar das rote Band über seiner weißen Weste sich in Falten legte, und sagte: „Je ne demanderais pas mieux, que de lâcher cette pauvre fillette, mais vous savez, le devoir . . .“

Die Turttschaninowa saß inzwischen im Untersuchungsgefängnis, wo sie entweder ruhig mit ihren Mitgefangenen in den anderen Zellen sich durch Klopfen unterhielt, oder die Bücher las, die man ihr zu

lesen gab, oder aber auch plötzlich einen Anfall von Wut und Verzweiflung bekam, gegen die Wände schlug und kreischte und lachte.

23.

Eines Tages hatte Maria Semjonowna wieder einmal auf der Kasse ihre Pension abgehoben, und als sie heimkehrte, begegnete sie einem ihr bekannten Lehrer.

„Na, Maria Semjonowna, haben Sie Ihr Geld bekommen?“ rief er von der anderen Seite der Straße zu ihr herüber.

„Ja, ich hab's bekommen,“ antwortete Maria Semjonowna — „man kann wenigstens wieder ein paar Löcher zustopfen.“

„Na, Sie bekommen doch ein ganz hübsches Stückchen Geld — da wird doch noch etwas übrig bleiben, wenn die Löcher zugestopft sind!“ sagte der Lehrer, grüßte sie und ging weiter.

„Leben Sie wohl,“ rief Maria Semjonowna ihm zu, und während sie noch nach dem Lehrer hinsah, stieß sie mit einem Menschen zusammen, der ungewöhnlich groß gewachsen war, sehr lange Arme hatte und gar finster dreinschaute.

Maria Semjonowna erschrak bis ins Innerste, als sie den Menschen sah. Sobald sie jedoch nach Hause gekommen war, ihrem alten Vater sowie ihrem kleinen skrofulösen Neffen Fedja die mitgebrachten Geschenke gegeben und schließlich noch den vor Freude winselnden Hund Tresorka gestreichelt hatte, wurde ihr wieder leicht ums Herz. Sie übergab dem Vater das Geld und machte sich an die Arbeit, um die sie nie verlegen war.

Der Mann, gegen den sie angerannt war, war kein anderer als Stepan.

Aus der Herberge, in der er den Kleinbürger samt seiner Geliebten ermordet hatte, hatte Stepan sich nach der Stadt begeben. Mehrmals am Tage mußte er wohl an die begangene Mordtat denken, seltsamerweise jedoch bereitete es ihm nie irgendwelche Pein, daran zurückzudenken. Es war ihm angenehm, sich sagen zu können, daß er die Tat so sauber und geschickt ausgeführt hatte, daß niemand etwas erfuhr, und er nahm sich vor, gelegentlich seine Geschicklichkeit auch noch an anderen zu probieren. Wenn er in der Schenke beim Glase Tee saß, sah er sich die Leute immer daraufhin an, ob er es wohl fertig kriegen würde, ihnen die Gurgel abzuschneiden. Eines Abends begab er sich zu einem Landmann, der Lastfuhren machte, um ihn um Nachtquartier zu bitten. Der Fuhrmann war nicht zu Hause; Stepan sagte, er wolle warten, und saß, sich mit der Frau des Fuhrmanns unterhaltend, auf der Bank. Als die Frau sich dann später zum Ofen umdrehte, kam ihm der Gedanke, sie kalt zu machen. Er wunderte sich selbst darüber, wie er darauf kam, und schüttelte den Kopf; dann zog er aus dem Stiefelschaft ein Messer hervor, warf sie zu Boden und schnitt ihr den Hals ab. Die Kinder begannen zu schreien, er tötete auch sie und verließ die Stadt, ohne erst darin über Nacht zu bleiben. Er ging in ein Dorf in der Nähe der Stadt, suchte dort eine Schenke auf und schlief sich aus. Am nächsten Tage begab er sich wieder in die Kreisstadt, und da eben geschah es, daß er Maria Semjonownas Gespräch mit dem Lehrer hörte. Wohl war auch er erschrocken, als er ihrem Blicke begegnet war, doch beschloß er gleichwohl, in ihr Haus einzutreten und das

Geld zu nehmen, das sie bekommen hatte. Mitten in der Nacht erbrach er die Thür und betrat die Stube. Die jüngere, verheiratete Schwester Maria Semjonownas hörte ihn zuerst. Sie begann laut zu schreien, und Stepan schnitt ihr sogleich die Kehle durch. Der Schwiegersohn erwachte und warf sich auf den Mörder, er packte Stepan an der Gurgel, und sie rangen eine ganze Weile miteinander, doch Stepan war stärker und machte auch dem Schwiegersohn den Garaus. Durch den Kampf aufgereggt und erhitzt, trat er hinter den Verschlag, hinter dem Maria Semjonowna im Bett lag. Sie richtete sich auf, sah Stepan mit ihren entsetzten, sanften Augen an und bekreuzte sich. Wiederum erschrak Stepan, als er ihrem Blicke begegnete. Er senkte die Augen.

„Wo ist das Geld?“ sagte er und wagte dabei nicht, die Augen aufzuheben.

Sie schwieg.

„Wo ist das Geld?“ wiederholte Stepan und zeigte ihr das Messer.

„Was sprichst du, ist's denn möglich?“ sagte sie.

„Es muß wohl möglich sein.“

Stepan trat auf sie zu und wollte ihre Hände fassen, damit sie ihn bei seinem blutigen Werke nicht hindere, doch sie erhob sie nicht zur Abwehr und widersetzte sich nicht, sondern preßte sie nur gegen die Brust, seufzte tief auf und sagte: „Oh, welch große Sünde! Was tust du? Habe Mitleid mit dir selbst! Fremde Seelen willst du verderben, und die deinige dazu! Oh!“ rief sie aus.

Stepan konnte ihre Stimme nicht mehr ertragen und schnitt ihr mit dem Messer den Hals ab.

„Was soll man mit euch viel reden!“ sprach er dabei.

Sie sank röchelnd auf das Rissen zurück, das von Blut überströmt war. Er wandte sich ab und ging nach der Stube, um zu sehen, was sich mitnehmen ließe. Nachdem er seine Auswahl getroffen, zündete er sich eine Zigarette an, sah seine Kleider nach, säuberte sich und ging davon. Er glaubte, auch dieser Mord würde ihm so wenig nahegehen wie die andern, doch hatte er sein Quartier noch nicht erreicht, als plötzlich eine solche Müdigkeit ihn befiel, daß er kein Glied rühren konnte. Er legte sich in einen Graben und verbrachte daselbst den Rest der Nacht, den darauffolgenden Tag und auch die nächste Nacht.

Zweiter Teil.

1.

Während Stepan in dem Graben lag, stand ihm beständig das milde, hagere, erschrockene Gesicht Maria Semjonownas vor Augen, hörte er beständig ihre Stimme.

„Ist's denn möglich?“ sprach diese eigentümlich lispelnde Stimme. Und Stepan durchlebte alles das von neuem, was er an ihr begangen hatte. Ein Schauer überlief ihn, und er schloß die Augen und schüttelte seinen buschigen Kopf, um alle diese Gedanken und Erinnerungen zu verscheuchen. Für einen Augenblick gelang ihm das wohl, statt der Erinnerungsbilder jedoch tauchten vor seiner Seele schwarze Teufel mit feurig roten Augen auf, zuerst einer, dann ein zweiter und dritter, und sie schnitten Gesichter und wiederholten immer und immer wieder: „Hast du sie umgebracht, dann bring auch dich um, wir lassen dir keine Ruhe!“ Er öffnete die Augen und sah sie wieder und hörte ihre

Stimme, und er fühlte Mitleid mit ihr und Abscheu und Entsetzen vor sich selbst. Und er schloß wieder die Augen, und wieder tauchten die Schwarzen vor ihm auf. Mit Mühe und Not schleppte er sich nach einer Schenke und begann zu trinken. Aber so viel er auch trank, er wurde nicht betrunken. Schweigend saß er am Tische und trank ein Glas nach dem anderen. Da kam der Polizeisergeant nach der Schenke.

„Wer bist du?“ fragte der Polizeisergeant.

„Ich bin der Raubmörder, der gestern bei den Dobrotworows drei Menschen kalt gemacht hat.“

Er wurde gefesselt und nach dem Amtsgefängnis gebracht, wo er einen Tag verblieb; dann kam er nach der Gouvernementsstadt. Der Gefängnisinspektor, der in ihm den widerspenstigen Sträfling von ehemals wiedererkannte, empfing ihn mit strenger Miene.

„Nimm dich in acht und mach' mir keine dummen Streiche,“ sprach er mit heiserer Stimme, während er finster die Brauen zusammenzog und den Unterkiefer vorschob. „Sowie ich etwas höre, gibt es so viel Prügel, daß du genug hast. Glaube nicht, daß du mir ausrücken kannst!“

„Warum soll ich denn ausrücken,“ versetzte Stepan und schlug die Augen nieder — „ich habe mich doch selbst angegeben.“

„Antworte nicht erst lange. Und wenn ein Vorgesetzter mit dir spricht, dann sieh ihm in die Augen!“ schrie der Inspektor ihn an und versetzte ihm einen Faustschlag gegen die Kinnlade.

Stepan hörte nicht, was der Inspektor sagte: er sah in diesem Augenblick wieder sie und vernahm ihre Stimme.

„Was gibt's?“ fragte er, sich besinnend, als er den Schlag im Gesicht verspürte.

„Na, marsch, marsch, stell' dich nicht dumm!“

Der Inspektor war auf grobe Ausschreitungen, Aufhebung der anderen Gefangenen und Fluchtversuche von seiten Stepan's gefaßt. Doch nichts von alledem geschah. Sooft der Oberaufseher oder der Inspektor selbst durch das Guckloch sah, saß Stepan, den Kopf auf die Hände gestützt, auf seinem Strohsack und flüsterte irgend etwas vor sich hin. Auch bei den Vernehmungen vor dem Untersuchungsrichter betrug er sich gar nicht so wie die anderen Gefangenen: er war vielfach zerstreut, wenn er jedoch die an ihn gestellten Fragen beantwortete, tat er es mit einer solchen Offenherzigkeit, daß der Untersuchungsrichter, der daran gewöhnt war, beim Verhören der Verbrecher seine ganze Gewandtheit und List anzuwenden, hier ein ähnliches Gefühl hatte, wie es der empfindet, der beim Gehen eine Stufe nehmen zu müssen glaubt, während gar keine Stufe da ist. Stepan schilderte ihm, während er finster die Brauen zusammenzog und den Blick beständig auf einen Punkt gerichtet hielt, in schlichtem, geschäftsmäßigem Tone alle seine Mordtaten mit allen Einzelheiten: „Er kam barfuß heraus,“ erzählte er vom Kleinbürger, den er umgebracht hatte, „und er stand in der Tür, und ich schlug zu, und wie er dalag und röchelte, machte ich mich gleich an das Weib usw. . . .“ Als der Staatsanwalt die Zellen revidierte, fragte er Stepan, ob er keine Beschwerden und Wünsche vorzubringen habe, und Stepan antwortete, daß ihm niemand etwas zuleide getan habe, und daß ihm nichts fehle. Der Staatsanwalt ging in dem übelriechenden Korridor ein paar Schritte weiter, blieb dann stehen

und fragte den ihn begleitenden Inspektor, wie dieser Gefangene sich sonst aufführe.

„Ich kann mich über ihn nicht genug wundern,“ versetzte der Inspektor, der darüber erfreut war, daß Stepan sich über die ihm zuteil gewordene Behandlung lobend ausgesprochen hatte. „Er sitzt hier schon den zweiten Monat, und sein Verhalten ist geradezu musterhaft. Ich fürchte nur, daß er irgend etwas im Schilde führt. Er ist ein sehr waghalsiger Mensch und besitzt eine ganz ungewöhnliche Körperkraft.“

2.

Während des ersten Monats seiner Haft litt Stepan stets die gleiche Pein: er sah die graue Wand seiner Zelle und hörte die wirren Laute des Gefängnisses, den Lärm im unteren Stockwerk, in der gemeinsamen Zelle, den Schritt der Wache im Korridor, den Stundenschlag der Uhr, und zugleich sah er ihren sanften Blick, der ihn gleich damals, bei der Begegnung auf der Straße, bezwungen hatte, sah den mageren, runzligen Hals, den er durchschnitten hatte, und hörte ihre rührenden, klagenden, gelispelten Worte: „Fremde Seelen willst du verderben, und die deinige dazu! Ist denn das möglich?“ Dann schwieg die Stimme, und die Schwarzen erschienen. Immer wieder erschienen sie, ob er die Augen offen hielt, oder ob er sie schloß. Wenn er die Augen schloß, sah er sie deutlicher. Hielt er die Augen offen, dann verschwammen sie mit der Tür und den Wänden und verschwanden allmählich, doch kamen sie bald wieder zum Vorschein, gingen von drei Seiten auf ihn los, schnitten Gesichter und sprachen dabei: „Mach' ein Ende, mach' ein Ende!“ Er konnte eine Schlinge machen, oder die Zelle anzünden. Ein Schauer

überließ ihm, wenn solche Gedanken ihm kamen, und er begann die Gebete herzusagen, die er kannte: das „Gegrüßt“ und das „Vaterunser“. Anfänglich half das auch. Während er betete, kam ihm die Erinnerung an sein früheres Leben: er gedachte seiner Eltern, und des Heimatdorfes, und seines kleinen Hundes Woltshock, und des Großvaters auf dem Ofen, und der Bank, auf der er mit seinen Geschwistern hin und her gerutscht war. Dann gedachte er der Mädchen und ihrer Reigenlieder, und der Pferde, die man ihm gestohlen, und des Pferdediebes, dem er mit dem Steine den Rest gegeben. Und er gedachte seines ersten Aufenthaltes im Gefängnis, und wie er dann herauskam und den dicken Kleinbürger umbrachte, und die Fuhrmannsfrau samt den Kindern — und dann gedachte er wieder ihrer. Und es ward ihm so unheimlich bang zumute, und er warf seinen Schlafrock ab, sprang von der Pritsche auf und begann mit raschen Schritten in der kleinen Zelle auf und ab zu gehen, wie ein Tier im Käfig, jedesmal an den schmutzigen grauen Wänden kehrt machend. Und er begann wieder zu beten, die Gebete aber halfen nicht mehr.

An einem der langen Herbstabende, als der Wind im Schornstein heulte und pfiff, setzte er sich, nachdem er sich in der Zelle müde gelaufen hatte, auf die Pritsche und hatte das Gefühl, daß er nicht länger anzukämpfen vermöge, daß die Schwarzen ihn überwunden hatten und er sich ihnen unterwerfen müsse. Lange schon hatte er auf die am Ofen angebrachte Lüftung sein Augenmerk gerichtet. Wenn er den Strohsack in Streifen zerriß und diese daran befestigte, würden sie ihn wohl halten. Er machte sich ans Werk und hatte in zwei Tagen eine Schlinge fertig, die ihm fest genug

schien, um seinen Körper zu tragen. Kam der Aufseher in die Zelle dann war der Strohsack jedesmal mit dem Schlafrock bedeckt. Solange er diese Vorbereitungen traf, litt er keine Qualen. Als alles fertig war, legte er sich die Todeschlinge um den Hals, stieg auf das Bett und hängte sich auf. Kaum aber begann er die Zunge aus dem Halse zu strecken, als die Schlinge riß und er zu Boden stürzte. Auf das Geräusch kam der Oberaufseher in die Zelle. Der Feldscher wurde gerufen, und man brachte Stepan ins Hospital. Tags darauf war er wieder ganz hergestellt, und man brachte ihn nun nicht wieder in Einzelhaft, sondern in eine der gemeinsamen Zellen.

In der gemeinsamen Zelle lebte er, obschon an die zwanzig Menschen darin waren, genau so weiter, als säße er ganz allein darin: er sah niemand, sprach mit niemand und quälte sich ebenso wie vorher. Ganz besonders schwer litt er darunter, daß, während alle anderen schliefen, er allein schlaflos dalag und, wie früher, sie sah und ihre Stimme hörte. Und dann erschienen auch die Schwarzen wieder mit ihren schrecklichen Augen und verhöhnten ihn.

Wiederum betete er, wie früher, aber das Gebet half so wenig wie früher.

Als eines Tages nach dem Gebet sie ihm wieder erschien, begann er sie anzuflehen, sie solle ihm doch vergeben. Und als er dann gegen Morgen sich auf dem zerwühlten Strohsack hinstreckte, fiel er in einen festen Schlaf, und im Traume kam sie mit ihrem mageren, runzligen, durchschnittenen Halse zu ihm.

„Wirst du mir verzeihen?“ fragte er sie.

Sie sah ihn mit ihren sanften Augen an und sagte nichts.

„Wirfst du verzeihen?“

So fragte er sie dreimal, sie aber sprach nicht ein Wort, und dann erwachte er. Seit dieser Zeit ward ihm leichter ums Herz, und es war ihm, als ob er plötzlich erwache: er blickte um sich und begann zum erstenmal mit seinen Zellengenossen zu sprechen.

3.

In derselben Zelle wie Stepan saß auch Wassilij, der wieder einmal wegen eines Einbruchdiebstahls verhaftet und zur Verschickung verurteilt worden war. Auch Tschujew, der gleichfalls zur Zwangsansiedlung verurteilt war, gehörte zu den Insassen der Zelle. Wassilij sang beständig mit seiner schönen Stimme oder erzählte den Kameraden von seinen Erlebnissen. Tschujew dagegen hatte stets irgendeine Arbeit vor, flichte an der Wäsche oder an den Kleidern der Arrestanten herum oder las im Evangelium und im Psalter.

Als Stepan ihn fragte, weshalb er verschickt werden solle, erklärte ihm Tschujew, es geschehe um der wahren Lehre Christi willen, weil die betrügerischen Popen die Leute nicht leiden könnten, die nach dem Evangelium leben und ihren Betrug entlarven. Als nun Stepan weiter fragte, worin die wahre Lehre bestehe, erklärte ihm Tschujew, die Lehre des Evangeliums bestehe darin, daß man nicht zu Göttern beten dürfe, die von Menschenhand gemacht würden, sondern Gott vielmehr im Geiste und in der Wahrheit anbeten solle. Und er erzählte, wie er diese wahre Lehre zuerst von einem lahmen Schneider bei der Verteilung des Pachtlandes vernommen habe.

„Und wie wird es dem Menschen für seine Missetaten ergehen?“ fragte Stepan.

„Alles ist hier, in diesem Buche, gesagt.“ Und Tschujew las ihm Matth. 25, 31 vor: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit; und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleich als ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet; und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen, und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen, und haben dich gespeiset? Oder durstig und haben dich getränkt? Wann haben wir dich einen Gast gesehen und beherberget? Oder nackt und haben dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen, und sind zu dir gekommen? Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen Brüdern, das habt ihr mir getan. Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Geht hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt. Ich bin

ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht. Da werden sie ihm auch antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich gesehen hungrig, oder durstig, oder einen Gast, oder nackt, oder krank, oder gefangen, und haben dir nicht gedient? Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan. Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.“

Und Wassilij, der sich neben Eschujew auf den Fußboden gesetzt hatte und ihm zuhörte, nickte beifällig mit dem hübschen Kopfe.

„Ganz recht,“ sagte er in entschiedenem Tone — „gehst hin, ihr Verfluchten, in die ewige Pein, denn ihr habt niemanden gespeiset, sondern alles selber gefressen. Ganz recht geschieht ihnen! Da lobe ich mir den Nikodemus,“ sprach er, offenbar in dem Bestreben, mit seiner Belesenheit zu prahlen.

„Nun — und gibt es eine Sündenvergebung?“ fragte Stepan, der aufmerksam zugehört hatte, während er schweigend den buschigen Kopf senkte.

„Wart', ich will dir's gleich vorlesen,“ sagte Eschujew, nachdem er Wassilij Schweigen geboten, der immer noch über die Reichen herzog, weil sie weder die hungrigen Wanderer speisten, noch die Gefangenen besuchten. „Gleich werde ich's haben,“ wiederholte er, im Evangelium blättern. Nachdem er die Stelle gefunden hatte, die er suchte, glättete er mit seiner großen, im Gefängnis weiß gewordenen Hand die Blätter.

„Es wurden aber mit ihm — nämlich mit Christus —“ begann Tschujew zu lesen — „auch hingeführt zwei Übeltäter, daß sie mit ihm abgetan würden. Und als sie kamen an die Stätte, die da heißt Schädelstätte, kreuzigten sie ihn daselbst, und die Übeltäter mit ihm, einen zur Rechten und einen zur Linken.

Jesus aber sprach: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Und das Volk stand und sahe zu. Und die Obersten samt ihnen spotteten seiner und sprachen: Er hat anderen geholfen, er helfe sich selber, ist er Christ, der Auserwählte Gottes. Es verspotteten ihn die Kriegsknechte, traten zu ihm und brachten ihm Essig, und sprachen: Bist du der Juden König, so hilf dir selber. Es war auch oben über ihm geschrieben die Überschrift, mit griechischen und lateinischen und hebräischen Buchstaben: Dies ist der Juden König. Aber der Übeltäter einer, die da gehenkt waren, lästerte ihn und sprach: Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns. Da antwortete der andere, strafte ihn und sprach: Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist? Und zwar sind wir billig darinnen, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Unschickliches gehandelt. Und sprach zu Jesu: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst. Und Jesu sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Stepan sagte nichts und saß in Gedanken versunken da. Es schien, als höre er zu, in Wahrheit jedoch hörte er nichts mehr von dem, was Tschujew weiter las.

So also lautete sie, die echte, wahre Lehre. Nur diejenigen werden in das Himmelreich eingehen, die die Armen gespeist und getränkt und die Gefangenen

befucht haben, in die Hölle aber werden diejenigen verdammt werden, die dies nicht getan haben, der Übeltäter aber hat erst am Kreuze bereut und ist doch ins Himmelreich eingegangen. Stepan sah darin keinen Widerspruch, im Gegenteil, eins bestätigte das andere: daß die Mitleidigen ins Himmelreich eingehen, die Mitleidlosen dagegen in die Hölle verdammt werden, bedeutet eben, daß alle mitleidig sein sollen, und wenn Christus dem Übeltäter vergab, so beweist das, daß auch Christus mitleidig war. Alles dies war für Stepan völlig neu, und er wunderte sich nur, wie ihm das alles bisher hatte verborgen bleiben können. Und er verbrachte fortan seine ganze freie Zeit mit Tschujew, stellte ihm Fragen und hörte ihm zu. Und er erkannte den Sinn der ganzen Lehre, der darauf hinausläuft, daß alle Menschen Brüder sind, daß sie einander lieben und Mitleid miteinander haben sollen — dann werden sie alle sich wohlbefinden. Und als er so zuhörte, war es ihm, als ob alles, was den allgemeinen Sinn dieser Lehre bestätigte, ihm als etwas Bekanntes, wenn auch Vergessenes in Erinnerung käme, während das, was nicht zur Bestätigung dieser Lehre diente, ihm fremd klang und an seinen Ohren vorbeiging, als wenn es in seinem Bewußtsein keinen Widerhall weckte. Und seit dieser Zeit war Stepan ein anderer Mensch geworden.

4.

Stepan Pelagejuschkin war auch früher schon ein stiller, friedlicher Mensch gewesen, in letzter Zeit jedoch setzte er den Inspektor und den Oberaufseher und seine Kameraden durch die Wandlung, die sich in seinem ganzen Wesen vollzogen hatte, geradezu in Erstaunen.

Ungeheißten, ganz außer der Reihe, unterzog er sich den schwersten Arbeiten, darunter auch der Säuberung des Zellentüfels. Trotz dieser Demut jedoch achteten und fürchteten ihn seine Kameraden, da sie seine Standhaftigkeit und seine große Körperkraft kannten, namentlich nach einem Vorfall mit zwei Landstreichern, die ihn überfallen hatten, und deren er sich ganz allein zu erwehren wußte, wobei er einem von ihnen den Arm zerbrach. Diese Landstreicher hatten einem reichen jungen Arrestanten im Spiel seine Barschaft abgenommen. Stepan war für ihn eingetreten und hatte ihnen das Geld, das jene erschwindelt, wieder weggenommen. Die Landstreicher schimpften ihn aus und schlugen auf ihn los, er wurde jedoch rasch mit beiden fertig. Als der Inspektor nachforschte, wie der Streit entstanden war, sagten die Landstreicher aus, Pelagejuschkin habe sie zuerst geschlagen. Stepan verteidigte sich nicht erst, sondern nahm demütig die über ihn verhängte Strafe hin, die darin bestand, daß er für drei Tage in den Karzer und dann wieder in Einzelhaft kam.

Die Ertragung der Einzelhaft fiel ihm insofern schwer, als er sich nun von Tschujew und dem Evangelium trennen mußte und außerdem befürchtete, daß sie und die Schwarzen ihm wieder erscheinen würden. Doch blieben die Erscheinungen aus. Seine Seele war von einem neuen, freudigen Inhalt erfüllt. Er wäre froh gewesen über die Einsperrung in die Einzelzelle, wenn er ein Evangelienbuch gehabt hätte und darin hätte lesen können. Ein Evangelium hätte man ihm wohl gegeben, doch konnte er nicht lesen.

Als Knabe hatte er einmal angefangen, nach der alten Buchstabiermethode lesen zu lernen, doch hatte er sehr schwer begriffen und war nur bis zur Kenntniss

der Buchstaben gekommen, die Zusammenstellung der Silben wollte ihm damals nicht in den Kopf, und so war er ein Analphabet geblieben. Jetzt entschloß er sich, das nachzuholen und bat den Oberaufseher um ein Evangelium. Der Oberaufseher brachte es ihm, und er machte sich an die Arbeit. Die Buchstaben erkannte er wohl wieder, mit den Silben jedoch haperte es. So sehr er sich auch Mühe gab zu begreifen, wie aus den Buchstaben Wörter wurden — es wollte ihm nicht in den Kopf. Er verbrachte die Nächte schlaflos, ließ das Essen stehen, und tiefer Gram befiel sein Gemüt.

„Na, bist du noch immer nicht dahinter gekommen?“ fragte ihn eines Tages der Oberaufseher.

„Nein.“

„Kannst du das ‚Vater unser‘ auswendig?“

„Ja.“

„So — na, dann lies es doch, hier ist es ja,“ sagte der Aufseher und zeigte ihm im Evangelium das „Vaterunser“. Stepan begann nun das „Vaterunser“ zu lesen, indem er die ihm bekannten Buchstaben mit den ihm bekannten Lauten in Übereinstimmung brachte. Und plötzlich war er hinter das Geheimnis der Silbenbildung gekommen und konnte lesen. Das war eine große Freude. Seit dieser Zeit las und las er, und der Sinn des Gelesenen, der ihm nach und nach aus den mühsam zusammengesetzten Worten klar wurde, gewann für ihn eine ganz andere Bedeutung.

Die Einsamkeit wirkte nun nicht mehr bedrückend auf Stepans Gemüt, sondern erfüllte ihn mit großer Freude. Er ging ganz auf in seinem Werke, und es war ihm gar nicht recht, daß er, nachdem seine Zelle für einen neu eingebrachten Politischen notwendig geworden, wieder in die gemeinsame Zelle zurückkam.

Jetzt las nicht mehr Schujew allein, sondern häufig auch Stepan in der Zelle das Evangelium vor, und während ein Teil der Arrestanten inzwischen zotige Lieder sang, hörten die anderen auf das, was er vorlas, und auf die Erläuterungen, die er dazu gab. Zu denjenigen, die ihm stets schweigend und mit Aufmerksamkeit zuhörten, gehörten namentlich zwei der Gefangenen, ein zu Zwangsarbeit verurteilter Mörder namens Machorkin, der gelegentlich von der Behörde zu Henkerdiensten verwandt wurde, und Wassilij. Machorkin hatte zweimal während seines Aufenthaltes im Gefängnis das Henkeramt ausgeübt, beide Male außerhalb, es fand sich nämlich nirgends mehr ein Mensch, der geneigt gewesen wäre, die von den Richtern verhängten Todesurteile auszuführen. Von den Bauern, die Peter Nikolajewitsch erschlagen hatten, waren zwei durch das Standgericht zum Tode verurteilt und sollten gehenkt werden. Machorkin sollte nach Pensa geschickt werden, um dort an ihnen die Exekution zu vollziehen. Früher hatte er in solchen Fällen — er war des Schreibens und Lesens wohl kundig — stets sofort an den Gouverneur geschrieben und um Anweisung der ihm zustehenden Diäten gebeten. Diesmal jedoch erklärte er zum höchsten Erstaunen des Gefängnisinspektors, daß er nicht hinfahren und das Henkeramt überhaupt nicht mehr ausüben werde.

„Und die Peitsche — hast du die vergessen?“ schrie der Gefängnisinspektor ihn an.

„Peitsche hin, Peitsche her. Jedenfalls gibt es kein Gesetz, das den Menschen zwingt, seinesgleichen zu töten.“

„Das hast du wohl dem Pelagejuschkin abgehört? Ein schöner Lehrmeister, den du da gefunden hast — ein Prophet im Arrestantenschlafrock! Warte nur, mein Lieber!“

6.

Inzwischen hatte Machin, jener Gymnasiast, der den Rupon gefälscht hatte, das Gymnasium und das juristische Universitätsstudium absolviert. Dank seinem Glücke bei den Frauen war er rasch vorwärts gekommen, und die Gunst einer ehemaligen Geliebten des Gehilfen des Ministers verhalf ihm schon in ganz jungen Jahren zu einer Anstellung als Untersuchungsrichter. Er war ein ehrloser Mensch, ein Schuldenmacher, Frauenjäger und Kartenspieler, doch dabei ein geschickter, anschlägiger Kopf, der in den Amtsgeschäften eine große Gewandtheit zeigte. Er war Untersuchungsrichter bei dem Bezirksgericht, vor dem Stepan Pelagejuschkin zur Aburteilung kommen sollte. Gleich beim ersten Verhör hatte Stepan ihn durch seine schlichten, wahrheitsgetreuen, ruhigen Antworten in Erstaunen gesetzt. Machin fühlte instinktiv, daß dieser Mensch mit dem glattrasierten Kopfe, der da, von zwei Soldaten bewacht, mit schweren Eisenketten gefesselt vor ihm stand, mit seinem unabhängigen, freien Charakter in sittlicher Beziehung unendlich hoch über ihm stand. Er mußte sich daher, während er ihn verhörte, beständig selbst Mut zusprechen, damit er nicht aus der Rolle fiel und sich eine Blöße gab. Es überraschte ihn ganz besonders, daß Stepan von seinen Taten in einem Tone sprach, als handle es sich um etwas Längstvergangenes, das nicht er, sondern ein ganz anderer Mensch begangen.

„Und sie haben dir gar nicht leid getan?“ fragte Machin.

„Nein, ich verstand das damals noch nicht.“

„Und jetzt?“

Stepan lächelte düster.

„Jetzt würde ich so was nicht tun, und wenn man mich lebendig am Feuer braten wollte.“

„Warum nicht?“

„Weil ich verstanden habe, daß alle Menschen Brüder sind.“

„Auch ich bin also dein Bruder?“

„Gewiß.“

„Wieso bin ich denn dein Bruder, wenn ich dich doch zu Zwangsarbeit verurteile?“

„Das geschieht aus Unverstand.“

„Aus Unverstand? Wieso denn?“

„Wenn Sie es fertig bekommen, mich zu richten, dann ist das eben ein Zeichen, daß Sie nicht verstehen, was für den Menschen das Wichtigste ist.“

„Na, fahren wir fort. Wohin bist du dann also gegangen?“

Ganz besonderen Eindruck machte es auf Machin, als der Gefängnisinspektor ihm von dem Einfluß Pelagejuschkins auf den Henker Machorkin erzählte, der sich, obschon man ihm mit Strafe gedroht, doch geweigert hatte, noch weiterhin Henkerdienste zu leisten.

7.

Im Hause der Teroplins fand eine Abendunterhaltung statt, zu der auch Machin geladen war. Er machte den beiden jungen Damen des Hauses, die als reiche Partien galten, den Hof und hatte — er war

musikalisch sehr begabt — mit ihnen gesungen und sie auf dem Klavier begleitet. Nach den Gesangsvorträgen hatte er ihnen dann sehr eingehend, wenn auch ohne innere Teilnahme, von dem merkwürdigen Verbrecher erzählt, der den Henker bekehrt hätte. Machin hatte das alles darum so treu im Gedächtnis behalten, und konnte es jetzt darum so ausführlich erzählen, weil er den Menschen gegenüber, mit denen er amtlich zu tun hatte, stets vollkommen teilnahmslos blieb. Er hatte nicht die Gabe, sich in den Seelenzustand anderer Menschen hineinzuversetzen, und darum konnte er sich alles so genau merken, was mit den Menschen vorging, was sie taten und sprachen. Dieser Pelagejuschkin jedoch hatte sein Interesse erregt. Zwar hatte er sich auch in Stepan's Seele nicht hineinversetzen können, unwillkürlich jedoch fragte er sich: „Was geht in seiner Seele vor?“ Er hatte keine Antwort auf diese Frage gefunden, fühlte jedoch, daß da irgend etwas besonders Interessantes vorlag, und er gab auf dem Abend bei Jeropkins die Geschichte von der Bekehrung des Henkers und die Erzählungen des Inspektors von dem sonderbaren Benehmen Pelagejuschkins, von seinem eifrigen Lesen im Evangelium und von dem tiefen Einfluß, den er auf seine Kameraden ausübte, ausführlich zum besten. Alle Anwesenden interessierten sich für Machin's Erzählung, ganz besonders die achtzehnjährige Lisa Jeropkina, die jüngere der beiden Schwestern, die soeben das Institut verlassen hatte und, befreit von dem Zwange der falschen Lebensbedingungen, unter denen sie bisher aufgewachsen war, gleichsam aus dem Wasser empor tauchend, mit Begier die frische Luft des Lebens einatmete. Sie wollte von Machin immer mehr Einzelheiten über den sonderbaren Verbrecher hören, fragte

ihn aus, wie und warum sich diese seltsame Wandlung in Pelagejuschkin vollzogen habe, und Machin erzählte ihr, was er vom Bezirkskommisſar über die letzte Mordtat Pelagejuſchkins wußte, und was dieſer ſelbſt erzählt hatte, wie die Demut und Milde jener guten Frau, die er zuletzt getötet, und die ſo gar keine Furcht vor dem Tode gehabt, ihm die Augen geöffnet habe, und wie dann das Leſen des Evangeliums das Werk ſeiner Bekehrung vollendet habe.

Lange Zeit konnte Liſa Jeropkina in dieſer Nacht nicht einſchlafen. Schon ſeit längerer Zeit vollzog ſich in ihr ein Kampf zwiſchen dem weltlichen Leben, in das ihre Schweſter ſie hineinziehen ſuchte, und dem lebhaften Intereſſe für Machin, zu dem ſich der Wuſch geſellte, ihn zu beſſern. Dieſes Intereſſe gewann jezt die Oberhand in ihr. Sie hatte bereits früher von Maria Semjonowna gehört. Nachdem ſie dann einen ſo ſchrecklichen Tod gefunden, und nachdem Machin ihr alles nach Pelagejuſchkins Angaben erzählt hatte, was er von ihr wußte, kannte ſie die Geſchichte der Ermordeten ganz ausführlich und war von alledem, was ſie vernommen hatte, im höchſten Maße ergriffen.

Liſa wurde von dem leidenschaftlichen Verlangen erfaßt, auch ſolch eine Maria Semjonowna zu werden. Sie war reich, und ſie fürchtete, daß Machin ſich nur des Geldes wegen um ſie bewerbe. Und ſie beſchloß, ihr Vermögen unter die Armen zu verteilen, und teilte dieſen ihren Entſchluß Machin mit.

Machin freute ſich darüber, daß er Gelegenheit fand, ſeine Uneigennützigkeit zu beweifen, und ſagte Liſa, er liebe ſie nicht ihres Geldes wegen. Dieſer nach ſeiner Meinung überaus hochherzige Entſchluß rührte ſein eigenes Herz. Liſa hatte nun einen ſchweren Kampf

mit ihrem Vater zu bestehen, der es nicht zulassen wollte, daß sie das von ihrer Mutter ererbte Vermögen weggab. Machin stand Lisa bei. Und je eifriger er dies tat, desto mehr begriff er jene völlig andere, ihm bisher fremde Welt geistiger Bestrebungen, die er in Lisa verkörpert sah.

8.

Alles war still geworden in der Zelle. Stepan lag an seinem Plaze auf der Pritsche und schlief noch nicht. Wassilij kam zu ihm heran, zupfte ihn am Bein und bedeutete ihm durch ein Blinzeln, er möchte sich erheben und zu ihm hintreten. Stepan stieg von der Pritsche herunter und ging zu Wassilij.

„Nun mußt du schon so gut sein und mir helfen,“ sagte Wassilij.

„Wobei?“

„Ich will ausbrechen.“

Und Wassilij erzählte Stepan, daß er alles zur Flucht vorbereitet habe.

„Morgen stifte ich hier unter diesen“ — er zeigte nach den auf den Pritschen liegenden Gefangenen — „einen Aufruhr an. Sie werden die Schuld auf mich schieben, man wird mich nach dem oberen Stockwerk bringen, und von dort aus werde ich mit schon weiterhelfen. Mach' nur die Haspe an der Totenkammer locker.“

„Das kann ich machen. Wohin willst du gehen?“

„Wohin mich meine Augen führen. Es gibt so viel schlechtes Volk, das einem das Leben schwer macht.“

„Das stimmt schon, Bruder, doch kommt es nicht uns zu, sie zu richten.“

„Als wenn ich ein Seelenverderber, ein Mörder

wäre! Ich habe noch keinen umgebracht, und daß ich stehle — was ist daran so schlimm? Bestehlen sie nicht unsereinen wieder?“

„Das ist ihre Sache, das werden sie selbst zu verantworten haben.“

„Was brauchen sie einem auf die Finger zu sehen? Kürzlich bin ich in einer Kirche eingebrochen, wer hat davon Schaden gehabt? Diesmal will ich's aber ganz schlau anfangen — da begnüge ich mich nicht mit einer kleinen Ladenkasse, sondern nehme gleich eine ganze Schatzkammer weg und verteile alles. Alle guten Leute sollen etwas abbekommen.“

In diesem Augenblick erhob sich einer der Gefangenen von seiner Pritsche und begann zuzuhören. Stepan und Wassilij trennten sich.

Am nächsten Tage führte Wassilij seinen Plan aus. Er beklagte sich über das Brot, das nicht ausgebacken sei, und wiegelte alle Arrestanten auf, sie sollten den Inspektor rufen lassen und sich bei ihm beschweren.

Der Inspektor kam und schimpfte alle aus, und als er hörte, daß Wassilij alles angestiftet habe, ließ er ihn nach einer Einzelzelle im oberen Stockwerk bringen. Das eben war es, was Wassilij wollte.

9.

Wassilij kannte bereits die Zelle, in die er jetzt gebracht wurde. Er wußte, wie ihr Fußboden beschaffen war, und kaum war er darin eingesperrt, als er sogleich daran ging, eine Öffnung in den Fußboden zu machen. Als er mit dem Fußboden soweit war, daß er hindurchschlüpfen konnte, ging er an die Zerstörung der Decke in dem darunterliegenden Raume und ließ sich in diesen — es war die Totenkammer — hinabgleiten. In der

Totenkammer lag an diesem Tage ein Leichnam auf dem Tische. Die Kammer diente zugleich zur Aufbewahrung der Säcke, welche die Heuhändler im Gefängnis nähen ließen. Wassilij wußte das und hatte seine Hoffnung auf diese Kammer gesetzt. Die Haspe an der Thür war gelockert und steckte nur lose in der Mauer. Wassilij ging durch die Thür und begab sich nach dem Abort am Ende des Korridors, der im Umbau begriffen war. Hier befand sich ein Schacht, der vom dritten Stockwerk bis in den Keller hinunterführte.

Noch einmal tastete Wassilij sich nach der Totenkammer zurück, zog das Laken von dem eiskalten Körper des Toten, dessen starre Hand er berührte, nahm eine Anzahl Säcke, knotete sie so aneinander, daß eine Art Seil daraus entstand, und trug dieses aus den Säcken hergerichtete Seil nach dem Abort; dort befestigte er das Seil an einem Querbalken und ließ sich in den Schacht hinab. Das Seil reichte nicht bis auf den Boden des Kellers. Ob der Abstand groß oder klein war, konnte Wassilij nicht wissen, doch blieb ihm nichts weiter übrig, als hinabzuspringen. Er zerschlug sich zwar die Beine, doch konnte er gehen. In dem Kellerraume, in dem er sich nun befand, waren zwei Fenster. Zwar konnte man hindurchkriechen, doch waren Gitter vor den Fenstern angebracht, die erst entfernt werden mußten. Womit aber wollte er das bewirken? Wassilij begann im Dunkeln zu suchen und stieß auf einen Haufen von Bretterabfällen, die in einer Ecke des Kellers lagen. Es befand sich ein Stück Brett mit zugespitztem Ende darunter, und mit dessen Hilfe begann er, die Ziegelsteine zu lockern, die das Gitter festhielten. Lange Zeit mußte er arbeiten, der zweite Hahnenschrei ließ sich schon vernehmen, und das Gitter saß noch im-

mer fest. Endlich gab die eine Seite nach. Wassilij schob das Stück Brett dazwischen und drückte mit aller Macht dagegen. Das Gitter ließ sich herausdrücken, doch fiel ein Ziegelstein polternd zu Boden. Der Wachtposten konnte das Geräusch hören — Wassilij hielt den Atem an und lauschte. Doch alles blieb still, und er kroch nun durch das Fenster. Er mußte auf seiner Flucht die Mauer des Gefängnishofes übersteigen. In einer Ecke des Hofes befand sich ein kleiner Anbau, auf dessen Dach mußte er zunächst klettern, um über die Mauer zu kommen. Wie aber auf den Anbau hinaufgelangen? Das Brett mußte ihm dazu verhelfen, ohne seine Hilfe kam er nicht hinauf. Wassilij kroch durch das Fenster in den Keller zurück, nahm das Brett mit, schlüpfte wieder zum Fenster hinaus und lauschte voll Spannung auf den Schritt des Wachthabenden. Dieser ging, wie Wassilij vorausgesehen hatte, auf der andern Seite des quadratisch geformten Hofes auf und ab. Wassilij schlich an den Anbau heran, lehnte den Brettabschnitt dagegen und begann hinaufzukriechen. Er glitt ab, und das Brett fiel hin. Wassilij war in Strümpfen, und er zog diese aus, um sich mit den Zehen leichter festhalten zu können. Wieder lehnte er das Brett gegen die Wand des Anbaus, sprang hinauf und bekam mit den Händen eine Dachrinne zu fassen. „Daß das Ding nur nicht abbricht!“ dachte er — doch schon sind seine Knie auf dem Dache. Der Wachtposten kam näher. Wassilij legte sich platt hin und war mäuschenstill. Der Wachthabende sah ihn nicht und entfernte sich wieder. Wassilij springt auf — das Eisenblech knackt unter seinen Füßen. Noch einen oder zwei Schritte, und er ist an der Mauer. Mit Leichtigkeit kann er hinaufreichen: die eine Hand greift hinauf, dann die zweite — jetzt zieht er sich ganz empor,

und jetzt ist er oben auf der Mauer. Daß er sich nur beim Absprung nicht verlegt! Wassilij wälzte sich vorsichtig über die Mauer, ließ sich an den Armen hinunter, streckte die Glieder abwärts, ließ erst den einen Arm los, dann den zweiten — in Gottes Namen! Er ist auf dem Boden angelangt. Und der Boden ist weich. Die Beine sind ganz, und er flieht.

In der Vorstadt riegelt ihm Malanja die Thür ihrer Kammer auf, und er schlüpft unter die aus den Tuchflücken zusammengesetzte warme Decke.

10.

Die Gattin Swentizkijs, eine große, üppige, unerschütterlich ruhige Frau, die in ihrem ganzen Wesen an eine Ruh erinnerte, die noch nicht gekalbt hat, hatte aus dem Fenster gesehen, wie die Bauern ihren Mann erschlagen und irgendwohin aufs Feld geschleppt hatten. Das jähe Entsetzen, das Natalia Zwanowna — so hieß die Witwe Swentizkijs — beim Anblick der blutigen Greuelszene befallen, hatte begreiflicherweise so stark auf sie eingewirkt, daß es zunächst alle andern Empfindungen ausschaltete. Als dann der ganze wilde Haufen hinter dem Gartenzaun verschwunden und der laute Lärm verstummt war, als die Dienstmagd Malanja barfuß, mit weit aus den Höhlen tretenden Augen, zu ihr ins Zimmer trat und ihr, als überbringe sie ihr eine Freudenbotschaft, berichtete, daß die Bauern Peter Nikolajewitsch erschlagen und in die Schlucht geworfen hätten, da regte sich neben dem ersten Gefühl des Entsetzens bereits eine andere Empfindung in ihr: ein Gefühl der Befreiung von dem Despoten mit den hinter der schwarzen Brille versteckten Augen, die sie neunzehn Jahre lang im

Sklassenbanne festgehalten hatten. Sie erschrak selbst über dieses Gefühl, wollte es nicht eingestehen und sprach noch weniger mit irgend jemandem darüber. Während der verstümmelte, gelbe, stark behaarte Körper gewaschen, angekleidet und eingefärbt wurde, hatte sie, von innerem Grauen gepackt, heftig geweint und geschluchzt. Als der mit der Untersuchung des schwerwiegenden Falles betraute Richter erschien und sie als Augenzeugin vernahm, sah sie in dem Zimmer, in dem die Vernehmung stattfand, auch die beiden gefesselten Bauern, die als die Hauptschuldigen galten. Der eine von ihnen war ein älterer Mann mit langem, hellblondem Vollbart, den er gewickelt trug, mit einem ruhigen, strengen, schönen Gesichte; der andere war ein jüngerer Mensch von zigeunerhaftem Typus, mit blitzenden schwarzen Augen und wirrem, krausen Haar. Sie sagte aus, was sie wußte — sie erkannte in den beiden Bauern diejenigen wieder, die zuerst Peter Nikolajewitsch bei den Armen gepackt hatten, und ob schon der Bauer mit dem Zigeunertyp sie unter den zuckenden Brauen hervor mit den funkelnden Augen anblitzte und ihr vorwurfsvoll zurief: „Versündige dich nicht, Herrin, denk dran, daß du sterben mußt!“ — blieb sie doch bei ihrer den beiden ungünstigen Aussage, und im weiteren Fortgang der Untersuchung regte sich mehr und mehr in ihr ein den Angeklagten feindseliges Gefühl und der Wunsch, ihren Mann an seinen Mördern zu rächen.

Als jedoch nach Verlauf eines Monats das mit der Sache befaßte Standgericht seinen Spruch dahin fällte, daß acht von den Bauern zu Zwangsarbeit und zwei, nämlich der blonde Alte und der brünette „Zigeuner“ zum Tode durch den Strang verurteilt wurden,

da hatte sie doch ein unangenehmes Gefühl. Aber die peinlichen Zweifel schwanden gar rasch angesichts der Majestät des Gerichtes, die ihren Eindruck auf sie nicht verfehlte. Wenn schon die hohe Obrigkeit diese Strenge für notwendig hielt, dann war wohl alles in Ordnung.

Die Hinrichtung sollte im Dorfe stattfinden. Am Sonntag kam Malanja in dem neuen Kleide und den neuen Schuhen aus dem Hochamt und erzählte ihrer Herrin, daß man im Dorfe schon den Galgen baue, daß zum Mittwoch der Henker aus Moskau erwartet werde, und daß man das Weinen und Heulen der Angehörigen der beiden zu Tode Verurteilten im ganzen Dorfe höre.

Natalia Iwanowna verließ das Haus nicht, um den Galgen und das Volk nicht zu sehen. — Sie hatte nur den einen Wunsch, daß alles so rasch wie möglich beendet werden möchte, wenn es doch einmal geschehen mußte. Sie dachte nur an sich allein, nicht an die Verurteilten und deren Familien.

11.

Am Dienstag erschien der Bezirkskommissar bei Natalia Iwanowna. Sie bewirtete ihn mit Branntwein und eingemachten Pilzen, die sie selbst eingelegt hatte. Nach eingenommenem Imbiß teilte ihr der Kommissar mit, daß die Hinrichtung morgen noch nicht stattfinden könne.

„Wie denn? Warum nicht?“

„Ja, das ist eine ganz merkwürdige Geschichte. Man kann nämlich keinen Henker finden. Man hatte einen in Moskau, doch der hat sich, wie mein Sohn mir erzählte, aufs Lesen des Evangeliums verlegt und sagt: ‚Ich darf nicht töten.‘ Er ist selbst wegen Mordes zu Zwangsarbeit verurteilt — und nun kann er auf einmal nicht

töten, obschon es sich doch um eine gesetzliche Tötung handelt. Man hat ihm mit Ruten gedroht, doch er meinte: „Immer schlägt zu, ich darf jedenfalls nicht töten.“

Natalia Iwanowna errötete, und der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn.

„Können sie nicht jetzt noch freikommen?“

„Wie sollen sie jetzt freikommen, nachdem sie vom Gericht verurteilt sind? Höchstens, daß der Zar sie begnadigt.“

„Wie soll es denn aber der Zar erfahren?“

„Sie haben das Recht, um Begnadigung zu bitten.“

„Ich bin es doch aber eigentlich, um deretwillen sie hingerichtet werden sollen,“ sagte Natalia Iwanowna naiv, „und ich verzeihe ihnen.“

Der Bezirkskommisfar lachte hell auf. „Nun, dann kommen Sie doch um ihre Begnadigung ein!“ sagte er.

„Kann ich das?“

„Gewiß können Sie das.“

„Aber es ist vielleicht schon zu spät?“

„Sie können ja telegraphieren.“

„Wie? An den Zaren?“

„Natürlich, auch an den Zaren kann man telegraphieren.“

Die Mitteilung, daß der Henker sich geweigert habe, die Hinrichtung zu vollziehen, und sich lieber mit Ruten peitschen lassen wollte, hatte plötzlich eine Wandlung in Natalia Iwanownas Seele hervorgebracht. Das Gefühl des Mitleids und des Grauens vor der Hinrichtung, das sich bereits mehrfach in ihr geregt hatte, kam nun zum Durchbruch und erfüllte sie ganz.

„Filipp Wassiljewitsch, lieber Freund, setzen Sie mir doch das Telegramm auf! Ich will den Zaren um ihre Begnadigung bitten.“

Der Kommissar schüttelte den Kopf.

„Wenn es dafür nur keine Nase gibt!“

„Ich trage doch die Verantwortung, und ich sage nichts von Ihnen.“

„Was für ein gutes Herz!“ dachte der Kommissar. „Wirklich eine gute Person! Wenn die Meinige so wäre wie diese da, welch ein Paradies hätte ich, nicht so wie jetzt.“

Und er schrieb das Telegramm an den Zaren nieder: „An Seine Kaiserliche Majestät den Zaren und Herrn. Eurer Kaiserlichen Majestät allergehorsamste Untertanin, die Witwe des von den Bauern ermordeten Kollegienassessors Peter Nikolajewitsch Swentizkij, bittet kniefällig an den Stufen des Thrones“ — diese Stelle des Telegramms gefiel dem Kommissar, der sie niederschrieb, ganz besonders — „Eure Kaiserliche Majestät möchten allerhuldvollst die zum Tode durch den Strang verurteilten beiden Bauern soundso und soundso, des und des Gouvernements, Kreises, Gemeindebezirks, Dorfes usw., begnadigen. —“

Das Telegramm wurde durch den Kommissar persönlich expediert, und eine erhebende Stimmung erfüllte Natalia Iwanownas Seele. Sie war fest überzeugt, daß, wenn sie, die Witwe des Ermordeten, verzeiht und um Begnadigung bittet, der Zar nicht „nein“ sagen dürfe.

12.

Lisa Jeropkina lebte in einem Zustande beständiger Verzückung. Je weiter sie auf dem von ihr entdeckten Wege des christlichen Lebens dahinschritt, desto stärker wurde ihre Überzeugung, daß dies der wahre Weg sei, und desto größer war die Freude und Seligkeit, die ihr Herz erfüllte.

Sie hatte jetzt zwei Ziele, denen sie zunächst zustrebte: sie wollte erstens Machin befehlen, oder vielmehr, wie sie es im stillen nannte, „ihn wieder zu sich selbst und seiner guten, edel veranlagten Natur zurückführen“. Sie liebte ihn, und im Lichte ihrer Liebe enthüllte sich ihr das Göttliche seiner Seele, das allen Menschen gemeinsam ist. In diesem allen Menschen gemeinsamen Prinzip des Lebens aber sah sie zunächst nur eine ihm allein eigene Güte, Sanftmut und Hochherzigkeit. Das zweite Ziel, das sie sich gesetzt hatte, war, sich ihres Reichthums zu begeben. Sie wollte sich von ihrem Besitze trennen, um zunächst einmal Machin zu prüfen, dann aber auch um ihrer selbst, ihrer eigenen Seele willen. Ganz nach dem Worte des Evangeliums wollte sie dabei verfahren. Anfangs begann sie, ihr Hab und Gut selbst zu verteilen, doch ihr Vater erhob dagegen Einspruch. Noch mehr aber als ihr Vater behinderte sie die Schar der ungezählten Bittsteller, die sich schriftlich oder mündlich um Unterstützung an sie wandten, in ihren Absichten. Da beschloß sie, sich an einen frommen Einsiedler, der durch die Heiligkeit seines Lebens bekannt war, mit der Bitte zu wenden, er möchte ihr Besitztum entgegennehmen und damit nach seinem Ermessen verfahren. Als der Vater davon hörte, wurde er von Zorn ergriffen, nannte sie eine Wahnsinnige, eine psychopathische Person und sagte, er würde schon Mittel finden, um sie selbst gegen die Folgen ihres törichten Wahns zu schützen.

Der gereizte, zornige Ton des Vaters theilte sich ihr mit, und ehe sie noch zur Besinnung gekommen, war sie in Tränen der Wut ausgebrochen, hatte dem Vater alle möglichen Grobheiten gesagt und ihn einen Despoten und einen habgierigen Patron genannt. Sie

bat den Vater um Verzeihung, und er versicherte ihr, daß er ihr nicht zürne. Doch sie sah, daß er immer noch gekränkt war und ihr im Grunde seines Herzens nicht verziehen hatte. Machin wollte sie von alledem keine Mitteilung machen. Ihre Schwester, die Machins wegen eifersüchtig auf sie war, hatte sich ganz von ihr zurückgezogen. Sie hatte niemanden, dem sie ihr Herz ausschütten, vor dem sie ihre Reue bekunden konnte.

„So muß ich denn Gott selbst meine Reue bekennen,“ sagte sie sich, und da gerade die Zeit der großen Fasten war, beschloß sie, zur Beichte und zum Abendmahl zu gehen, alles ihrem Beichtvater zu bekennen und ihn um seinen Rat zu fragen, was sie weiterhin tun solle. Nicht weit von der Stadt befand sich ein Kloster, in diesem lebte ein frommer Greis, der um seines heiligen Lebenswandels willen wie auch wegen der weisen Lehren, die er gab, und der Weisagungen und Heilungen, die ihm zugeschrieben wurden, weit und breit berühmt war.

Der gottesfürchtige Greis erhielt einen Brief von dem alten Jeropkin, durch den dieser ihn auf die Ankunft seiner Tochter vorbereitete, ihm ihren anomalen, erregten Zustand schilderte und sein Vertrauen aussprach, daß er, der Greis, sie wieder auf den Weg der Wahrheit, der goldenen Mitte, des braven, christlichen Lebens zurückführen und sie davor bewahren werde, daß sie ihre eigene Existenzgrundlage zerstörte.

Ermüdet durch die vielen Besucher, empfing der alte Klostermönch Lisa und begann ihr Mäßigung, Unterordnung unter die bestehenden Verhältnisse und Gehorsam gegen ihren Vater zu predigen. Lisa schwieg und wurde rot, und der Schweiß trat ihr vor Erregung auf die Stirn. Als jedoch der Mönch mit seiner Rede zu Ende war, begann sie, während ihr die Tränen in

die Augen traten, zuerst ganz schüchtern, davon zu reden, daß Christus gesagt habe: „Verlaß deinen Vater und deine Mutter und folge mir nach“ — und dann brachte sie, sich mehr und mehr begeisternd, alles das vor, was in ihrem Herzen lebte, und wie sie Christus verstand. Der fromme Vater war anfangs geneigt zu lächeln und brachte in seiner Erwiderung die üblichen Lehren vor, dann aber schwieg er, begann zu seufzen und sagte nichts weiter als: „O Gott, o Gott!“

„Nun gut, komm morgen zur Beichte,“ sagte er, und seine runzlige Hand erteilte ihr den Segen.

Am nächsten Tage beichtete sie, und ohne daß er das Tags vorher begonnene Gespräch fortgesetzt hätte, entließ er sie mit der kurzen Erklärung, daß er es ablehne, über ihr Vermögen zu verfügen.

Die Reinheit, die tiefe Gottergebenheit und Opferwilligkeit dieses Mädchens hatte einen großen Eindruck auf den Alten gemacht. Er hatte sich schon lange mit dem Gedanken getragen, sich ganz aus der Welt zurückzuziehen, doch das Kloster hatte auf seine Tätigkeit nicht verzichten wollen, denn diese Tätigkeit sicherte ihm reiche Einkünfte. Er hatte immer wieder nachgegeben, wenn auch ein unbestimmtes Gefühl ihm sagte, daß er sich in einer falschen Lage befinde. Man hatte aus ihm einen Heiligen und Wundertäter gemacht, während er doch in Wirklichkeit nur ein schwacher Mensch war, den seine eignen Erfolge blendeten. In dem nun diese junge Mädchenseele sich ihm enthüllte, ward auch seine eigene Seele ihm plötzlich enthüllt, und er sah, wie weit er von dem Ziele entfernt war, das er erreichen wollte, und zu dem sein Herz ihn hinzog.

Bald nach dem Besuche Lisas zog er sich in eine

Einödlerzelle zurück und erschien erst nach drei Wochen in der Klosterkirche, wo er die Messe las und nach der Messe eine Predigt hielt, in der er Buße tat, der Welt ihre Sünden vorhielt und sie gleichfalls zur Buße aufrief.

Alle vierzehn Tage hielt er eine solche Predigt. Und immer mehr und mehr Volk erschien, um seine Predigten zu hören. Weiter und weiter verbreitete sich sein Ruhm — es war etwas Besonderes, Kühnes und zu Herzen Gehendes in seinen Predigten, und darum übte er auf die Menschen eine so gewaltige Wirkung aus.

13.

Wassilij hatte inzwischen seinen Plan ausgeführt. Er war mit einigen Kameraden zur Nachtzeit bei dem reichen Krasnopufow eingebrochen. Er wußte, daß er ein Geizhals und ein lasterhafter Mensch war, und er hatte sich in sein Bureau eingeschlichen und dreißigtausend Rubel daraus entwendet. Er machte nun alles so, wie er es sich vorgenommen hatte. Sogar das Trinken gab er auf, und das Geld verteilte er an arme Mädchen, die heiraten wollten, oder rettete damit bedrängte Leute vor dem Bankrott. Dabei hielt er sich selbst verborgen und sann nur immer darauf, wie er das Geld am besten verteilen könnte. Auch die Polizei bedachte er, und sie suchte ihn nicht.

Sein Herz war voll Freude. Als er dann trotz alledem wieder abgefaßt wurde, prahlte er vor dem Gericht, das Geld habe bei dem törichten Dickwanst nutzlos dagelegen, er habe es nicht zu gebrauchen verstanden — „und ich habe es ins Rollen gebracht, habe guten Menschen damit geholfen.“

Diese Art der Verteidigung erschien den Geschwo-

renen so vernünftig und so lustig, daß sie ihn beinahe freigesprochen hätten. Dennoch wurde er verurteilt.

Er dankte für die Strafe und sagte gleich voraus, daß er bald wieder ausbrechen werde.

14.

Das Telegramm, daß die Witwe Swentizkijs an den Zaren abgesandt hatte, blieb ohne jeden Erfolg. In der Bittschriftenkommission war man anfangs sogar dafür, daß darüber gar nicht erst an den Zaren berichtet werden solle. Als dann aber gelegentlich einer Frühstückstafel bei dem Monarchen die Rede auf die Swentizkijsche Angelegenheit kam, erwähnte der zur Tafel geladene Direktor dem Zaren gegenüber das Telegramm der Witwe des Ermordeten.

„C'est très gentil de sa part,“ meinte eine der Damen der kaiserlichen Familie.

Der Monarch stieß einen Seufzer aus, zuckte die mit Epauletts geschmückten Achseln und sagte: „Das Gesek!“ — wobei er dem Diener sein Glas hinhielt, damit er es ihm mit Moselwein füllte. Alle suchten durch ihre Mienen auszudrücken, daß sie die tiefe Weisheit des Zarenwortes bewunderten. Weiter war von dem Telegramm keine Rede mehr. Die beiden Bauern, der ältere sowohl wie der jüngere, wurden mit Hilfe eines vielfachen Mörders, eines Tataren, den man für den Henkerdienst aus Kasan verschrieben hatte, am Galgen aufgeknüpft.

Die Frau des Alten hatte dem Leichnam ihres Mannes ein weißes Hemd, weiße Fußlappen und neue Halbstiefel anziehen wollen, doch wurde ihr das nicht gestattet, und beide wurden in einer Grube hinter dem Baune des Friedhofs verscharrt.

„Die Fürstin Sofia Wladimirowna sagte mir, er sei ein ganz ausgezeichneter Prediger,“ sagte eines Tages die Mutter des Monarchen, die alte Kaiserin, zu ihrem Sohne. „Faites le venir. Il peut prêcher à la Cathédrale.“

„Nein, er soll lieber bei uns predigen,“ sagte der Kaiser und befahl, daß man den frommen Klostermönch Isidor kommen lasse.

In der Hofkirche war die ganze Generalität versammelt. Der neue, merkwürdige Prediger war ein Ereignis für die Hofgesellschaft.

Ein mageres, grauhaariges kleines Männchen trat heraus, sah alle an: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes . . .“ — und begann zu predigen.

Anfangs ging alles gut, aber je weiter der Prediger kam, desto schlimmer wurde es. „Il devenait de plus en plus agressif“, wie die Kaiserin später sagte. Er donnerte gegen alle los. Er sprach von der Todesstrafe und erklärte die Notwendigkeit der Todesstrafe aus der Unfähigkeit der Regierung. Es sei unerhört, daß in einem christlichen Staate Menschen hingerichtet würden.

Alle sahen einander an, und alle achteten nur auf die Taktlosigkeit des Predigers und den peinlichen Eindruck, den sie auf den Kaiser machte, doch niemand äußerte auch nur ein Wort in diesem Sinne. Als Isidor zum Schluß sein „Amen“ sprach, trat der Metropolit auf ihn zu und bat ihn, doch gleich einmal zu ihm zu kommen.

Nach einer Unterhaltung mit dem Metropolit und dem Oberstaatsanwalt wurde das alte Männchen sogleich wieder ins Kloster gebracht, jedoch nicht in sein eigenes, sondern in das Kloster von Susdalj, dessen Vorsteher Vater Misail war.

Alle taten so, als habe die Predigt Isidors nichts weiter auf sich, und niemand erwähnte sie weiter. Auch der Zar glaubte, die Worte des frommen Mönches seien spurlos an ihm vorübergegangen, gleichwohl mußte er zweimal im Laufe des Tages an die Hinrichtung der beiden Bauern denken, um deren Begnadigung die Frau des ermordeten Swentizkij ihn telegraphisch gebeten hatte. Es fand an diesem Tage eine Parade statt, dann folgte eine Spazierfahrt, dann ein Empfang der Minister, dann fand die Mittagstafel statt, und für den Abend war ein Theaterbesuch vorgesehen. Wie gewöhnlich, schlief der Zar in dem Augenblick ein, als er kaum mit dem Kopfe das Kissen berührt hatte. In der Nacht weckte ihn ein schrecklicher Traum aus dem Schlafe: auf freiem Felde standen Galgen, und an ihnen baumelten die Gehängten, und die Gehängten streckten die Zunge aus, und ihre Reihe zog sich weiter und weiter. Und irgend jemand schrie: „Das ist dein Werk, dein Werk!“ Der Zar erwachte, in Schweiß gebadet, und begann nachzudenken. Zum ersten Male dachte er an die schwere Verantwortung, die auf ihm lag, und alle Worte des Alten fielen ihm ein . . .

Doch er sah den Menschen in sich nur von weitem und vermochte den einfachen Forderungen, die dieser innere Mensch an ihn stellte, über all den Forderungen, die von allen Seiten an ihn als den Zaren gestellt wurden, nicht zu genügen; und diese Forderungen seiner inneren Menschlichkeit nun gar über die Forderungen, die seine Kaiserwürde bedingte, zu stellen, — dazu besaß er nicht die Kraft.

Nachdem Prokofij seine zweite Gefängnisstrafe abgemacht hatte, war er, der früher ein so schmucker, selbstgefälliger Junge gewesen war, ganz und gar heruntergekommen. Wenn er nüchtern war, saß er, so sehr auch sein Vater über ihn schimpfte, untätig da, aß sein trocknes Stück Brot und sann darüber nach, wo er irgend etwas stibitzen könnte, um es in die Schenke zu tragen und zu vertrinken. Er saß da, hustete, räusperte sich und warf aus. Der Arzt, zu dem er ging, behorchte seine Brust und schüttelte den Kopf.

„Ich möchte dir etwas verschreiben, mein Lieber, was du dir leider nicht beschaffen kannst.“

„Ja, das ist nun mal so.“

„Trink Milch und rauche nicht.“

„Es ist doch jetzt Fastenzeit, und dann haben wir auch keine Ruh.“

Eines Tages im Frühling konnte er nachts nicht schlafen, und er lag da und grämte sich und hätte gar zu gern einen Schluck Branntwein getrunken. Zu Hause fand er nichts mehr, was er hätte vertrinken können. Er setzte seine Mütze auf und ging hinaus. Er ging die Straße entlang bis in die Nähe der Kirche. Beim Rüstler sah er eine Egge, die an den Baun gelehnt war. Prokofij ging hin, lud die Egge auf seinen Rücken und begab sich zur Petrowna nach der Schenke. „Vielleicht gibt sie mir dafür ein Fläschchen,“ dachte er. Kaum hatte er sich umgewandt, als der Rüstler auf die Treppe hinaustrat. Es war schon ganz hell. Er sieht, wie Prokofij seine Egge davonträgt.

„He, du — was machst du denn da?“ rief er.

Leute kamen herbei, packten Prokofij und brachten ihn aufs Amt. Für zwei Monate mußte er wieder ins Gefängnis wandern.

Der Herbst kam, und Prokofij wurde ins Hospital übergeführt. Er hustete schwer, alles war ihm in der Brust wie zerrissen. Er konnte sich gar nicht mehr recht erwärmen. Der Inspektor sparte das Holz und ließ das Hospital nicht vor dem Monat November heizen. Die Kräftigeren unter den Patienten ertrugen das noch, Prokofij aber konnte gar nicht mehr warm werden und zitterte Tag und Nacht. Doch so schwer er auch körperlich litt, noch schwerer waren die Leiden seiner Seele. Alles war ihm zuwider, und alle Menschen haßte er: den Küster, und den Inspektor, der das Hospital nicht heizen ließ, und den Aufseher, und auch den neuen Patienten, der in den Saal kam, haßte er. Es war ein zu Zwangsarbeit Verurteilter, und es war kein anderer als Stepan. Er war an der Kropfrose erkrankt, und man hatte ihn neben Prokofij untergebracht. Anfangs haßte ihn Prokofij, wie gesagt, bald aber gewann er ihn so lieb, daß er förmlich darauf brannte, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Erst durch diese Gespräche mit Stepan ward der Gram in Prokofijs Seele beschwichtigt.

Stepan erzählte stets allen Leuten die Geschichte seiner letzten Mordtat und schilderte die Wirkung, die sie auf ihn gehabt.

„Nicht, daß sie geschrien hätte,“ sagte er — „nein: immer schneide zu, da! Nicht mit mir, sondern mit dir habe Mitleid!“

„Gewiß, eine Seele vernichten ist schrecklich. Ich wollte einmal einen Hammel schlachten, auch das fiel mir schwer genug. Ich habe doch niemanden umgebracht — warum mich diese Schufte nur so unglücklich machen? Niemandem habe ich etwas Böses getan . . .“

„Das wird dir auch angerechnet werden.“

„Ach was — angerechnet!“

„Wie denn? Und Gott?“

„Ich habe Gott nie gesehen, und ich glaube nicht an ihn, Bruder. Ich meine, wenn ich tot bin, wächst Gras über meinem Grabe. Das ist alles.“

„Wie kannst du nur so denken! Ich habe so viel Seelen auf dem Gewissen — und sie, die Gute, hat den Menschen nur immer geholfen. Wie kannst du glauben, daß ihr der gleiche Lohn zuteil wird wie mir? Nein, wart's ab.“

„Du meinst also, wenn du tot bist, bleibt deine Seele übrig?“

„Was denn sonst? Ganz gewiß!“

Schwer fiel dem armen Prokofij das Sterben, er atmete nur mit Mühe. In seiner letzten Stunde jedoch fühlte er plötzlich eine Erleichterung, und er rief Stepan heran.

„Nun, Bruder, leb' wohl. Ich sehe, mein Tod ist gekommen. Ich habe mich so gefürchtet — und dabei ist's so leicht! Wenn's nur recht schnell ginge!“

Und so starb Prokofij im Krankenhaus.

17.

Inzwischen war Jewgenij Michajlowitsch in seinem Geschäft mehr und mehr zurückgekommen. Die Ladeneinrichtung war verpfändet. Die Kundschaft blieb aus. In der Stadt war ein zweites Geschäft der gleichen Art aufgemacht worden. Zinsen waren zu bezahlen, und um sie zu entrichten, mußte man wieder gegen Zinsen Geld aufnehmen. Das Ende vom Liede war, daß der Laden samt der ganzen Ware öffentlich versteigert werden sollte. Jewgenij Michajlowitsch und seine Frau liefen überall umher und konnten nirgends die vierhundert Rubel aufreiben, die notwendig waren, um die Versteigerung abzuwenden.

Noch hatten sie eine leise Hoffnung gehabt, daß der Kaufmann Krasnopufow ihnen helfen würde, dessen Geliebte mit der Gattin Jewgenij Michajlowitsch's bekannt war. Gerade jetzt aber ging die Nachricht durch die ganze Stadt, daß bei Krasnopufow ein Einbruch stattgefunden habe und ungeheure Summen — man sprach von einer halben Million — entwendet worden seien.

„Und weißt du auch, wer der Dieb ist?“ sagte Jewgenij Michajlowitsch zu seiner Gattin. „Rein anderer als unser ehemaliger Hausknecht Wassilij! Er soll das Geld nur so mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen, und auch die Polizei soll bestochen sein.“

„Er war schon immer ein Spitzbube,“ sagte Jewgenij Michajlowitsch. „Wie leichten Herzens hat er damals den Meineid geschworen! Ich hätte es nicht gedacht. Er soll auch neulich hier auf unserem Hofe gewesen sein, die Köchin will ihn gesehen haben. Sie sagt, er habe vierzehn arme Bräute ausgestattet.“

„Das wird sie sich wohl ausgedacht haben.“

In diesem Augenblicke betrat ein sonderbar aussehender Mensch in einer Jacke aus leichtem Baumwollstoff den Laden.

„Was willst du?“

„Hier ist ein Brief.“

„Von wem?“

„Es steht alles drin geschrieben.“

„Sollst du nicht Antwort bringen? So wart doch!“

„Ich habe keine Zeit,“ sagte der seltsame Mensch, übergab das Kuvert und entfernte sich eiligst.

„Wie sonderbar!“

Jewgenij Michajlowitsch öffnete das Kuvert, und

er traute seinen Augen nicht: ein paar Hundertrubelscheine lagen darin, vier Stück im ganzen. Was hatte das zu bedeuten? Und auch ein Brief an Jewgenij Michajlowitsch, sehr fehlerhaft geschrieben, lag darin: „Im Evangelium steht, tu denen Gutes, die dir Böses getan haben“, hieß es da. „Sie haben mir viel Böses getan. Mit dem Coupon habe ich sogar den Bauer betrügen helfen, doch jetzt tust du mir leid. Da, nimm die vier Jekaterinen und behalte in guter Erinnerung Deinen Hausknecht Wassilij.“

„Nein, welch ein Wunder!“ sprach Jewgenij Michajlowitsch halb zu seiner Frau und halb zu sich selbst, und als er dann weiter auf Wassilij zu sprechen kam, traten ihm die Tränen in die Augen, und es ward ihm so leicht und wohl ums Herz.

18.

Im Klostergefängnis zu Susdali saßen vierzehn Geistliche, die alle vorwiegend wegen ihres Abfalls von der rechtgläubigen Kirche dorthin verbannt waren. Auch Vater Isidor wurde dahin gebracht. Vater Misail nahm die auf den neuen Gefangenen bezüglichen Schriftstücke in Empfang und ließ Isidor, ohne mit ihm gesprochen zu haben, als einen schweren Verbrecher in eine Einzelzelle sperren. Als Isidor bereits die dritte Woche in Susdali saß, besuchte Vater Misail eines Tages die Insassen der Zellen. Er trat bei Isidor ein und fragte ihn, ob er nicht irgend etwas brauche.

„Sehr vieles brauche ich, doch kann ich's nicht so vor andern Leuten sagen. Laß mich mit dir unter vier Augen reden.“

Sie sahen einander an, und Misail sagte sich, daß er von dem Alten nichts zu fürchten habe. Er ließ da-

her Isidor in ein gesondertes Gemach führen, und als sie einander gegenüber saßen, sagte er: „Nun, so sprich!“

Isidor sank in die Knie.

„Bruder,“ sprach er dann — „was tust du? Hab’ Erbarmen mit dir selbst! Es gibt auf der ganzen Welt keinen größeren Bösewicht, als du bist, du hast das Heiligste mit Füßen getreten! . . .“

Einen Monat später meldete Misail seinen Vorgesetzten, daß nicht nur Isidor, sondern auch alle übrigen Häftlinge des Klosters Reue gezeigt hätten und freizulassen seien, und bat um seine Versetzung in den Ruhestand, den er in einem Kloster als Einsiedler verbringen wolle.

19.

Behn Jahre waren vergangen. Mitja Smokownikow hatte die Kurse auf der technischen Hochschule beendet und bekleidete eine mit gutem Gehalt verbundene Stelle in den sibirischen Goldbergwerken. Er hatte eine Dienstreise nach einem entfernten Distrikt zu machen, und der Direktor schlug ihm vor, den in dem Bergwerk arbeitenden Sträfling Stepan Pelagejuschkin als Begleiter mitzunehmen.

„Wie — einen Sträfling? Ist das nicht gefährlich?“

„Mit Stepan gefährlich? Das ist ein heiliger Mann, fragen Sie, wen Sie wollen!“

„Aber warum ist er denn zu Zwangsarbeit verurteilt?“

Der Direktor lächelte.

„Er hat sechs Morde auf dem Gewissen — und doch ist er ein heiliger Mann, ich büрге für ihn.“

So nahm denn Mitja Smokownikow den kahl-

köpfigen, mageren, sonnenverbrannten Stepan in seine Dienste und begab sich mit ihm auf die Reise.

Unterwegs sorgte Stepan für Smokownikow wie für seinen eigenen Sohn, wie er überhaupt allen Menschen gegenüber die Liebe und Fürsorge selbst war. Er erzählte dem jungen Ingenieur seine ganze Lebensgeschichte. Auch das erzählte er, wie, wodurch und um wessentwillen er jetzt lebe.

Und seltsam genug: Mitja Smokownikow, der bisher nur vom Essen und Trinken, nur für Wein und Kartenspiel gelebt hatte — er begann nun zum erstenmal über das Leben nachzudenken. Und diese Gedanken ließen ihn nicht mehr los und wühlten seine Seele immer tiefer auf. Als ihm eine noch bessere Stelle mit einem noch weit größeren Einkommen angeboten wurde, schlug er sie aus und beschloß, für das Geld, das er bereits erworben, ein Gut zu kaufen, zu heiraten und nach bestem Wissen und Können dem Volke zu dienen.

20.

Das tat er denn auch. Vorher jedoch besuchte er noch seinen Vater, mit dem er wegen einer zweiten Ehe, die dieser eingegangen, auf gespanntem Fuße lebte. Jetzt beschloß er, sich mit seinem Vater auszuöhnen, und er brachte diesen Entschluß zur Ausführung. Der Vater war erst verwundert, machte sich dann über ihn lustig, ließ aber schließlich selbst davon ab, über den Sohn zu spötteln, und erinnerte sich vieler Fälle, in denen er Mitja gegenüber schuldig war . . .

Der lebende Leichnam

Personen

Fedor Protassow (Fedja).
Lisa, seine Frau.
Der kleine Knabe der beiden.
Sascha, Lisas Schwester.
Anna Pawlowna, Lisas Mutter.
Karenin, Lisas zweiter Gatte.
Anna Dmitrijewna, seine Mutter.
Fürst Abreskow, deren Freund.
Wosnessenskij, Sekretär Karenins.

Mascha, eine junge Zigeunerin.
Iwan Makarowitsch, ihr Vater.
Nastassja Iwanowna, ihre Mutter.
Ein Zigeuner.
Eine Zigeunerin.
Zigeunerchor.

Afremow, ein Lebemann.
Stachow,
Butkewitsch, } Afremows Gäste.
Korotkow, }
Alexandrow, ein Trunkenbold.
Pjetuschkow, ein verbummelter Maler.
Artemjew.
Ein Musiker.
Ein Offizier.

Der Untersuchungsrichter.
Melnikow, sein Bekannter.
Der Protokollführer.

Petruschin, Fedjas Advokat.
Ein Gerichtsdiener.
Ein junger Advokat.
Ein Arzt.
Ein Offizier.
Eine Dame.
Advokaten, Zuschauer, Richter, Zeugen.

Ein Spezialarzt.
Amme bei Protassows.
Dienstmädchen bei Protassows.
Lakai bei Protassows.
Lakai bei Karenins.
Lakai bei Afremow.
Kellner im Restaurant.
Kellner in der Schenke.
Ein Polizist.
Gäste in der Schenke.

Erstes Bild

Residenz, Wohnung der Protassows. Die Bühne stellt ein kleines Speisezimmer dar. Anna Pawlowna, eine volle, grauhaarige Dame, sitzt im Korsett allein am Teetisch. Die Kinderfrau kommt mit der Teekanne.

Kinderfrau. Darf ich mir etwas heißes Wasser nehmen?

Anna Pawlowna. Bitte. Was macht der kleine Mischa?

Kinderfrau. Er ist unruhig. Nichts schlimmer, als wenn die Damen selbst nähren wollen. Sie haben ihren Kummer und Gram, und das Kind leidet darunter. Was für eine Milch muß solch eine Mutter haben, wenn sie in der Nacht nicht schläft und immer weint!

Anna Pawlowna. Sie scheint sich ja nun beruhigt zu haben.

Kinderfrau. Eine schöne Beruhigung. Nicht mehr zum Ansehen ist's. Immerzu hat sie was geschrieben und dabei geweint.

Sascha kommt herein, zur Kinderfrau. Lisa sucht Sie.

Kinderfrau. Ich komm' schon. Ab.

Anna Pawlowna. Die Kinderfrau sagt, daß sie noch immer weint. Daß sie sich gar nicht beruhigen kann!

Sascha. Nein, Mama, Sie sind^m wirklich gut! Sie verläßt ihren Gatten, den Vater ihres Kindes — und Sie verlangen, daß sie ruhig sein soll!

Anna Pawlowna. Nicht ruhig — aber was geschehen ist, ist geschehen. Wenn ich als Mutter es nicht nur zugelassen habe, sondern sogar froh bin, daß meine Tochter sich von ihrem Manne trennt, so muß er wohl danach sein. Freuen sollte sie sich, statt sich zu grämen, daß sie einen so schlechten Menschen los wird.

Sascha. Wie können Sie nur so reden, Mama! Sie wissen doch, daß das nicht wahr ist. Er ist durchaus kein schlechter, sondern im Gegenteil ein ganz, ganz ausgezeichneter Mensch, trotz seiner Schwächen.

Anna Pawlowna. Ja wirklich, ganz ausgezeichnet! Sobald er Geld in die Finger bekommt, mag es ihm oder sonst jemand gehören . . .

Sascha. Er hat nie fremdes Geld angerührt, Mama!

Anna Pawlowna. Es war das Geld seiner Frau.

Sascha. Er hat aber sein ganzes Vermögen der Frau überlassen.

Anna Pawlowna. Sollte er's vielleicht behalten, wo er sich sagen muß, daß er alles durchbringen würde?

Sascha. Ob er es durchbringt oder nicht — ich weiß nur, daß eine Frau ihren Mann nicht verlassen soll, namentlich einen solchen Mann wie Fedja.

Anna Pawlowna. Nach deiner Meinung soll man also warten, bis er alles verjubelt hat und seine Zigeunerliebchen ins Haus bringt?

Sascha. Er hat keine Liebchen.

Anna Pawlowna. Das ist ja das Unglück, daß er euch alle förmlich behext hat. Nur bei mir verfangen seine Künste nicht: ich durchschaue ihn, und er weiß das. An Lisas Stelle hätte ich ihn nicht erst jetzt, sondern schon vor einem Jahre laufen lassen.

Sascha. Wie leicht Sie das so hinsagen!

Anna Pawlowna. Durchaus nicht leicht. Mir als Mutter fällt es keineswegs leicht, meine Tochter als geschiedene Frau zu sehen. Sei überzeugt, es fällt mir gar nicht leicht! Aber es ist doch immer besser so, als daß ihr junges Leben ganz verkümmert. Nein, ich danke Gott, daß sie jetzt einen Entschluß gefaßt hat, und daß alles zu Ende ist.

Sascha. Vielleicht ist auch noch nicht alles zu Ende.

Anna Pawlowna. Wie? Er braucht nur noch in die Scheidung einzuwilligen.

Sascha. Was ist daran so besonders gut?

Anna Pawlowna. Daß sie noch jung ist und noch glücklich werden kann.

Sascha. Ach, Mama, das ist entsetzlich, was Sie da sagen; Lisa kann doch unmöglich einen andern Mann lieben!

Anna Pawlowna. Warum kann sie das nicht? Wenn sie erst frei ist . . . Es werden sich Leute finden, die tausendmal besser sind als euer Fedja und sich glücklich schätzen werden, Lisa zur Frau zu bekommen.

Sascha. Mama, das ist nicht recht! Ich weiß, Sie denken an Viktor Karenin.

Anna Pawlowna. Warum soll ich nicht an ihn denken? Er liebt sie seit zehn Jahren, und sie liebt ihn.

Sascha. Sie liebt ihn wohl, aber nicht so wie ihren Gatten. Das ist eine Jugendfreundschaft.

Anna Pawlowna. Man kennt diese Jugendfreundschaften. Wenn nur die Hindernisse nicht wären.

Das Stubenmädchen tritt ein.

Anna Pawlowna. Was wollen Sie?

Stubenmädchen. Die gnädige Frau hat den Diener mit einem Briefe zu Viktor Michajlowitsch geschickt.

Anna Pawlowna. Was für eine gnädige Frau?
Stubenmädchen. Jelisaweta Andrejewna, unsere
gnädige Frau.

Anna Pawlowna. Nun, und was weiter?

Stubenmädchen. Viktor Michajlowitsch lassen
sagen, sie würden gleich selbst herkommen.

Anna Pawlowna verwundert. Soeben haben wir
von ihm gesprochen. Ich verstehe nur nicht, warum . . .
Zu Sascha. Weißt du es nicht?

Sascha. Vielleicht weiß ich es, vielleicht auch nicht.

Anna Pawlowna. Immer Geheimnisse!

Sascha. Lisa kommt gleich, sie wird es Ihnen sagen.

Anna Pawlowna kopfschüttelnd, zu dem Stubenmäd-
chen. Der Samowar muß angewärmt werden. Nimm
ihn hinaus, Dunjascha.

Das Stubenmädchen nimmt den Samowar und geht hinaus.

Anna Pawlowna zu Sascha, die sich erhoben hat und
gehen will. Es ist so gekommen, wie ich sagte: sie hat
eben nach ihm geschickt.

Sascha. Sie hat vielleicht in ganz anderer Ab-
sicht nach ihm geschickt.

Anna Pawlowna. In welcher Absicht denn?

Sascha. Jetzt, in diesem Augenblick, gilt ihr
Karenin vielleicht nicht mehr als das Stubenmädchen.

Anna Pawlowna. Nein, nein, du wirst sehen.
Ich kenne sie. Sie ruft ihn. Sie bedarf des Trostes.

Sascha. Ach, Mama, wie wenig kennen Sie
Lisa, daß Sie das annehmen können!

Anna Pawlowna. Nun, du wirst sehen! Und
ich bin sehr, sehr froh darüber.

Sascha. Wir werden ja sehen. Geht, eine Melodie
trällernd, ab.

Anna Pawlowna allein, schüttelt den Kopf und

murmelt vor sich hin. Recht so, laßt sie nur; recht so, laßt sie nur. Ja...

Stubenmädchen tritt ein. Viktor Michajlowitsch sind da.

Anna Pawlowna. Nun, was weiter? Bitte ihn einzutreten, und sag' es der gnädigen Frau.

Das Stubenmädchen ab durch eine nach innen führende Thür.

Viktor Karenin tritt ein, begrüßt Anna Pawlowna. Felisaweta Andrejewna schrieb mir, ich möchte herkommen. Ich beabsichtigte ohnedies, heute abend vorzusprechen, und ich war sehr erfreut... Befindet sich Felisaweta Andrejewna wohl?

Anna Pawlowna. Ich danke; das Kind ist etwas unruhig. Sie wird gleich erscheinen. Betrübt. Ja, ja, es ist eine schwere Zeit. Sie wissen ja alles.

Karenin. Ja. Ich war vorgestern hier, als sein Brief ankam. Ist es denn nun unwiderruflich beschlossen?

Anna Pawlowna. Aber ich bitte Sie — selbstverständlich! Alles das noch einmal durchzumachen, wäre entsetzlich.

Karenin. Da heißt es doch zehnmal ansehen, bevor man den Schnitt führt. Es ist nicht leicht, so ins lebendige Fleisch zu schneiden.

Anna Pawlowna. Gewiß ist's nicht leicht. Aber ihre Ehe war längst angeschnitten. Es war bei weitem nicht so schwer, sie zu zerreißen, als man meinen könnte. Er sieht es selbst ein, daß er nach allem, was vorgefallen, nicht mehr zurückkehren kann.

Karenin. Warum nicht?

Anna Pawlowna. Aber wie können Sie das nur annehmen nach allen seinen gemeinen Streichen — nachdem er geschworen, daß das nicht mehr vor-

kommen wird, und wenn es doch noch einmal vorkommt, daß er dann freiwillig auf alle Rechte eines Gatten verzichtet und ihr die volle Freiheit wiedergibt!

Karenin. Ja — aber was bedeutet die Freiheit einer Frau, die durch die Ehe gebunden ist?

Anna Pawlowna. Diese Ehe wird gelöst werden. Er hat versprochen, in die Scheidung einzuwilligen, und wir bestehen darauf

Karenin. Aber Tselisaweta Andrejewna hat ihn doch so geliebt!

Anna Pawlowna. Ach, ihre Liebe war so harten Prüfungen unterworfen, daß von ihr kaum noch etwas übrig ist. Er ist ein Trunkenbold, er hat sie belogen und betrogen. Kann sie einen solchen Mann noch lieben?

Karenin. Die Liebe verzeiht alles.

Anna Pawlowna. Sie sagen: die Liebe — aber wie soll man denn einen solchen Wäschlappen lieben, auf den man sich in keiner Hinsicht verlassen kann! Was er jetzt wieder angerichtet hat! Sie sieht nach der Tür und erzählt hastig. Der ganze Haushalt ist in Unordnung, alles ist verpfändet und kein Groschen im Hause. Der Onkel schickt endlich zweitausend Rubel, damit wenigstens die Zinsen bezahlt werden. Er verschwindet mit dem Gelde und läßt sich nicht mehr sehen. Die Frau sitzt mit dem kranken Kinde da und wartet und wartet, und endlich kommt ein Brief von ihm, sie solle ihm Wäsche und Kleider schicken.

Karenin. Ja, ja, ich weiß.

Esascha und Lisa treten ein.

Anna Pawlowna. Nun, siehst du — Viktor Michajlowitsch ist auf deinen Ruf erschienen.

Karenin. Ja . . . ich wurde allerdings ein wenig aufgehalten . . . Begrüßt die Schwestern.

Lisa. Ich danke Ihnen. Ich habe eine große Bitte an Sie. Ich habe niemand, an den ich mich sonst damit wenden könnte.

Karenin. Ich stehe gern zur Verfügung.

Lisa. Sie wissen ja alles.

Karenin. Ja, ich weiß alles.

Anna Pawlowna. Ich werde euch allein lassen. Zu Sjascha. Komm, wir wollen sie allein lassen. Ab mit Sjascha.

Lisa. Er hat mir einen Brief geschrieben, in dem er sagt, daß er unsere Beziehungen als gelöst betrachtet. Ich war so . . . sie hält mit Gewalt ihre Tränen zurück . . . so tief getränkt, daß ich . . . Nun, mit einem Wort, ich entschloß mich, mit ihm zu brechen. Und ich antwortete ihm, daß ich seinen Vorschlag annehme.

Karenin. Und nun bereuen Sie Ihren Entschluß wieder?

Lisa. Ja, ich fühle, daß es unrecht war, was ich getan, daß ich mich nicht von ihm zu trennen vermag. Alles, nur das nicht! Nun, und . . . so wollte ich Sie bitten, Viktor, ihm diesen Brief zu überbringen . . . Geben Sie ihm den Brief, und sagen Sie . . . und holen Sie ihn zurück . . .

Karenin verwundert. Ja, aber wie denn?

Lisa. Sagen Sie ihm, daß ich ihn bitte, alles zu vergessen und nach Hause zurückzukehren. Ich könnte ihm einfach den Brief hinschicken. Doch ich kenne ihn: die erste Regung ist, wie immer, gut, dann aber kommt irgend ein fremder Einfluß dazwischen, er wird andern Sinnes und handelt anders, als er wollte.

Karenin. Ich will tun, was ich kann.

Lisa. Sie wundern sich vielleicht, daß ich gerade Sie darum bitte...

Karenin. Nein... das heißt, ich will aufrichtig sein: ja, ich wundere mich...

Lisa. Aber Sie sind mir nicht böse?

Karenin. Kann ich Ihnen überhaupt böse sein?

Lisa. Ich habe Sie deshalb darum gebeten, weil ich weiß, daß Sie ihn lieben.

Karenin. Ihn und Sie. Sie wissen das. Es geschieht um Thretwillen, daß ich ihn liebe, und ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir vertrauen. Ich werde tun, was ich vermag.

Lisa. Ich weiß es. Ich werde Ihnen alles sagen: ich war heute bei Afremow, um in Erfahrung zu bringen, wo er sich aufhält. Man sagte mir, er sei zu den Zigeunern gefahren. Und das gerade ist's, was ich fürchte, diesen Reiz des Phantastischen, Ungebundenen. Ich weiß, wenn er nicht zur rechten Zeit zurückgehalten wird, gerät er ganz auf Abwege. Das muß verhindert werden. Sie wollen also hinfahren?

Karenin. Gewiß, sofort.

Lisa. Fahren Sie hin, suchen Sie ihn auf und sagen Sie ihm, daß alles vergessen ist, daß ich ihn erwarte.

Karenin erhebt sich. Aber wo soll ich ihn suchen?

Lisa. Er ist bei den Zigeunern. Ich bin selbst dort gewesen. Ich stand auf der Treppe und wollte ihm den Brief hineinschicken, doch besann ich mich anders und entschloß mich, Sie zu bitten... Hier ist die Adresse. Sagen Sie ihm also, daß er zurückkehren soll, daß alles gut, alles vergessen ist. Tun Sie es aus Liebe zu ihm und aus Freundschaft für mich.

Karenin. Ich werde alles tun, was ich vermag.
Verneigt sich und geht.

Lisa allein. Ich kann nicht, ich kann nicht. Alles lieber als das. . . ich kann nicht.

Sjascha tritt ein. Nun, hast du hingeschickt?

Lisa nickt bejahend mit dem Kopfe.

Sjascha. Und er sucht ihn wirklich auf?

Lisa. Natürlich.

Sjascha. Warum gerade ihn? Das begreife ich nicht.

Lisa. Wen denn sonst?

Sjascha. Du weißt doch, daß er in dich verliebt ist.

Lisa. Das war einmal und ist längst vorüber.
Wen, meinst du, hätte ich sonst darum bitten sollen?
Glaubst du, daß er zurückkommt?

Sjascha. Ich bin davon überzeugt, weil er doch . . .

Anna Pawlowna tritt ein; Sjascha hält inne. Wo ist Viktor Michajlowitsch?

Lisa. Er ist fort.

Anna Pawlowna. Wohin denn?

Lisa. Ich habe ihn gebeten, etwas für mich zu besorgen.

Anna Pawlowna. Etwas zu besorgen? Warum so geheimnisvoll?

Lisa. Durchaus nicht geheimnisvoll. Ich habe ihn gebeten, Fedja persönlich einen Brief zu übergeben.

Anna Pawlowna. Wem? Fedja? Deinem Manne?

Lisa. Ja.

Anna Pawlowna. Ich dachte, ihr hättet alle Beziehungen zueinander abgebrochen?

Lisa. Ich kann mich nicht von ihm trennen.

Anna Pawlowna. Wie? Dann soll also wieder alles von vorn anfangen?

Lisa. Ich wollte ein Ende machen, ich habe es versucht, aber ich kann nicht. Alles, was Sie wollen, nur keine Trennung von ihm.

Anna Pawlowna. Du willst also, daß er wieder zurückkommt?

Lisa. Ja.

Anna Pawlowna. Du willst diesen abscheulichen Menschen wieder zu dir ins Haus nehmen?

Lisa. Mama, ich bitte Sie, von meinem Gatten nicht in solchem Tone zu reden.

Anna Pawlowna. Er war dein Gatte.

Lisa. Nein, er ist es noch.

Anna Pawlowna. Dieser Verschwender, dieser Trunkenbold, dieser Wüstling — kannst du dich wirklich nicht von ihm trennen?!

Lisa. Warum quälen Sie mich so, Mama? Ich habe es ohnedies schwer genug, und Sie scheinen es darauf angelegt zu haben, es mir noch schwerer zu machen.

Anna Pawlowna. Ich quäle dich? Gut, dann kann ich ja gehen. Ich kann das hier nicht mehr mit ansehen. Lisa schweigt. Ich sehe, daß ihr mich hier nicht haben wollt, daß ich euch im Wege bin. Ist das ein Leben! Ich kann euch nicht begreifen: Jeden Augenblick etwas Neues! Erst willst du dich scheiden lassen, dann fällt dir plötzlich ein, diesen Menschen kommen zu lassen, der in dich verliebt ist . . .

Lisa. Das ist nicht der Fall.

Anna Pawlowna. Wie denn? Karenin hat dir doch einen Antrag gemacht — und du schickst ihn als Boten zu deinem Manne! Willst du vielleicht seine Eifersucht wecken?

Lisa. Mama, das ist schrecklich, was Sie da sagen. Lassen Sie mich!

Anna Pawlowna. Recht so — deine Mutter jagst du aus dem Hause, und den liederlichen Herrn Gemahl holst du dir feierlich zurück. Ich geh' schon, ich gehe. Lebt wohl, Gott segne euch, macht, was ihr wollt. Geht, die Thür hinter sich zuschlagend.

Lisa sinkt auf einen Stuhl. Das fehlte noch!

Sjascha. Nimm's nicht so schwer — alles wird wieder gut werden. Wir werden Mama schon wieder besänftigen.

Anna Pawlowna geht vorüber. Dunjascha, meinen Reisekoffer!

Sjascha. Mama, so hören Sie doch . . . Folgt, der Schwester jubelnd, Anna Pawlowna.

Zweites Bild

Zimmer bei den Zigeunern. Der Chor singt das Lied „Kon Awela“. Fedja liegt in Hemdbärmeln auf dem Diwan, das Gesicht nach oben gewandt. Afremow sitzt gegenüber dem Vorsänger rittlings auf einem Stuhle. Am Tische ein Offizier; auf dem Tische eine Flasche Sekt mit Gläsern. An demselben Tische sitzt ein Musiker, der sich Notizen macht.

Afremow. Fedja, schläfst du?

Fedja erhebt sich. Schwächt nicht! Jetzt kommt „Das Abendrot . . .“

Zigeuner. Noch nicht, Fedor Wassiljewitsch. Jetzt wird erst Mascha ein Solo singen.

Fedja. Gut — aber dann müßt ihr „Das Abendrot“ singen. Streckt sich wieder aus.

Offizier. „Denkst du des Tags“ schlag' ich vor.

Zigeuner. Ist's den Herren recht?

Afremow. Nur zu!

Offizier zum Musiker. Was haben Sie da notiert?

Musiker. Man kommt nicht mit. Jedesmal singen sie es anders, immer in einer andern Tonart. Hier zum Beispiel. Er ruft die andern heran; zu einer Zigeunerin, die hinsieht. Stimmt das so? Er singt.

Zigeunerin. Ganz richtig! Sehr gut!

Fedja erhebt sich. Einen schönen Unsinn wird der zusammennotieren — die ganze Oper wird er sich verhunzen. Nun, Mascha, leg' los, sing' „Denkst du

des Tags“! Nimm die Gitarre dazu! Steht auf, setzt sich gerade vor sie hin und sieht ihr in die Augen.

Mascha singt.

Fedja. Wundervoll! Bravo, Mascha! Nun, und jetzt kommt „Das Abendrot“.

Afremow. Nein, halt mal — erst kommt mein „Grablied“!

Offizier. Warum nennen Sie es ein „Grablied“?

Afremow. Weil ich in meinem Testament verfüge, daß Zigeuner dieses Lied bei meinem Begräbnis singen sollen. Sobald sie loslegen: „Bin gegangen . . .“ — spring' ich aus dem Grabe und bin wieder lebendig. Verstehst du? Zum Musiker. Das müssen Sie sich notieren! . . . Nun, legt los!

Die Zigeuner singen.

Afremow. Ach, war das schön! Und jetzt singt: „Ei, ihr wackren Burschen mein!“

Die Zigeuner singen. Afremow singt allein zwischen zwei Strophen, die der Chor singt. Die Zigeuner lächeln, applaudieren und fahren dann fort zu singen. Afremow setzt sich; das Lied ist zu Ende.

Die Zigeuner. Bravo, Michail Andrejewitsch — wie ein richtiger Zigeuner!

Fedja. Nun, jetzt singt endlich „Das Abendrot“.

Die Zigeuner singen.

Fedja. Das nenn' ich ein Lied! Herrlich, himmlisch, wunderbar! Was alles drin liegt! Wie einen das begeistert — daß man nicht ewig so in Entzücken schwelgen kann!

Musiker notiert. Ja, sehr originell.

Fedja. Originell, sagen Sie? Echt ist's vor allem, echt!

Afremow. Nun, jetzt könnt ihr ausruhen. Nimm die Gitarre und setzt sich zu Katja.

Musiker. Im Grunde genommen ist's ganz einfach, aber dieser Rhythmus!

Fedja macht eine geringschätzigende Handbewegung, geht dann zu Mascha und setzt sich neben sie auf den Diwan. Ach, Mascha, Mascha, was hast du aus meinem Herzen gemacht!

Mascha. Was denn? Wissen Sie auch noch, um was ich Sie gebeten habe?

Fedja. Um Geld, meinst du? Nimm Geld aus seiner Hosentasche. Da, nimm!

Mascha lacht, nimmt das Geld und steckt es hinter ihr Busentuch.

Fedja zu den Zigeunern. Da soll sich ein Mensch auskennen: erst zaubert sie einem den Himmel vor, und dann bittet sie um ein Trinkgeld. Du weißt ja gar nicht, Mädchen, was du tust!

Mascha. Ich weiß es schon, weiß das eine ganz sicher: wenn ich einen lieb habe, sing' ich für ihn ganz besonders schön.

Fedja. Hast du mich denn lieb?

Mascha. Ganz gewiß!

Fedja. Wie herrlich! Küßt sie.

Die Zigeuner und Zigeunerinnen gehen hinaus, nur die Paare bleiben zurück: Afremow mit Katja, der Offizier mit Gascha und Fedja mit Mascha. Der Musiker schreibt. Ein Zigeuner klimpert einen Walzer auf der Gitarre.

Fedja. Ich bin aber verheiratet. Der Chor wird dir's nicht erlauben . . .

Mascha. Was geht mich der Chor an? Ich höre nur auf mein Herz und liebe, wen ich will.

Fedja. Ach, ist mir wohl ums Herz! Und dir?

Mascha. Auch mir ist wohl. Wenn wir nette Gäste haben, muß uns doch wohl sein.

Zigeuner tritt ein, zu Fedja. Ein Herr fragt nach Ihnen.

Fedja. Was für ein Herr?

Zigeuner. Ich kenn' ihn nicht. Fein angezogen ist er, hat 'nen Zobelpelz.

Fedja. Gut, laß ihn eintreten.

Afremow. Wer sollte dich hier suchen?

Fedja. Weiß der liebe Himmel! Wer kann nach mir Sehnsucht haben?

Karenin tritt ein und sieht sich um.

Fedja. Ah, Viktor! Dich hätte ich am wenigsten hier erwartet! Leg' ab. Welcher Zufall führt dich hierher? Nun, nimm Platz! Willst du mal das Lied vom „Abendrot“ hören?

Karenin. Je voudrais vous parler sans témoins.

Fedja. Um was handelt es sich?

Karenin. Je viens de chez vous. Votre femme m'a chargé de cette lettre, et puis . . .

Fedja nimmt den Brief, liest ihn, runzelt die Stirn und lächelt dann freundlich. Sag' mal, Karenin — du weißt, was in dem Briefe steht?

Karenin. Ich weiß es, und ich will dir sagen . . .

Fedja. Halt, halt! Glaube zunächst mal nicht, ich sei betrunken und wisse nicht, was ich rede. Wenn ich auch einen Rausch habe — in dieser Sache sehe ich ganz klar. Nun also: was sollst du mir ausrichten?

Karenin. Ich sollte dich aufsuchen und dir sagen, daß sie . . . dich erwartet. Ich soll dich bitten, alles zu vergessen und zu ihr zurückzukehren.

Fedja hört ihn schweigend an und sieht ihm dabei in die Augen. Ich verstehe nur nicht, warum gerade du . . .

Karenin. Jelisaweta Andrejewna schickte nach mir und ersuchte mich . . .

Fedja. hm . . .

Karenin. Aber ich bitte dich nicht nur im Auftrage deiner Frau, sondern auch aus eigenem Antriebe: komm mit mir nach Hause!

Fedja. Du bist besser als ich. Ach Unsinn, was sag' ich: besser als ich zu sein, ist nicht schwer, denn ich bin ein großer Taugenichts — du bist einfach ein guter, edler Mensch. Und schon das allein bestimmt mich, an meinem Entschlusse nichts zu ändern. Doch ist das nicht der einzige Grund: ich kann es eben nicht tun, und ich will es nicht tun . . . Wie kann ich in diesem Zustande jetzt dorthin gehen?

Karenin. Du kommst jetzt mit zu mir. Ich lasse ihr sagen, daß du zurückkehrst, und morgen . . .

Fedja. Und morgen was? Ich bleibe immer ich, und sie bleibt — sie. Tritt an den Tisch und trinkt. Es ist das beste, den Bahn sofort auszuziehen. Ich habe ihr gesagt, daß sie mir den Laufpaß geben soll, wenn ich noch einmal mein Wort breche. Das ist geschehen — und so ist eben alles aus.

Karenin. Für dich, aber nicht für sie.

Fedja. Wie merkwürdig, daß gerade du dich so bemühest, uns wieder zusammenzubringen!

Karenin will etwas erwidern; Mascha tritt heran.

Fedja fällt ihm ins Wort. Hör' mal jetzt zu, wie sie das „Lied vom Flachs“ singt! Mascha!

Die Zigeuner versammeln sich.

Mascha flüstert. Wie heißt er denn?

Fedja lacht. Wie er heißt? Herr Viktor Michajlowitsch Karenin heißt er.

Die Zigeuner singen ein Begrüßungslied. Karenin hört verlegen zu und fragt dann leise, wieviel er geben soll.

Fedja. Nun, gib fünfundzwanzig.

Karenin gibt das Geld.

Fedja. Großartig! Jetzt das „Lied vom Flachs“!
Die Zigeuner singen. Karenin entfernt sich unbemerkt.

Fedja sieht sich um. Wo ist Karenin? Ausgerückt?
Na, hol' ihn der Teufel!

Die Zigeuner zerstreuen sich im Zimmer.

Fedja setzt sich zu Mascha. Weißt du, wer das ist?
Mascha. Ich hab' seinen Namen schon gehört.

Fedja. Das ist der anständigste Mensch unter der Sonne. Er wollte mich abholen — nach Hause, zu meiner Frau. Sie liebt mich Narren — und ich treib' hier solche Pöffen!

Mascha. Das ist sehr unrecht. Solltest doch hinfahren und sie nicht unglücklich machen.

Fedja. Du sagst, ich soll es tun — und ich sage: nein, ich tu's nicht!

Mascha. Wenn du sie nicht lieb hast, hat's freilich keinen Sinn. Es ist ein eigen Ding um die Liebe.

Fedja. Woher weißt du das?

Mascha. Ich weiß es eben.

Fedja. Küsse mich, Mädchen! Und ihr . . . zu den Zigeunern . . . singt noch das „Lied vom Flachs“ und dann macht Schluß!

Die Zigeuner stimmen ein Lied an.

Fedja. Ach, ist das schön! Wenn man nur nicht wieder erwachte! Wenn man so sterben könnte!

Drittes Bild

Zwei Wochen später. Bei Lisa. Karenin und Anna Pawlowna sitzen im Speisezimmer. Sjascha tritt ein.

Karenin. Nun, wie steht es?

Sjascha. Der Arzt sagt, es sei jetzt keine Gefahr. Nur eine Erkältung müsse vermieden werden.

Anna Pawlowna. Nun, und Lisa ist ganz von Kräften.

Sjascha. Er sagt, es sei ein leichter Fall von Angina. Was ist das? Zeigt nach einem Körbchen.

Anna Pawlowna. Weintrauben. Viktor hat sie mitgebracht.

Karenin. Darf ich bitten?

Sjascha. Lisa ißt gern Weintrauben. Sie ist sehr nervös geworden.

Karenin. Kein Wunder: zwei Nächte ohne Schlaf, ohne Nahrung!

Sjascha lächelnd. Und Sie doch auch!

Karenin. Das ist etwas anderes.

Der Arzt und Lisa treten ein.

Der Arzt eindringlich. So machen wir's also: wechseln Sie den Umschlag jede halbe Stunde, wenn er nicht schläft. Sollte er schlafen, dann stören Sie ihn nicht. Das Einpinseln können Sie lassen. Und sorgen Sie für gleichmäßige Zimmertemperatur . . .

Lisa. Und wenn er wieder keine Lust bekommt?

Der Arzt. Das dürfte kaum wieder eintreten. Sollte es der Fall sein, dann nehmen Sie den In-

halationsapparat. Außerdem geben Sie von den Pulvern eins am Morgen und eins am Abend. Ich werde gleich das Rezept schreiben.

Anna Pawlowna. Wollen Sie nicht ein Glas Tee trinken, Doktor?

Der Arzt. Nein, ich danke, meine Kranken warten. Setzt sich an den Tisch. Sjascha bringt Papier und Tinte.

Lisa. Es ist also wirklich nicht die Bräune?

Der Arzt lächelnd. Ganz ausgeschlossen! Schreibt.

Karenin zu Lisa. Nun, jetzt wird Ihnen aber ein Glas Tee gut tun, oder noch besser: gehen Sie und ruhen Sie sich aus! Blicken Sie doch in den Spiegel, wie Sie aussehen!

Lisa. Jetzt bin ich wieder aufgelebt. Ich danke Ihnen. Da sieht man, was ein wahrer Freund ist! Drückt ihm die Hand. Sjascha geht unwillig auf die Seite. Haben Sie Dank, lieber Freund. Sie haben mir wirklich . . .

Karenin. Was habe ich denn groß getan? Sie haben keinen Anlaß, mir zu danken.

Lisa. Und wer hat seine Nächte geopfert, wer hat uns diese Kapazität zugeführt?

Karenin. Ich bin reichlich belohnt durch die Gewißheit, daß Mika außer Gefahr ist, und vor allem durch Ihre Güte.

Lisa drückt ihm nochmals die Hand und zeigt ihm lächelnd ein Goldstück, das sie in der Hand hält.

Lisa lächelnd. Das ist für den Arzt — nur weiß ich nie, wie man das gibt.

Karenin. Auch ich verstehe das nicht.

Anna Pawlowna. Was verstehen Sie nicht?

Lisa. Wie man dem Arzte das Geld gibt. Er hat mir mehr als das Leben gerettet, und ich gebe ihm Geld! Es hat so etwas Peinliches . . .

Anna Pawlowna. Gib her, ich will es ihm geben. Ich verstehe mich darauf. Die Sache ist sehr einfach.

Der Arzt erhebt sich und reicht das Rezept hin. Diese Pulver also geben Sie ihm, in einem Eßlöffel abgekochten Wassers aufgelöst, und dann . . . Spricht weiter.

Karenin trinkt Tee am Tische; Anna Pawlowna und Sfascha gehen nach vorn.

Sfascha. Ich kann dieses Getue nicht mit ansehen. Sie scheint ganz verliebt in ihn.

Anna Pawlowna. Wunderst du dich darüber?

Sfascha. Abscheulich!

Der Arzt verabschiedet sich von allen und geht hinaus. Anna Pawlowna begleitet ihn.

Lisa zu Karenin. Er ist jetzt so lieb. Sowie ihm besser wurde, begann er sogleich zu lächeln und zu plappern. Ich gehe jetzt zu ihm — und möchte doch auch von Ihnen nicht fortgehen.

Karenin. Trinken Sie erst Tee, essen Sie etwas.

Lisa. Ich habe jetzt nichts nötig. Mir ist jetzt so wohl nach all diesen Ängsten. Bricht in ein Schluchzen aus.

Karenin. Da sehen Sie, wie erschöpft Sie sind!

Lisa. Ich bin so glücklich. Wollen Sie ihn sehen?

Karenin. Sehr gern.

Lisa. Kommen Sie mit. Beide ab.

Anna Pawlowna kehrt zu Sfascha zurück. Was guckst du so finster? . . . Wie gern der Herr Doktor sein Geld nahm — schwapp, hatte er's weg!

Sfascha. Einfach widerwärtig. Jetzt hat sie ihn gar ins Kinderzimmer mitgenommen. Als wenn es ihr Mann oder ihr Bräutigam wäre.

Anna Pawlowna. Was kümmert dich das?

Warum regst du dich so auf? Oder willst du ihn vielleicht heiraten?

Sjascha. Ich? Diese lange Latte? Lieber weiß Gott wen, nur ihn nicht. Ich bin nie auch nur auf den Gedanken gekommen. Ich finde es nur unrecht, daß Lisa, die doch immer noch Fedjas Frau ist, mit einem fremden Manne auf so vertraulichem Fuße steht.

Anna Pawlowna. Er ist ihr doch kein Fremder, er ist ihr Jugendfreund.

Sjascha. Ich sehe es an ihrem Lächeln, an ihren Blicken, daß sie ineinander verliebt sind.

Anna Pawlowna. Wunderst du dich darüber? Er hat ihr während der Krankheit des Kindes so viel Theilnahme gezeigt, stand ihr so hilfreich zur Seite — nun, da fühlt sie sich ihm eben zu Danke verpflichtet. Im übrigen, warum sollte sie Viktor nicht lieb gewinnen und heiraten?

Sjascha. Das wäre schrecklich! Abscheulich, abscheulich!

Rarenin und Lisa treten ein. Rarenin verabschiedet sich schweigend. Sjascha unwillig ab.

Lisa zur Mutter. Was hat sie?

Anna Pawlowna. Ich weiß wirklich nicht.

Lisa seufzt wortlos.

Viertes Bild

Afremows Kabinett. Weingefüllte Gläser auf dem Tische. Gäste. Afremow, Fedja, Stachow — ein Mann mit zottigem Haarwuchs, Butkewitsch — mit glattrasiertem Gesicht, Korotkow — ein Mensch von schmarozerhaftem Wesen.

Korotkow. Und ich sage euch, La belle bois macht das Rennen! Ich halte die Stute für das beste Pferd in Europa. Wetten?

Stachow. Rede nicht, alter Freund. Du weißt doch, daß niemand dir glaubt. Wer sollte mit dir wetten?

Korotkow. Ich sage dir, deine „Windrose“ ist nichts dagegen!

Afremow. Zankt euch doch nicht. Ich will hier Frieden haben. Fragt Fedja, der ist ein Kenner.

Fedja. Beide Pferde sind gut. Es kommt auf den Reiter an.

Stachow. Gussew ist ein Halunke, dem muß man auf die Finger sehen.

Korotkow schreit. Absolut nicht!

Fedja. Regt euch nicht auf — ich will euren Streit schlichten. Wer hat das Derby gewonnen?

Korotkow. Ja doch, aber das hat gar nichts zu sagen, das war Zufall. Wenn Krakus nicht krank geworden wäre, siehst du ...

Ein Lakai tritt ein.

Afremow. Was gibts?

Lakai. Eine Dame ist da, sie fragt nach Fedor Wassiljewitsch.

Afremow. Was für eine Dame?

Lakai. Ich weiß es nicht. Eine richtige Dame ist's.

Afremow. Fedja, eine Dame will dich sprechen.

Fedja erschrocken. Wer ist's?

Afremow. Er weiß es nicht.

Lakai. Soll ich sie in den Salon führen?

Fedja. Wart', ich will erst sehen, wer es ist. Ab.

Korotkow. Wer mag's nur sein? Wahrscheinlich
Mascha ...

Stachow. Was für eine Mascha?

Korotkow. Mascha, die Zigeunerin, sie hat sich
in ihn bis über die Ohren verliebt.

Stachow. Ein Prachtmädel. Und wie sie singt!

Afremow. Wundervoll! Sie und Tanjuscha —
das sind unsere ersten Sterne. Geister haben sie mit
Peter zusammen gesungen.

Stachow. Ein Glückspilz, dieser ...

Afremow. Weil ihn die Weiber lieben? Ich
schenke sie ihm alle.

Korotkow. Ich kann die Zigeunerinnen nicht
leiden, ich finde nichts Schönes an ihnen.

Butkewitsch. Rede doch nicht!

Korotkow. Ich gebe sie alle für eine einzige
Französin hin.

Afremow. Na ja, du bist auch als Feinschmecker
bekannt. Ich will doch mal sehen, wer's ist. Ab.

Stachow. Wenn es Mascha ist, dann bring sie
her, sie kann uns etwas vorsingen. Es ist jetzt nicht
viel los mit den Zigeunern. Die Tanjuscha war früher
mal ein Staatsweib, Teufel noch eins!

Butkewitsch. Sie machen ihre Sache doch nicht
schlechter als früher.

Stachow. Meinst du? Sie singen keine richtigen

Lieder mehr, sondern immer nur diese trivialen Romanzen.

Butkewitsch. Es gibt auch recht hübsche Romanzen.

Korotkow. Willst du wetten: ich lasse sie etwas singen — und du wirst nicht erkennen, ob es ein Lied oder eine Romanze ist!

Stachow. Dieser Korotkow kann ohne Wetten nicht leben.

Afremow tritt ein. Es ist nicht Mascha, meine Herren. Im Salon ist nicht aufgeräumt, er muß die Dame hier empfangen. Gehen wir ins Billardzimmer.

Alle ab. Fedja und Sascha treten ein.

Sascha verwirrt. Verzeih, lieber Fedja, wenn ich dir ungelegen komme, aber hör' mich um Gottes willen an! Ihre Stimme zittert.

Fedja geht im Zimmer auf und ab; Sascha hat sich gesetzt und sieht ihn an.

Sascha. Fedja, kehre nach Hause zurück!

Fedja. Ich kann dich sehr wohl verstehen, meine liebe, kleine Sascha, und ich würde an deiner Stelle ganz ebenso handeln; ich würde nichts unversucht lassen, um alles wieder ins Gleiche zu bringen. Aber wenn du, liebes, kleines Mädchen, in meiner Lage wärst — es klingt ja etwas sonderbar, was ich da sage — du würdest bei deinem Bartgefühl sicherlich ebenso handeln wie ich: würdest deiner Wege gehen, um nicht fremdes Glück zu stören . . .

Sascha. Wieso zu stören? Kann denn Lisa überhaupt ohne dich leben?

Fedja. Ach, Sascha, mein liebes Kind, sie kann es, sie kann es, und sie wird noch glücklich werden, weit glücklicher als mit mir!

Sascha. Niemals!

Fedja. Das scheint dir so. Er hält ihre Hand in der seinen. Doch sehen wir davon ab — die Hauptsache ist: ich kann nicht zurückkehren! Nimm ein Stück Pappe, siehst du, biege es so oder so: hundertmal biegst du es hin und her, und es bleibt ganz, und zum hundert-
understen Male geht es entzwei. So war es zwischen mir und Lisa. Es ist mir gar zu peinlich, ihr in die Augen zu sehen. Und ihr geht es mit mir ebenso, glaub' es!

Sascha. Nein, nein.

Fedja. Du sagst nein — und du weißt doch selbst, daß es so ist.

Sascha. Ich kann nur nach mir selbst urteilen: wenn ich an ihrer Stelle wäre, und du so reden würdest, wie du jetzt redest — das wäre entsetzlich für mich.

Fedja. Ja, für dich ...

Schweigen. Beide sind verlegen.

Sascha erhebt sich. Es soll also dabei bleiben?

Fedja. Es muß sein.

Sascha. Fedja, keh' zurück!

Fedja. Ich danke dir herzlich, meine liebe Sascha. Die Erinnerung an dich wird mir stets lieb und wert sein ... Doch ... leb' wohl, du Gute! Laß mich dich küssen! Küßt sie auf die Stirn.

Sascha bewegt. Nein, ich will nicht Abschied nehmen, ich glaube es nicht und will es nicht glauben ...

Fedja ...

Fedja. Nun, so höre denn. Aber gib mir dein Wort, daß du das, was ich dir sage, niemandem weiter sagst. Gibst du mir dein Wort darauf?

Sascha. Selbstverständlich.

Fedja. So höre also, Sascha: ich bin ihr Gatte, gewiß, und der Vater ihres Kindes — und doch bin

ich für sie überflüssig . . . Halt, halt, unterbrich mich nicht! Du denkst, ich sei eifersüchtig: nicht im geringsten! Erstens habe ich kein Recht, es zu sein, und zweitens habe ich keinen Anlaß dazu. Viktor Karenin ist ihr alter Freund und auch der meinige. Und er liebt sie, und sie liebt ihn.

Esascha. Das ist nicht der Fall!

Fedja. Doch — sie liebt ihn, wie eben eine anständige, moralisch empfindende Frau lieben kann, die ihrem Gatten die eheliche Treue wahrte. Aber sie wird ihn anders lieben, sobald dieses Hindernis . . . Er zeigt auf sich selbst . . . beseitigt sein wird. Und ich werde es beseitigen, und sie werden glücklich sein. Seine Stimme zittert.

Esascha. Fedja, sprich nicht so!

Fedja. Du weißt doch, daß die Sache so liegt, und ich werde mich freuen über ihr Glück, und mir sagen, daß ich nichts Besseres tun konnte. Ich kehre nicht zurück, ich lasse ihnen jede Freiheit und bitte dich, ihnen das nur auszurichten. Und nun sprich nicht, sprich nicht, und leb' wohl! Er küßt sie auf den Kopf und öffnet die Thür.

Esascha. Fedja, ich bin ganz hingerissen!

Fedja. Leb' wohl, leb' wohl! Esascha ab. Ganz vortrefflich, ganz ausgezeichnet! Klingelt. Der Lakai erscheint. Rufen Sie den Herrn . . . Allein. So war's recht!

Afremow tritt ein. Nun, bist du mit ihr fertig geworden?

Fedja. Ganz famos! „Sie hat beteuert, hat geschworen!“ Ganz ausgezeichnet. Wo sind die andern?

Afremow. Sie spielen Billard.

Fedja. Gut, gehen wir zu ihnen — ein Stündchen wollen wir uns noch bewilligen.

Fünftes Bild

Elegantes Boudoir mit gewählter Einrichtung und zahlreichen Andenken. Anna Dmitrijewna Karenina, Viktors Mutter, eine fünfzigjährige grande dame, die sich ein wenig als die Jugendliche gibt und häufig französische Brocken in ihre Rede einflücht, sitzt am Tische und schreibt einen Brief. Ein Lakai tritt ein.

Lakai. Fürst Sergjej Dmitrijewitsch!

Anna Dmitrijewna. Aber selbstverständlich!

Der Lakai ab. Anna Dmitrijewna dreht sich nach dem Spiegel um und glättet ihr Haar. Fürst Abreskow — ein eleganter sechzigjähriger Junggeselle, bis auf den Schnurrbart glattrasiert, ehemaliger Militär, sehr respektabel, mit einem Stich ins Melancholische — tritt ein.

Fürst Abreskow. J'espère que je ne force pas la consigne. Küßt ihr die Hand.

Anna Dmitrijewna. Sie wissen, que vous êtes toujours le bienvenu. Und heute mehr denn je — Sie haben doch meinen Brief erhalten?

Fürst Abreskow. Gewiß — und hier ist die Antwort.

Anna Dmitrijewna. Ach, mein lieber Freund, il est ensorcelé! positivement ensorcelé! Ich bin bei ihm nie einem solchen Eigensinn, einem solchen Troß, einer solchen Rücksichtslosigkeit und Gleichgültigkeit gegen mich begegnet. Er ist wie umgewandelt, seit diese Frau sich von ihrem Manne getrennt hat.

Fürst Abreskow. Ja — was ist denn nun? Wie liegen die Dinge?

Anna Dmitrijewna. Er setzt alles daran, um sie zu heiraten.

Fürst Abreskow. Und ihr Mann?

Anna Dmitrijewna. Er ist bereit, sich scheiden zu lassen.

Fürst Abreskow. So—o!

Anna Dmitrijewna. Ja — darauf läßt er, Viktor, sich ein, und hat jetzt den ganzen Schmutz auf dem Halse, die Advokaten, die Schuldbeweise ... Tout cela est dégoûtant! Das alles widert ihn gar nicht an! Ich verstehe ihn nicht. Er, der sonst so feinfühlig, so schüchtern ist ...

Fürst Abreskow. Er liebt sie. Wenn der Mensch wahrhaft liebt, dann ...

Anna Dmitrijewna. Gewiß — aber warum konnte die Liebe denn in unsern Tagen ein reines Gefühl bleiben, ein Freundschaftsverhältnis, das durchs ganze Leben anhielt? Eine solche Liebe kann ich verstehen und schätzen.

Fürst Abreskow. Das junge Geschlecht von heute läßt sich eben nicht mehr an den idealen Beziehungen genügen. La possession de l'âme ne leur suffit plus. Was fangen wir nun an, was soll mit ihm geschehen?

Anna Dmitrijewna. Ich möchte am liebsten gar nicht daran denken. Er ist wie behext, wie ausgewechselt. Sie wissen ja, daß ich bei diesen Leuten war — er bat mich so, und ich fuhr hin, traf sie aber nicht an und ließ nur meine Karte da. Elle m'a fait demander, si je pourrais la recevoir. Heute um zwei Uhr ... sie sieht auf die Uhr ... wollte sie kommen, sie muß gleich da sein. Ich habe Viktor versprochen, sie zu empfangen, aber versehen Sie sich in meine Lage! Ich wußte mir nicht mehr zu helfen und schickte nach alter Gewohnheit zu Ihnen. Ich bedarf Ihres Beistandes!

Fürst Abreskow. Ich danke Ihnen.

Anna Dmitrijewna. Sie werden begreifen, daß

dieser Besuch für Viktors Schicksal von entscheidender Bedeutung ist. Ich muß entweder meine Einwilligung verweigern . . . aber wie kann ich das?

Fürst Abreskow. Sie kennen sie noch gar nicht?

Anna Dmitrijewna. Ich habe sie nie gesehen. Aber ich fürchte mich vor ihr. Eine Frau, die ihren Mann, einen so guten Menschen, verläßt, kann unmöglich gut sein. Er ist ja Viktors Kollege gewesen und hat bei uns verkehrt. Er war ein reizender Mensch. Doch wie er auch gewesen sein mag, quels que soient les torts qu'il a eus vis-à-vis d'elle — sie darf ihren Mann nicht verlassen, sie muß ihr Kreuz tragen. Das eine begreife ich nicht, wie Viktor es mit seinen Überzeugungen vereinigen kann, eine geschiedene Frau zu heiraten. Wie oft hat er, noch neuerdings, in meiner Gegenwart, die Meinung verfochten, daß die Ehescheidung dem Geiste des wahren Christentums widerspreche, und nun läßt er sich selbst auf so etwas ein! Si elle a pu le charmer à un tel point . . . Ich fürchte mich wirklich vor ihr . . . Doch nun habe ich Sie hergebeten, um Ihren Rat zu hören, und rede selbst in einem fort. Wie denken Sie über die Sache? Was soll nach Ihrer Meinung geschehen? Haben Sie mit Viktor gesprochen?

Fürst Abreskow. Ich habe mit ihm gesprochen. Und ich glaube, er liebt sie in einem Maße, daß er ganz von dieser Liebe beherrscht wird. Er ist ein Mensch, der für Gefühle schwer zugänglich ist, doch um so zäher an ihnen festhält. Was sich einmal in seinem Herzen eingenistet hat, das ist nicht wieder herauszubringen. Er wird nie eine andere lieben als sie, und kann nicht glücklich werden mit einer andern.

Anna Dmitrijewna. Und wie gern würde ihn

zum Beispiel Warja Kasanzewa heiraten! Was für ein Mädchen ist das, und wie liebt sie ihn ...

Fürst Abreskow lächelt. C'est compter sans son hôte. Das ist jetzt ganz ausgeschlossen. Und ich meine, es ist besser, nachzugeben und ihm bei der Verwirklichung seiner Heiratspläne zu helfen.

Anna Dmitrijewna. Eine geschiedene Frau soll er heiraten, deren erster Gatte ihm jeden Augenblick über den Weg läuft? Ich begreife nicht, wie Sie so ruhig darüber sprechen können. Kann eine Mutter ihrem Sohne — und noch dazu einem Sohne wie Viktor — wohl eine solche Partie wünschen?

Fürst Abreskow. Was ist da zu machen, liebe Freundin? Gewiß wäre es besser, er hätte ein Mädchen geheiratet, das Sie kennen und lieb haben, aber wenn das nicht geht ... Und dann, wenn er noch eine Zigeunerin heiraten wollte, oder sonst was in der Art ... Aber Lisa Protassowa ist ein sehr nettes, liebes Geschöpf. Ich kenne sie durch meine Nichte Nelli: sie ist eine bescheidene, gutherzige, makellose Frau.

Anna Dmitrijewna. Eine makellose Frau, die ihrem Manne wegläuft!

Fürst Abreskow. Ich erkenne Sie nicht wieder: Sie sind nicht gut, Sie sind unbarmherzig! Ihr Mann gehört zu den Leuten, von denen man sagt, sie hätten außer sich selbst keinen Feind. Aber er ist in noch höherem Maße der Feind seiner Frau. Er ist ein schwacher, moralisch ganz gesunkener, dem Trunke ergebener Mensch. Er hat sein ganzes Vermögen und ihr ganzes Vermögen durchgebracht — sie hat ein Kind ... wie können Sie eine Frau verurteilen, die einen solchen Mann verlassen hat? Übrigens hat nicht sie ihn, sondern er sie verlassen.

Anna Dmitrijewna. O, welcher Schmutz, welcher Schmutz! Und ich soll mich damit besudeln!

Fürst Abreskow. Und Ihre Religion?

Anna Dmitrijewna. Ja, ja, wir sollen verzeihen — „wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“ ... Mais c'est plus fort que moi ...

Fürst Abreskow. Wie sollte sie weiterleben mit einem solchen Menschen? Und wenn sie auch keinen andern liebte, hätte sie diesen Schritt doch tun müssen. Schon um ihres Kindes willen. Er selbst, ihr Mann, der in nüchternem Zustande ganz brav und verständig ist, rät ihr, es zu tun.

Rarenin. tritt ein, küßt der Mutter die Hand und begrüßt den Fürsten Abreskow.

Rarenin. Ich wollte Ihnen nur sagen, Mama: Tselisaweta Andrejewna wird gleich hier sein, und ich werde sie empfangen. Ich bitte Sie nur um eins, wenn Sie immer noch gegen meine Heirat sind ...

Anna Dmitrijewna fällt ihm ins Wort. Gewiß bin ich dagegen!

Rarenin fährt finster fort. Dann bitte ich Sie dringend, nichts davon zu sagen, daß Sie dagegen sind und kein entscheidendes Wort in diesem Sinne zu sprechen.

Anna Dmitrijewna. Ich denke doch, daß von solchen Dingen überhaupt nicht gesprochen werden wird. Ich wenigstens werde auf keinen Fall davon anfangen.

Rarenin. Und sie noch weniger. Ich wollte nur, daß Sie sie kennen lernen.

Anna Dmitrijewna. Ich kann nur eins nicht begreifen: wie du deine Absicht, diese Frau Protassowa, mit dem lebenden Ehemann, zu heiraten, mit deiner religiösen Überzeugung in Einklang bringen kannst.

Du hast doch die Ehescheidung stets als etwas Unchristliches bezeichnet!

Karenin. Mama, Sie sind unbarmherzig. Wir sind doch alle miteinander nicht so unfehlbar, daß unser Handeln nicht gelegentlich einmal von unserer Überzeugung abweicht, zumal das Leben so verwickelt ist. Warum sind Sie gegen mich so unerbittlich hart, Mama?

Anna Dmitrijewna. Ich liebe dich, und ich will dein Glück.

Karenin zu Abrestow. Sergjej Dmitrijewitsch!

Fürst Abrestow. Gewiß, Sie wollen sein Glück, aber wir mit unsern grauen Haaren können die Jugend nur noch schwer begreifen. Und besonders schwer mag das für eine Mutter sein, die über das Glück ihres Sohnes ihre eigne Ansicht hat. Alle Frauen sind so.

Anna Dmitrijewna. Ja, ja, reden Sie nur. Alle sind gegen mich. Gewiß, du kannst es tun, vous etes majeur . . . Aber mich machst du dadurch unglücklich.

Karenin. Ich erkenne Sie nicht wieder. Das ist mehr als grausam.

Fürst Abrestow zu Karenin. Hör' auf, Viktor. Mama ist in ihren Worten strenger als in ihrem Handeln.

Anna Dmitrijewna. Ich werde sagen, was ich denke und fühle, und ich werde es sagen, ohne sie zu verletzen.

Fürst Abrestow. Davon bin ich überzeugt. Ein Lakai tritt ein. Da ist sie schon.

Karenin. Ich gehe.

Lakai. Jelisaweta Andrejewna Protassowa!

Karenin. Ich gehe jetzt. Mama, ich bitte Sie. . . Ab.

Fürst Abrestow erhebt sich gleichfalls.

Anna Dmitrijewna. Ich lasse bitten. Zum Fürsten Abreskow. Nein, bleiben Sie.

Fürst Abreskow. Ich meine, es wird Ihnen leichter fallen, sie unter vier Augen zu sprechen.

Anna Dmitrijewna. Nein, ich fürchte mich. Seht nervös hin und her. Wenn ich mit ihr allein bleiben will, werde ich Ihnen ein Zeichen geben, ça dépendra ... Aber gleich von Anfang an so mit ihr zu zweien — das würde mich befangen machen. Ich werde dann so machen ... Macht ihm ein Zeichen.

Fürst Abreskow. Einverstanden. Ich bin überzeugt, daß sie Ihnen gefallen wird. Nur seien Sie gerecht.

Anna Dmitrijewna. Wie ihr doch alle gegen mich seid!

Lisa tritt ein, im Hute, im Besuchsleide.

Anna Dmitrijewna erhebt sich. Es tat mir so leid, daß ich Sie neulich nicht traf — und nun haben Sie die Liebenswürdigkeit, selbst herzukommen!

Lisa. Ich hatte es gar nicht erwartet ... Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mich zu sehen wünschten.

Anna Dmitrijewna zeigt nach dem Fürsten Abreskow. Sie sind miteinander bekannt?

Fürst Abreskow. Gewiß, ich hatte die Ehre, vorgestellt zu werden. Drückt Lisa die Hand und setzt sich. Meine Nichte Nelli hat mir oft von Ihnen gesprochen.

Lisa. Ja, wir waren miteinander sehr befreundet. Blickt schüchtern zu Anna Dmitrijewna hin. Und wir halten auch jetzt noch Freundschaft. Zu Anna Dmitrijewna. Ich hatte nie erwartet, daß Sie den Wunsch haben würden, mich zu sehen.

Anna Dmitrijewna. Ich habe Ihren Mann gut gekannt. Er war mit Viktor befreundet und ver-

kehrte in unserem Hause, bevor er nach Tambow ging. Dort hat er Sie ja wohl geheiratet?

Lisa. Ja, wir haben dort geheiratet.

Anna Dmitrijewna. Als er dann wieder nach Moskau zurückkehrte, kam er nicht mehr zu mir.

Lisa. Nein, er hat fast nirgends verkehrt.

Anna Dmitrijewna. Und hat mich auch nicht mit Ihnen bekannt gemacht. Verlegenes Schweigen.

Fürst Abreskow. Ich sah Sie das letzte Mal bei Denissows, an dem Theaterabend. Es war sehr nett da, Sie haben auch mitgespielt?

Lisa. Nein ... das heißt: ja, gewiß, ich erinnere mich. Ich habe mitgespielt. Erneutes Schweigen. Verzeihen Sie, Anna Dmitrijewna, wenn Ihnen das unangenehm sein sollte, was ich sagen werde — aber ich verstehe es nicht, mich zu verstellen. Ich bin hierher gekommen, weil Viktor Michajlowitsch sagte ... weil er, das heißt ... weil Sie mich sehen wollten ... es ist wohl am besten, alles zu sagen ... Beginnt zu schluchzen ... Es ist mir so weh ums Herz ... und Sie sind so gut ...

Fürst Abreskow. Ich werde lieber gehen.

Anna Dmitrijewna. Ja, gehen Sie.

Fürst Abreskow. Auf Wiedersehen! Verabschiedet sich von beiden und geht.

Anna Dmitrijewna. Hören Sie, Lisa ... ich weiß Ihren Vatersnamen nicht, und ich will ihn auch nicht wissen ...

Lisa. Andrejewna ...

Anna Dmitrijewna. Nun, das ist auch gleich —

Lisa. Ich bedaure Sie, Sie sind mir sympathisch. Aber ich liebe Viktor. Ich liebe auf der ganzen Welt nur dieses eine Wesen. Ich kenne seine Seele so genau

wie die meinige. Es ist eine stolze Seele. Schon als siebenjähriger Knabe war er stolz — nicht auf seinen Namen oder seinen Reichtum, sondern auf seine Reinheit, seine sittliche Unberührtheit, die er sich zu erhalten wußte. Er ist so rein wie ein junges Mädchen.

Lisa. Ich weiß es.

Anna Dmitrijewna. Er hat nie ein Weib geliebt. Sie sind die erste. Ich kann nicht sagen, daß ich nicht auf Sie eifersüchtig bin. Ich bin eifersüchtig. Aber wir Mütter — Ihr Söhnchen ist noch klein, Sie können das noch nicht so fühlen — wir müssen nun einmal darauf gefaßt sein, sie zu verlieren. Ich hatte mich darauf vorbereitet, ihn einer Frau zu überlassen, ohne eifersüchtig zu werden. Doch sollte es eine sein, die ebenso rein wäre wie er ...

Lisa. Und ich ... bin ich etwa ...

Anna Dmitrijewna. Verzeihen Sie mir — ich weiß, Sie sind ohne Schuld, Sie sind unglücklich. Und ich kenne ihn: er ist jetzt bereit, das zu tragen, und er wird es auch später tragen, ohne ein Wort zu sagen, aber er wird leiden ... sein verletzter Stolz wird darunter leiden, und er wird nicht glücklich sein.

Lisa. Ich habe darüber nachgedacht.

Anna Dmitrijewna. Lisa, meine Liebe — Sie sind eine gute, verständige Frau, und wenn Sie ihn aufrichtig lieben, schätzen Sie sein Glück sicher höher als das Ihrige. Ist das aber der Fall, dann werden Sie gewiß nicht wollen, daß er sich bindet und später bereut, wenn er auch nie, nie ein Wort sagen wird.

Lisa. Ich weiß, daß er nie ein Wort sagen wird. Ich habe darüber nachgedacht und mir diese Frage vorgelegt. Und ich habe es ihm auch gesagt, aber was soll ich tun, wenn er mir darauf entgegnet, er wolle

ohne mich nicht leben? Ich sagte zu ihm: Wir wollen Freunde bleiben, aber richten Sie es so ein, daß Sie Ihr reines Leben nicht mit meinem unreinen verbinden. Doch er wollte nichts davon hören.

Anna Dmitrijewna. Und er will es auch jetzt nicht.

Lisa. Überreden Sie ihn, daß er von mir lassen soll. Ich bin einverstanden. Ich liebe ihn um seines, nicht um meines Glückes willen. Helfen Sie mir nur, und hassen Sie mich nicht. Wir wollen ihn gemeinsam lieben und nur an sein Glück denken.

Anna Dmitrijewna. Ja, ja ... ich habe Sie liebgewonnen. Küßt sie; Lisa weint. Und doch ... und doch ... es ist furchtbar! Hätte er sich in Sie verliebt, bevor Sie noch verheiratet waren ...

Lisa. Er sagt, er habe mich damals schon geliebt, doch habe er dem Glücke eines andern nicht in den Weg treten wollen.

Anna Dmitrijewna. Ach, wie schrecklich ist das alles! Aber wir wollen einander bei alledem doch recht lieb haben, Gott wird uns schon helfen, das Rechte zu finden.

Karenin tritt ein. Meine gute Mama! Ich habe alles gehört. Sie haben sie liebgewonnen — ich habe es nicht anders erwartet. Alles wird nun gut werden.

Lisa. Sie haben alles gehört — wie peinlich ist mir das! Ich hätte es nicht gesagt ...

Anna Dmitrijewna. Nun, es ist noch nichts entschieden. Ich kann nur soviel sagen: wenn nicht alle diese widrigen Umstände wären, würde ich mich freuen ... Küßt sie.

Karenin. Bleiben Sie, bitte, bei dieser Meinung.

Sechstes Bild

Ein ärmlich eingerichtetes Zimmer: ein Bett, ein Schreibtisch, ein Diwan. Fedja allein am Schreibtisch. Es klopft an der Tür. Eine weibliche Stimme hinter der Tür: „Warum hast du dich eingeschlossen, Fedor Wassiljewitsch? So mach' doch auf, Fedja ...“

Fedja öffnet die Tür. Wie nett, daß du gekommen bist! Ich langweile mich ganz entsetzlich.

Mascha. Warum bist du nicht bei uns gewesen? Du trinkst wohl wieder einmal? Ach, du! Und dabei hast du versprochen, es zu lassen!

Fedja. Du weißt, daß ich kein Geld habe.

Mascha. Warum habe ich mich nun in dich verliebt?

Fedja. Mascha!

Mascha. Ach, was — Mascha, Mascha! Wenn du mich wirklich liebtest, hättest du dich längst scheiden lassen. Auch jene drängen dich. Du sagst, daß du sie nicht liebst — und hängst doch immer noch an ihr fest. Du willst eben nicht ...

Fedja. Du weißt doch, warum ich es nicht will.

Mascha. Ach, das ist alles Unsinn. Die Leute haben schon recht, wenn sie dich einen Schwächer nennen.

Fedja. Was soll ich dir darauf antworten? Soll ich dir sagen, daß deine Worte mich schmerzen? Das kannst du dir selbst sagen.

Mascha. Gar nichts schmerzt dich ...

Fedja. Du weißt selbst, daß mir einzig deine Liebe auf dieser Welt noch Freude macht.

Mascha. An meiner Liebe fehlt's nicht — aber du liebst mich nicht!

Fedja. Ich brauche dir nicht erst das Gegenteil zu versichern. Es hat keinen Zweck — du weißt selbst, wie es damit steht.

Mascha. Warum quälst du mich nur so, Fedja?

Fedja. Wie — ich soll dich quälen?

Mascha weint. Du bist nicht gut.

Fedja tritt auf sie zu und umarmt sie. Mascha! Warum weinst du? Hör' doch auf! Leben muß man, und nicht jammern! Du hast am wenigsten Ursache dazu, mein herziges, schönes Kind.

Mascha. Liebst du mich?

Fedja. Wen sollte ich sonst noch lieben?

Mascha. Keine außer mir ... Nun lies, was du geschrieben hast.

Fedja. Es wird dich langweilen.

Mascha. Wenn du es geschrieben hast, wird's schon gut sein.

Fedja. Hör' also. Er liest. „Ich hatte mich im Spätherbst mit einem Freunde verabredet, daß wir uns am Murygina-Platz treffen wollten. Dieser Platz war eine größere Insel mit starken Vorsprüngen. Es war ein trüber, warmer, stiller Tag. Der Nebel ...“

In der Tür erscheinen Maschas Eltern, der alte Zigeuner Iwan Makarowitsch und die Zigeunerin Nastasja Iwanowna.

Nastasja Iwanowna tritt auf ihre Tochter zu. Hierher läufft du also, du Frauenzimmer, du Herumtreiberin! Habe die Ehre, gnädiger Herr! Zur Tochter. Was fällt dir eigentlich ein — he?

Iwan Makarowitsch zu Fedja. Nicht schön ist's, was du tust, Herr! Machst das Mädchel nur unglücklich. Nein, gar nicht schön ist's von dir!

Nastasja Iwanowna. Nimm dein Tuch um, und marsch nach Hause! Weggelaufen ist sie uns!

Was soll ich dem Chor sagen? Läßt sich mit solch einem Habenicht's ein! Was hast du von dem?

Mascha. Ich habe mich mit niemandem eingelassen. Ich liebe den Herrn, weiter nichts. Ich will auch im Chor bleiben und singen, aber daß . . .

Iwan Makarowitsch. Red' noch ein Wort, dann reiß ich dir den Bopf aus. Du Dirne! Von wem hast du das gelernt? Von deinen Eltern und Verwandten gewiß nicht. Und von dir, Herr, ist's schlecht gehandelt. Wir haben dich gern gehabt, haben dir so manchesmal umsonst was vorgesungen, weil du uns leid getan hast. Und wie hast du's uns vergolten?

Nastasja Iwanowna. Um nichts hast du unsere Tochter zu Grunde gerichtet, unser Goldkind, unsere Einzige, unsern Augapfel, unsere Herrliche, Unschätzbare! In den Schmutz hast du sie getreten — so hast du's uns vergolten! Du hast keinen Gott im Herzen!

Fedja. Du hast mich in falschem Verdacht, Nastasja Iwanowna — deine Tochter ist mir wie eine Schwester. Ihre Ehre ist mir heilig, denke nichts Schlimmes von uns. Und daß ich sie lieb habe — dafür kann ich nicht.

Iwan Makarowitsch. Als Sie noch Geld hatten, haben Sie sie nicht geliebt. Hätten Sie damals zehntausend Rubel für den Chor gespendet, dann hätten Sie sie in Ehren bekommen. Jetzt, wo Sie alles durchgebracht haben, entführen Sie sie heimlich. Eine Schande ist's, Herr, eine Schande!

Mascha. Er hat mich nicht entführt, ich bin selbst zu ihm gekommen. Und wenn ihr mich jetzt wegbringt, geh' ich doch wieder zu ihm. Ich liebe ihn, abgemacht, und meine Liebe ist stärker als alle eure Schlösser. Ich will ihn eben lieben.

Nastasja Iwanowna. Nun, meine Maschenka, mein Herzblättchen, sei nicht trotzig. Es war nicht recht von dir — nun, komm schon!

Iwan Makarowitsch. Rede nicht erst lange. Marsch! Nimm Mascha bei der Hand. Leben Sie wohl, Herr. Alle drei ab.

Fürst Abreskow tritt ein.

Fürst Abreskow. Verzeihen Sie — ich bin wider Willen Zeuge einer peinlichen Szene geworden.

Fedja. Mit wem habe ich die Ehre? . . . Erkennt ihn. Ah, Fürst Sergjej Dmitrijewitsch! Begrüßt ihn.

Fürst Abreskow. Einer unangenehmen Szene, ja — ich wünschte wohl, daß ich nichts gehört hätte. Doch da ich es einmal gehört habe, so halte ich es für meine Pflicht, zu sagen, daß ich es gehört habe. Man hatte mich hierher gewiesen, und ich mußte an der Tür warten, bis diese Herrschaften gegangen waren, um so mehr, als mein Klopfen wohl über den sehr lauten Stimmen nicht gehört wurde.

Fedja. Ja, ja. Bitte näher zu treten. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das mitgeteilt haben, das gibt mir ein Recht, Ihnen diese Szene zu erklären. Was Sie dabei über mich denken, ist mir gleich. Ich möchte Ihnen jedoch von vornherein bemerken, daß die Vorwürfe, die, wie Sie hörten, dem jungen Mädchen gemacht wurden, ganz ungerecht sind. Sie ist eine Zigeunerin, die im Chor mitsingt. Sie ist in sittlicher Beziehung ohne Makel. Meine Beziehungen zu ihr sind rein freundschaftliche, und wenn vielleicht ein gewisser poetischer Hauch darauf ruht, so kann dies der weiblichen Ehre dieses Mädchens nichts anhaben. Das ist's, was ich Ihnen sagen wollte . . . Womit kann ich Ihnen sonst dienen? Was verschafft mir die Ehre?

Fürst Abreskow. Ich wollte mir zunächst gestatten . . .

Fedja. Verzeihen Sie, Fürst — meine gesellschaftliche Stellung ist eine solche, und meine Bekanntschaft mit Ihnen eine so oberflächliche, daß ich nur annehmen kann, Ihr Besuch gelte irgend einer geschäftlichen Angelegenheit. Um was handelt es sich also?

Fürst Abreskow. Sie haben es erraten: ich habe allerdings ein Anliegen an Sie. Aber ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß die Veränderung Ihrer gesellschaftlichen Stellung in keiner Weise mein Verhalten gegen Sie beeinflussen kann.

Fedja. Ich bin vollkommen überzeugt davon.

Fürst Abreskow. Es handelt sich darum, daß meine alte Freundin Anna Dmitrijewna Karenina und ihr Sohn mich gebeten haben, von Ihnen persönlich in Erfahrung zu bringen, in welchem Verhältnis — Sie gestatten mir wohl, diesen Ausdruck anzuwenden — Sie zu ihrer Gattin Felisaweta Andrejewna Protassowa stehen.

Fedja. Mein Verhältnis zu meiner Gattin — ich kann wohl sagen: zu meiner früheren Gattin — ist vollkommen gelöst.

Fürst Abreskow. Das hatte ich auch angenommen. Und nur unter dieser Voraussetzung hatte ich diese schwierige Mission übernommen.

Fedja. Ich beeile mich, zu erklären, daß nicht sie die Schuld daran trägt, sondern ich allein, daß ich schuldig bin im weitesten Sinne des Wortes. Sie bleibt eine makellose Frau, wie sie es immer gewesen ist.

Fürst Abreskow. Und nun bin ich von Viktor Karenin, besonders aber von seiner Mutter, ersucht

worden, mich bei Ihnen nach Ihren weiteren Absichten zu erkundigen.

Fedja hitzig. Was für Absichten? Ich habe gar keine Absichten. Ich habe sie ganz frei gegeben. Und noch mehr: ich werde ihre Ruhe niemals stören. Ich weiß, daß sie Viktor Karenin liebt — mir ist's recht. Ich halte ihn für einen sehr langweiligen, doch dabei sehr guten und ehrenhaften Menschen, und ich glaube, daß sie mit ihm, wie man zu sagen pflegt, glücklich sein wird. *Que le bon Dieu les bénisse* — das ist alles, was ich sagen kann.

Fürst Abreskow. Ja, aber wir möchten . . .

Fedja fällt ihm ins Wort. Glauben Sie nicht etwa, daß ich auch nur eine Spur von Eifersucht empfinde. Wenn ich Viktor langweilig nannte, so nehme ich das Wort zurück. Er ist ein vortrefflicher, ehrenhafter, durch und durch moralischer Mensch, fast das gerade Gegenteil von mir. Er liebt sie seit ihrer Kindheit, und vielleicht liebte auch sie ihn schon, als sie mich heiratete. Solch eine Liebe, von der niemand etwas weiß, hat oft den allergrößten Reiz. Sie hat ihn nach meiner Ansicht stets geliebt, aber als anständige Frau wagte sie das nicht einmal sich selbst einzugestehen. Doch es lag wie ein Schatten über unserem Eheleben . . . übrigens, ich mache Ihnen da Geständnisse . . .

Fürst Abreskow. Ich bitte Sie, weiterzusprechen. Glauben Sie mir, daß der Wunsch, in diesen Dingen ganz klar zu sehen, für mich in erster Linie bestimmend war, als ich mich zu diesem Besuche bei Ihnen entschloß. Ich verstehe Sie. Ich begreife, daß ein solcher Schatten, wie Sie es zutreffend nannten, vorhanden sein konnte.

Fedja. Ja, er war vorhanden; vielleicht war das

der Grund, daß das Glück, welches sie mir gab, mich nicht befriedigte, und daß ich auf der Suche nach dem Glück auf Abwege geriet. Doch das klingt fast, als wollte ich mich rechtfertigen. Das will ich nicht, und das kann ich auch nicht. Ich war ein schlechter Ehemann — war es, kann ich getrost sagen, denn in meinem Bewußtsein bin ich längst nicht mehr ihr Gatte. Sie ist nach meiner Auffassung in jeder Beziehung frei. Das ist die Antwort, die ich Ihnen, soweit Ihre Mission in Betracht kommt, zu geben vermag.

Fürst Abreskow. Ja, aber Sie kennen Viktors Familie und ihn selbst. Seine Beziehungen zu Felisaweta Andrejewna waren stets die allerehrbarsten und werden es stets bleiben. Er hat ihr beigestanden, als sie in schwieriger Lage war.

Fedja. Ja, ich habe durch mein Lotterleben ihre Annäherung gefördert. Was ist da schon zu machen, es hat wohl so sein sollen.

Fürst Abreskow. Sie wissen, daß er sowohl wie seine Familie sich zu streng rechtgläubigen Ansichten bekennen. Ich teile diese Ansichten nicht. Ich sehe die Dinge von einem weniger engen Gesichtspunkte an, doch achte und begreife ich ihren Standpunkt. Ich begreife, daß für ihn, und namentlich für seine Mutter, eine Verbindung zwischen Mann und Frau ohne den Segen der Kirche undenkbar ist.

Fedja. Ich kenne seine . . . primitiv konservative Auffassung dieser Dinge. Was wünschen die Herrschaften also? Die Scheidung! Ich habe ihnen längst erklärt, daß ich bereit bin, mich scheiden zu lassen, aber die Bedingung, daß ich formell und feierlich alle Schuld auf mich nehmen soll, samt all der Lüge, die damit verbunden ist, erscheint mir doch gar zu drückend.

Fürst Abreskow. Ich verstehe Sie vollkommen und teile Ihre Auffassung. Aber was soll geschehen? Ich meine, es wird sich doch irgendwie arrangieren lassen. Aber, wie gesagt: Sie haben vollkommen recht. Es ist eine starke Zumutung, und ich' begreife Sie.

Fedja drückt ihm die Hand. Ich danke Ihnen, lieber Fürst. Ich kannte Sie stets als einen Mann von ehrenwerter, edler Gesinnung. Sagen Sie also — was soll ich tun? Wozu raten Sie mir? Versetzen Sie sich einmal ganz in meine Lage! Ich will nicht besser erscheinen, als ich bin. Ich bin ein Taugenichts, gewiß. Aber es gibt Dinge, die ich nicht so ohne weiteres fertig bekomme. Ich bekomme es zum Beispiel nicht fertig, zu lügen.

Fürst Abreskow. Ich muß mich über Sie wundern. Sie sind ein Mann von Fähigkeiten, ein guter Kopf, und besitzen ein so feines Gefühl für das, was gut und recht ist. Wie konnten Sie so auf Abwege geraten und vergessen, was Sie sich selbst schuldig sind? Wie war es möglich, daß Sie sich selbst so zu Grunde gerichtet haben?

Fedja bewegt, sucht seine Tränen zurückzuhalten. Zehn Jahre schon führe ich dieses lasterhafte Leben, und zum erstenmal in dieser ganzen langen Zeit hat ein Mann wie Sie mir seine Teilnahme gezeigt. Nur meine Bechkumpane — und die Weiber — haben mich sonst bedauert, aber daß ein verständiger, guter Mensch wie Sie so mit mir spricht . . . Ich danke Ihnen! . . . Wie ich so weit sinken konnte? Da ist zunächst mal der Branntwein . . . Nicht, als ob er mir besonders schmeckte — aber wenn ich so über mich und mein Leben nachdenke, dann fühle ich jedesmal, daß alles verfehlt ist, und dann schäme ich mich so. Auch jetzt,

da ich mit Ihnen rede, schäme ich mich. Den Adelsmarschall zu spielen, im Aufsichtsrat einer Bank zu sitzen — das alles scheint mir ein Anlaß, sich zu schämen. Trinkt man, dann verliert sich dieses Schamgefühl Na, und die Musik — nicht die hohe Oper, oder Beethoven, sondern die Zigeunermusik — die belebt einen so, flößt einem solches Kraftgefühl ein. Und dazu kommen noch ein Paar liebe, schwarze Augen und ein holdes Lächeln. Und je tiefer einen das packt, je mehr es einen anzieht — desto mehr schämt man sich dann nachträglich.

Fürst Abrestow. Nun, und die Arbeit?

Fedja. Auch damit hab' ich's versucht. Aber ich taugte nicht dazu, fand keine Befriedigung darin. Doch was erzähl' ich Ihnen da von mir — ich danke Ihnen! ...

Fürst Abrestow. Was soll ich also sagen?

Fedja. Sagen Sie, ich würde ihren Wunsch erfüllen. Sie wollen heiraten, wollen, daß jedes Ehehindernis beseitigt werde?

Fürst Abrestow. So ist's ...

Fedja. Ich werde das Meinige dazu tun. Sagen Sie, ich würde es bestimmt tun.

Fürst Abrestow. Wann?

Fedja. Warten Sie mal: sagen wir, innerhalb vierzehn Tagen. Genügt das?

Fürst Abrestow erhebt sich. Darf ich das ausrichten?

Fedja. Ja, Sie dürfen es. Leben Sie wohl, Fürst — nochmals meinen Dank.

Fürst Abrestow ab.

Fedja sitzt eine ganze Weile schweigend da, lächelt. Vortrefflich, ganz vortrefflich! Es muß sein, es muß sein, es muß sein! Ganz famos!

Siebentes Bild

Besonderes Kabinett in einem Restaurant. Ein Kellner führt Fedja herein.

Kellner. Hierher, bitte. Hier wird Sie niemand stören. Das Papier bring' ich sofort.

Iwan Petrowitsch Alexandrow tritt ein. Pro-tassow! Darf ich hereinkommen?

Fedja ernst. Bitte, komm herein; ich bin freilich beschäftigt... aber komm nur.

Iwan Petrowitsch. Du schreibst ihnen wohl die Antwort auf ihre Forderungen? Ich will sie dir diktieren — ich würde nicht einen Zoll breit nachgeben. Ich sage meine Meinung immer gerade heraus und handle mit Entschlossenheit.

Fedja zum Kellner. Eine Flasche Champagner! Der Kellner entfernt sich; Fedja zieht einen Revolver aus der Tasche und legt ihn neben sich. Wart' ein Weilchen.

Iwan Petrowitsch. Was ist das? Erschießen willst du dich? Das ist gar nicht dumm — ich verstehe dich: sie wollen dich demütigen, du aber wirst ihnen zeigen, wer du bist! Dich wird die Kugel töten, sie aber dein Großmuth! O, ich begreife dich, ich begreife überhaupt alles, weil ich nämlich ein Genie bin.

Fedja. Gewiß, gewiß. Nur...

Der Kellner bringt eine Flasche Champagner, sowie Papier und Tintenfaß.

Fedja bedeckt den Revolver mit einer Serviette. Entkorke sie! Laß uns trinken! Sie trinken; dann beginnt Fedja zu schreiben. Wart' ein Weilchen.

Iwan Petrowitsch. Auf deine... große Wander-

fahrt! Ich stehe über der Sache. Ich werde dich nicht zurückhalten. Ich stehe jenseits von Leben und Tod. Ich sterbe im Leben und lebe im Tode. Du tötest dich, damit zwei Menschen Gewissensbisse empfinden. Und ich . . . ich werde mich töten, damit die ganze Welt begreift, was sie verloren hat. Ich werde nicht schwanken, nicht überlegen — ein Griff . . . ergreift den Revolver . . . ein Knall — und alles ist vorbei. Aber es ist noch zu früh . . . legt den Revolver zurück. Schreiben würde ich überhaupt nichts, mögen sie's von selbst begreifen! . . . Ach, ihr . . .

Fedja schreibt. Wart' ein Weilchen.

Iwan Petrowitsch. Ein jämmerliches Pack, diese Menschen — wie sie herumwimmeln, wie sie sich abraufen! Und nichts begreifen sie, rein gar nichts! Ich rede nicht zu dir, ich äußere nur so meine Gedanken. Was ist's denn, das der Menschheit not tut? Nur sehr wenig: daß sie ihre Genies zu würdigen weiß. Und sie hat ihre Genies zu allen Zeiten gekreuzigt, ins Exil getrieben, gefolttert . . . Nein, ich will nicht euer Spielzeug sein. Ich werde eure ganze Niedertracht enthüllen. War-r-tet, ihr Heuchler!

Fedja hat zu Ende geschrieben, leert sein Glas und liest für sich, was er schrieb. Nun geh, bitte.

Iwan Petrowitsch. Sehen, sagst du? Nun denn, leb' wohl. Ich halte dich nicht zurück. Auch ich werde diesen Weg gehen — doch ist's noch zu früh. Ich will dir nur sagen . . .

Fedja. Ja, mein Lieber, du wirst es mir sagen, aber später . . . Jetzt hätte ich eine Bitte an dich: übergib doch das hier . . . gibt ihm Geld . . . dem Wirt und frage nach, ob nicht ein Brief oder sonst etwas für mich angekommen ist. Tu mir den Gefallen.

Iwan Petrowitsch. Schön. Du wartest also, bis ich zurück bin? Ich habe dir noch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Etwas, das du nicht nur in dieser Welt, sondern auch im Jenseits nicht zu hören bekommen wirst, ehe ich nicht drüben angelangt bin . . . Soll er das Ganze haben?

Fedja. So viel er zu bekommen hat.

Iwan Petrowitsch ab. Fedja atmet erleichtert auf und verschließt hinter Iwan Petrowitsch die Tür. Dann nimmt er den Revolver, spannt den Hahn, setzt die Waffe an die Schläfe an, erschauert und läßt die Hand mit der Waffe langsam sinken.

Fedja brüllt auf. Nein, ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht! Es klopft an der Tür. Wer ist da?

Mascha hinter der Tür. Ich.

Fedja. Wer denn? Ach, Mascha! Öffnet die Tür.

Mascha. Ich war bei dir, bei Popow, bei Afremow, und dann dachte ich mir, daß du hier sein könntest. Sieht den Revolver. Das ist ja schön! Nein, bist du dumm! Zu dumm! Willst du dich wirklich . . .

Fedja. Ich bring' es nicht fertig.

Mascha. Und an mich denkst du gar nicht? Ach, du gottloser Mensch! Was aus mir wird, ist ihm ganz gleich! Ach, Fedor Wassiljewitsch, wie sündhaft ist das! Das ist der Lohn für meine Liebe!

Fedja. Ich wollte sie freigeben, hab's ihnen versprochen . . . Und ich kann nicht lügen.

Mascha. Und ich?

Fedja. Was ist mit dir? Auch du würdest frei werden. Willst du dich noch weiter mit mir herumquälen?

Mascha. Gewiß will ich das. Ich kann nicht ohne dich leben.

Fedja. Was für ein Leben wirst du mit mir führen! Und so wirst du eine Zeitlang weinen und dann den Schmerz überwinden.

Mascha. Gar nicht werde ich weinen! Hol' dich der Teufel, wenn dir so wenig an mir liegt! Weint.

Fedja. Mascha, meine Herzensfreundin — ich wollt's doch so machen, wie es am besten wäre!

Mascha. Ja — für dich am besten!

Fedja lächelt. Wieso denn für mich, wenn ich mich doch töte!?

Mascha. Gewiß ist's für dich so am besten. Sag', was bezweckst du eigentlich damit?

Fedja. Was ich damit bezwecke? Sehr vieles.

Mascha. Was denn? Was?

Fedja. Zunächst hab' ich ein Versprechen gegeben, und das muß ich halten. Ich kann nicht lügen, kann diese widerwärtigen Förmlichkeiten nicht erfüllen, die die Scheidung nötig macht . . .

Mascha. Was ist denn daran so widerwärtig?

Fedja. Frei werden sollen sie doch, das habe ich nun einmal beschlossen. Warum sie noch länger auf die Folter spannen — zwei so vortreffliche Menschen . .

Mascha. Möcht' wissen, was an ihr so vortrefflich ist — wenn sie dich verlassen konnte!

Fedja. Nicht sie hat mich verlassen: ich bin von ihr gegangen.

Mascha. Nun ja, schon gut, schon gut. Du hast alle Schuld, und sie ist ein Engel. Hast du sonst noch was zu sagen?

Fedja. Höchstens noch das eine, daß du ein gutes, liebes Mädel bist, und daß ich dich liebe, aber dich unglücklich machen würde, wenn ich am Leben bliebe.

Mascha. Das ist nicht mehr deine Sache. Daß ich unglücklich werde, weiß ich auch ohnedies.

Fedja seufzt. Vor allem . . . was ist mein Leben? Ich sehe doch selbst, daß ich ganz herunter bin und zu

nichts mehr taue. Aller Welt bin ich eine Last, und mir selbst am meisten, wie dein Vater sagt. Unnütz und überflüssig.

Mascha. Unsinn! Ich hab' dich nun mal lieb gewonnen und lasse nicht von dir. Und daß du ein schlechtes Leben führst, daß du trinkst und herumschwärmst — nun, du bist doch ein lebendiger Mensch, gewöhn' dir's doch ab!

Fedja. Das ist leicht gesagt.

Mascha. Tu's doch!

Fedja. Wenn ich dich so ansehe, glaub' ich fast, daß es mit mir noch anders werden könnte.

Mascha. Ganz sicher! Wirst sehen, alles kann noch gut werden. Sieh den Brief. Was ist das? Du hast ihnen geschrieben? Was hast du geschrieben?

Fedja. Was ich geschrieben habe? . . . Nimmt den Brief und will ihn zerreißen. Es ist jetzt nicht mehr nötig . . .

Mascha entreißt ihm den Brief. Du hast wohl geschrieben, daß du dich umgebracht hast? Ja? Hast du was von der Pistole geschrieben? Oder nur so, vom Umbringen?

Fedja. Ich schrieb, daß ich aus dem Leben scheide.

Mascha. Gib her, gib her! Ich habe mal ein Buch gelesen — darin kommt einer vor, Rachmanow heißt er, glaub' ich, der will auch seine Frau freigegeben und stellt sich, als sei er ertrunken . . . Kannst du schwimmen?

Fedja. Nein.

Mascha. Das ist gut. Du gibst deine Kleider her, alles, auch die Briefftasche.

Fedja. Wozu?

Mascha. Wart' nur, wart', wart'! Wir fahren nach deiner Wohnung, dort ziehst du dich um.

Fedja. Aber das ist doch . . . Betrug!

Mascha. Was tut's? Du warst baden, deine Kleider sind am Ufer geblieben. Und im Rock wird man deine Brieftasche finden und diesen Brief.

Fedja. Nun — und dann?

Mascha. Und dann? Dann reisen wir ab und freuen uns des Lebens.

Iwan Petrowitsch tritt ein. Ei, seht doch! Und der Revolver? Den behalt' ich für mich.

Mascha. Nimm ihn, nimm ihn — wir brauchen ihn nicht mehr.

Achtes Bild

Gastzimmer bei Protassows. Karenin und Lisa.

Karenin. Er hat es so bestimmt zugesagt, daß ich überzeugt bin, er wird sein Versprechen halten.

Lisa. Es ist mir peinlich, es zu sagen — aber ich gestehe es offen, daß ich mich jetzt erst innerlich frei fühle, nachdem ich von seinen Beziehungen zu dieser Zigeunerin gehört habe. Ich glaube nicht, daß das Eifersucht ist — es ist wirklich nur das Gefühl der Befreiung. Wie soll ich Ihnen das klar machen . . .

Karenin. Schon wieder „Ihnen“!

Lisa lächelnd. Also dir. Aber lassen Sie . . . laß mich dir sagen, was ich fühle. Was mich ganz besonders quälte, war, daß ich die Empfindung hatte, als sei meine Liebe zwischen zweien geteilt. Das bedeutete nichts anderes, als daß ich eine unmoralische Frau bin.

Karenin. Du — eine unmoralische Frau!?

Lisa. Seit ich jedoch wußte, daß er es mit einer andern hält, daß er meiner nicht mehr bedarf, hatte ich das befreiende Gefühl, daß ich, ohne zu lügen, sagen kann, mein Herz gehöre Ihnen . . . gehöre dir. Jetzt ist es licht geworden in meiner Seele, und nur meine Lage bedrückt mich noch. Diese Scheidung . . . das quält einen alles so . . . diese Erwartung . . .

Karenin. Über kurz oder lang wird alles erledigt sein. Wir haben seine Zusage — und dann habe ich auch meinen Sekretär gebeten, mit dem Bittgesuch zu ihm zu gehen und ihn nicht eher zu verlassen, als

bis er unterschrieben hat. Wenn ich ihn nicht besser kennen würde, müßte ich annehmen, daß er es absichtlich tut.

Lisa. Nein, das ist nicht der Fall. Es ist immer daselbe bei ihm: seine Schwäche und seine Aufrichtigkeit. Er will nicht die Unwahrheit sagen. Es war vielleicht nicht richtig, ihm Geld zu schicken.

Karenin. Doch, es war besser so — die Sache hätte sonst leicht einen Aufenthalt erleiden können.

Lisa. Geld hat immer etwas Anrüchiges.

Karenin. Nun, er dürfte in diesem Punkte nicht so penibel sein.

Lisa. Was für Egoisten sind wir doch!

Karenin. Ja, ich bekenne mich als solchen. Aber daran bist du selbst schuld. Nach dieser langen, hoffnungslosen Wartezeit bin ich jetzt so glücklich. Und das Glück macht egoistisch. Du, nur du bist schuld.

Lisa. Nicht dir allein geht es so — auch ich fühle eine solche Seligkeit, ich schwelge in dieser Fülle des Glückes. Mein Mika ist wieder gesund, und deine Mutter liebt mich, und du liebst mich — und ich vor allem — ich, ich liebe!

Karenin. Wirklich? Und du wirst es nicht bereuen? Wirst nicht anderen Sinnes werden?

Lisa. Von jenem Tage an hat sich alles in mir gewandelt.

Karenin. Und es kann sich nicht wieder wandeln?

Lisa. Niemals. Ich wünschte nur das eine: daß die Vergangenheit für dich ebenso vollständig erledigt sein möchte wie für mich.

Die Kinderfrau erscheint mit dem Kleinen. Der Kleine geht zur Mutter hin, sie nimmt ihn auf den Schoß.

Karenin. Was für unglückliche Menschen sind wir doch!

Lisa. Wie denn? Küßt das Kind.

Karenin. Als du ihn geheiratet hattest und ich bei meiner Rückkehr aus dem Auslande dies erfuhr und dich für immer verloren zu haben glaubte, da war ich sehr unglücklich. Um so froher war ich, als ich dann erfuhr, daß du doch noch an mich dachtest. Schon damit war ich zufrieden. Als dann unsere Beziehungen sich freundschaftlich gestalteten und ich fühlte, daß du mir wohlgesinnt warst, daß in unserer Freundschaft ein winziges Fünkchen von einem Gefühle erglomm, das mehr als Freundschaft war, da war ich schon beinahe glücklich. Mich quälte nur der Gedanke, daß ich Fedja gegenüber nicht ehrlich sei. Doch war ich andererseits fest davon überzeugt, daß zwischen uns, so wie ich mich und dich kannte, jede andere Beziehung ausgeschlossen war, als die einer ehrlichen Freundschaft zwischen dem Freunde des Gatten und der Gattin. Und so machte ich mir darüber gar keine Gedanken und fand mich mit dem, was mir zuteil geworden, vollkommen ab. Als dann Fedja dich zu quälen begann und ich fühlte, daß ich dir eine Stütze bin, und daß du Angst hast vor meiner Freundschaft, da war ich schon wirklich glücklich, und eine unbestimmte Hoffnung begann in mir zu keimen. Und als er dann vollends unmöglich wurde und du den Entschluß faßttest, ihn zu verlassen, als ich zum ersten Male dir alles gestand und du nicht „nein“ sagtest, sondern in Tränen von mir gingst, da kannte mein Glück keine Grenzen, und wenn man mich gefragt hätte, was ich mir noch wünsche, dann hätte ich geantwortet: nichts. Doch nun zeigte sich die Möglichkeit, unser Leben zu vereinigen, meine Mutter gewann dich lieb, jene Möglichkeit begann sich zu verwirklichen, du sagtest mir,

daß du mich geliebt hast und mich liebst, dann sagtest du mir, wie soeben noch, daß er für dich nicht existiere, daß du mich allein liebst — was, sollte man meinen — was fehlte mir da noch am vollen Erdenglück? Und jetzt — jetzt quält mich die Vergangenheit, ich möchte, daß diese Vergangenheit nicht wäre, daß das, was an sie erinnert, nicht existierte . . .

Lisa vorwurfsvoll. Viktor!

Karenin. Verzeih mir, Lisa. Das, was ich sage, sage ich darum, weil ich nicht will, daß in mir auch nur ein Gedanke wäre, der dir verborgen bleibt. Alles das habe ich absichtlich gesagt, um dir zu zeigen, wie schlecht ich bin, wie ich sehr wohl weiß, daß ich ein Egoist bin, daß ich mit mir selbst ringen und mich überwinden muß. Und ich habe mich überwunden. Ich liebe ihn.

Lisa. So ist's recht! Von meiner Seite ist alles geschehen: mein Herz schlägt nur für dich, nur du allein hast darin Raum, alles ist daraus verschwunden, außer dir.

Karenin. Alles?

Lisa. Ja, alles, alles. Du kannst es glauben.

Ein Lakai tritt ein.

Lakai. Herr Wosnessenskij!

Karenin. Ah — er bringt die Antwort von Fedja.

Lisa zu Karenin. Lassen Sie ihn hier eintreten!

Karenin erhebt sich und geht nach der Thür. Endlich eine Antwort!

Lisa übergibt das Kind der Kinderfrau. Endlich! Wird sich nun alles entscheiden, Viktor? Küßt ihn.

Wosnessenskij tritt ein.

Karenin. Nun?

Wosnessenskij. Er war nicht zu Hause.

Karenin. Nicht zu Hause? Und er hat das Bittgesuch nicht unterschrieben?

Wosnessenskij. Das Bittgesuch ist nicht unterschrieben, doch ist ein Brief da, an Sie und Jelisaweta Andrejewna. Zieht einen Brief aus der Tasche und reicht ihn Karenin. Als ich nach seiner Wohnung kam, sagte man mir, er sei im Restaurant. Ich ging hin, und da sagte mir Fedor Wassiljewitsch, ich möchte in einer Stunde wiederkommen, dann würde ich eine Antwort vorfinden. Ich kam hin, und man gab mir diesen Brief...

Karenin. Nochmals Ausflüchte, Verschleppungen?! Nein, das ist nicht mehr schön. Er ist wirklich tief gesunken.

Lisa. So lies doch — was schreibt er?

Karenin öffnet den Brief.

Wosnessenskij. Benötigen Sie meiner noch?

Karenin. Nein, leben Sie wohl. Ich danke Ihnen... Stutzt, während er den Brief liest.

Lisa. Was denn? Was ist denn?

Karenin. Das ist entsetzlich!

Lisa greift nach dem Briefe. Lies!

Karenin liest. „Lisa und Viktor, ich wende mich an Euch beide. Ich will nicht lügen, indem ich Euch ‚lieb‘ oder ‚teuer‘ nenne. Ich kann das Gefühl der Bitterkeit und des Unwillens nicht verwinden — des Unwillens über mich selbst, der mich ergreift und mich peinigt, wenn ich an Euch, an Eurer Liebe, an Euer Glück denke. Ich weiß alles. Ich weiß, daß ich als Ehemann das entscheidende Wort zu sprechen habe, und daß es scheint, als halte ich Euch durch allerhand Quengeleien hin. C'est moi, qui suis l'intrus. Aber ich kann eben das Gefühl der Bitterkeit und der Kälte gegen

Euch nicht los werden. Theoretisch liebe ich Euch beide, namentlich Lisa, Lisanka — aber in Wirklichkeit bin ich mehr als kühl. Ich weiß, daß ich Unrecht habe, doch ich kann nicht anders.“

Lisa. Was will er eigentlich?

Rarenin fährt fort zu lesen. „Doch zur Sache. Eben dieses Gefühl, das mein Herz in zwei Teile zerspaltet, veranlaßt mich — und zwar auf andere Weise, als Ihr es wolltet — Euren Wunsch zu erfüllen. Zu lügen, eine alberne Komödie aufzuführen, die Leute im Konsistorium zu bestechen — alle solche Gemeinheiten sind mir im höchsten Maße zuwider. Wie tief ich auch in anderer Beziehung stehen mag, an dieser Gemeinheit kann ich nicht teilnehmen, ich kann es einfach nicht. Es gibt aber einen anderen Ausweg, der sehr einfach ist, und den ich auch einschlagen will: Ihr wollt heiraten, um glücklich zu werden, und ich stehe dem im Wege, also muß ich mich eben aus dem Wege schaffen.“

Lisa faßt nach Rarenins Arm. Viktor!

Rarenin liest weiter. „Aus dem Wege schaffen. Und das tue ich. Wenn Ihr diesen Brief in Händen habt, bin ich nicht mehr. PS. Es war nicht recht, daß Ihr mir zur Durchführung der Ehescheidung Geld geschickt habt. Das war mir sehr unangenehm, und es schickte sich nicht für Euch. Doch es ist nun mal geschehen. Ich habe so oft gefehlt, warum sollt nicht auch Ihr einmal einen Fehler machen? Das Geld geht wieder an Euch zurück. Mein Ausweg ist kürzer, billiger, einfacher und sicherer. Um eins bitte ich Euch: seid mir nicht böse und behaltet mich in gutem Andenken. Und zum Schluß noch eine Bitte: es lebt hier ein Uhrmacher Jewgenjew, könnt Ihr dem nicht auf die

Beine helfen? Er ist ein schwacher Mensch, aber sehr brav. Lebt wohl. Fedja.“

Lisa. Er hat sich getötet! Ja . . .

Karenin klingelt und eilt in das Vorzimmer. Rufen Sie Herrn Wosnessenskij zurück!

Lisa. Ich wußte es, wußte es! Fedja, mein lieber Fedja!

Karenin. Lisa!

Lisa. Es ist nicht wahr, nicht wahr, daß ich ihn nicht liebte und nicht liebe. Nur ihn allein habe ich geliebt, und liebe ihn noch. Und ich habe ihn ins Unglück, in den Tod getrieben! Laß mich!

Wosnessenskij tritt ein.

Karenin. Wo ist Fedor Wassiljewitsch? Was hat man Ihnen gesagt?

Wosnessenskij. Man jagte mir, er sei am Morgen fortgegangen, habe diesen Brief zurückgelassen und sei nicht wiedergekehrt.

Karenin. Ich muß Genaueres wissen — ich verlasse dich jetzt, Lisa.

Lisa. Verzeih mir, doch auch ich vermag nicht zu lügen. Laß mich jetzt allein. Geh, frag', was geschehen ist!

Neuntes Bild.

Schmutziger Raum in einem Wirtshause. An einem Tische Gäste, die Tee oder Branntwein trinken. Im Vordergrund ein kleiner Tisch; an dem Tische Fedja, der ganz heruntergekommen und zerlumpt aussieht, und Pjetuschkow, ein höflicher Mensch von sanftem Wesen, mit langem Haar, wie ein Geistlicher aussehend. Beide haben einen leichten Rausch.

Pjetuschkow. Ich verstehe, ich verstehe. Das nenne ich echte Liebe. Nun, und was weiter?

Fedja. Ich würde nichts sagen, wenn ein Mädchen unserer Kreise solche Gefühle offenbarte und für den Mann, den sie liebt, alles opferte — aber eine Zigeunerin, die von Anfang an so erzogen wurde, daß sie nur an Erwerb und Gewinn denkt — ist bei der eine so reine, so selbstlose Liebe nicht geradezu überraschend? Alles gibt sie hin, nichts verlangt sie für sich. Dieser Kontrast vor allem!

Pjetuschkow. Ganz recht — wir Maler nennen das „valeur“ — wie das Rot erst dann recht zur Geltung kommt, wenn ringsum das Grün vorherrscht. Doch das nur nebenbei. Ich verstehe, ich verstehe.

Fedja. Ja, und das ist, glaube ich, die einzige gute Handlung, die ich auf meinem Konto habe: daß ich ihre Liebe nicht mißbrauchte. Und wissen Sie, warum?

Pjetuschkow. Aus Mitleid?

Fedja. Nein. Nicht Mitleid war es, was ich für sie empfand. Sie war für mich stets etwas Heiliges, das ich nicht anzutasten wagte, und wenn sie sang —

ach, und wie sang sie, und wie singt sie noch jetzt! — da blickte ich nur so voll Anbetung zu ihr auf. Wenn ich sie nicht unglücklich gemacht habe, so geschah es darum, weil ich sie so innig liebte. Ja, ich habe sie wirklich geliebt — und das ist eine so schöne, schöne Erinnerung für mich. Trinkt.

Pjetuschkow. Ich verstehe, ich verstehe — so ideal!

Fedja. Ich kann es Ihnen ja sagen: ich habe auch so meine kleinen Liebschaften gehabt. Einmal war ich in eine schöne, vornehme Dame verliebt, und ich liebte sie auf so häßliche, hündische Art, und sie gab mir ein Rendezvous. Ich ging aber nicht hin, weil ich es dem Manne gegenüber für eine Gemeinheit hielt. Und es ist merkwürdig: heute noch möcht' ich jedesmal, wenn ich daran zurückdenke, mich darüber freuen und mir ein Lob erteilen, daß ich damals ehrenhaft gehandelt habe, in Wirklichkeit aber fühle ich Reue darüber, als hätte ich eine Sünde begangen. Hier aber, bei Mascha, ist das Gegenteil der Fall. Ich bin so froh, so froh, daß ich mein Gefühl für sie durch keine Schuld entweiht habe. Ich kann noch tiefer sinken, kann ganz und gar verkommen . . .

Pjetuschkow. Ich verstehe, ich verstehe. Wo ist sie denn jetzt?

Fedja. Ich weiß es nicht. Und ich will es auch nicht wissen. Das sind alles Dinge, die einem andern Leben angehören. Ich will es mit meinem jetzigen Leben nicht vermischen.

Am hinteren Tische läßt sich das Geschrei einer Frau vernehmen. Der Wirt erscheint mit einem Polizisten, und sie wird abgeführt. Fedja und Pjetuschkow beobachten schweigend die Szene.

Pjetuschkow, nachdem es am hinteren Tische still geworden. Ja, Sie haben ein merkwürdiges Leben geführt.

Fedja. Im Gegenteil, ein sehr einfaches. Wer in den Kreisen, denen ich entstamme, geboren ist, der hat nur drei Möglichkeiten zur Auswahl. Entweder kann er ein Amt bekleiden, kann Geld verdienen und den Schmutz, in dem wir leben, vermehren — das war mir zuwider, oder vielleicht verstand ich es auch nicht, vor allem aber war es mir zuwider. Oder er kann diesen Schmutz bekämpfen, doch dazu muß er ein Held sein, und der bin ich nie gewesen. Oder endlich drittens: er sucht zu vergessen, wird liederlich, trinkt und singt — das habe ich getan, und soweit hab' ich's damit gebracht.

Pjetuschkow. Nun, und das Familienleben? Ich wäre glücklich, wenn ich eine Frau hätte, die mich liebte. Mich hat meine Frau zu Grunde gerichtet.

Fedja. Sie sagen: Familienleben. Ja . . . meine Gattin war eine ideale Frau. Sie ist noch am Leben. Doch was soll ich dir sagen: es fehlten die Rosinen im Kuchen. Es war keine Harmonie in unserem Eheleben, verstehst du. Es fehlte mir etwas darin — die Musik, das Spiel, denn ich wollte ja vergessen. Und da begann ich über die Stränge zu schlagen und vernachlässigte sie. Nun lieben wir die Menschen, siehst du, immer nur um des Guten willen, das wir ihnen antun, und hassen sie um des Bösen willen, das sie von uns erleiden. Und ich habe ihr sehr, sehr viel Böses angetan, während sie mich zu lieben schien.

Pjetuschkow. Warum sagen Sie „schien“?

Fedja. Weil ich mir nie darüber klar war; nie hat sie mir so tief ins Herz geschaut, wie Mascha. Doch wie sollte sie auch: sie trug ein Kind unterm Herzen, und sie nährte es — und ich trieb mich tagelang herum und kam betrunken nach Hause. Und darum eben, um

des Unrechts willen, das ich an ihr beging, liebte ich sie immer weniger und weniger. Ja. In begeistertem Tone. Eben geht mir's durch den Kopf; darum liebe ich auch Mascha so herzlich: weil ich ihr immer nur Gutes tat, und nie Böses. Ja, darum liebe ich sie. Und jene hab' ich gequält — nicht, weil ich sie nicht liebte . . . doch nein, ich habe sie nicht geliebt. Eifersüchtig war ich, ja — aber auch das ging vorüber.

Artemjew, ein Mann mit einer Rotarde, gefärbtem Schnurrbart und geflicktem Anzuge, tritt an die beiden heran.

Artemjew. Guten Appetit! Verneigt sich vor Fedja. Na, haben Sie sich mit unserem Künstler bekannt gemacht?

Fedja kühl. Ja, wir kennen uns.

Artemjew zu Pjetuschkow. Hast du das Porträt fertig gemalt?

Pjetuschkow. Nein, ich kam nicht damit zu Rande.

Artemjew setzt sich zu ihnen. Ich störe doch nicht?

Fedja und Pjetuschkow schweigen.

Pjetuschkow. Fedor Wassiljewitsch erzählte von seinem Leben.

Artemjew. Geheimnisse? Dann will ich nicht stören. Ich reiß' mich nach eurer Gesellschaft nicht, ihr Schafsköpfe. Setzt sich an den Nachbartisch und bestellt ein Glas Bier. Er belauscht die ganze Unterhaltung Fedjas und Pjetuschkows, indem er sich zu ihnen vorbeugt.

Fedja. Ich kann diesen Kerl nicht leiden.

Pjetuschkow. Er hat's übel genommen.

Fedja. Laß ihn. Ich kann nicht anders. Ich bin einmal so. Wenn solch ein Mensch dabeisitzt, gehen mir die Worte nicht von der Zunge. Mit Ihnen plaudre ich gern, es macht mir Vergnügen. Wo war ich also stehen geblieben?

Pjetuschkow. Sie sagten, Sie seien eifersüchtig

gewesen. Wie sind Sie denn mit Ihrer Frau auseinandergekommen?

Fedja. Ach . . . nachdentlich . . . das ist eine merkwürdige Geschichte. Meine Frau ist wieder verheiratet.

Pjetuschkow. Sie sind geschieden?

Fedja. Nein. Lächelt. Sie war Witwe geworden.

Pjetuschkow. Wie soll ich das verstehen?

Fedja. Ganz wörtlich: sie war Witwe geworden. Ich existiere doch nicht mehr.

Pjetuschkow. Wieso denn?

Fedja. Na, eben — so! Ich bin nicht mehr am Leben. Ich bin ein Leichnam. Artemjew beugt sich weiter vor und spitzt die Ohren. Sehen Sie nämlich . . . Ihnen kann ich's ja erzählen! Es ist schon eine ganze Zeit her, und meinen Namen kennt ja schließlich niemand, auch Sie nicht. Die Sache war also die: als ich meine Frau bis zum Äußersten getrieben hatte, als alles durchgebracht war und sie es gar nicht mehr mit mir aushielt, da erschien ihr Beschützer auf der Bildfläche; Sie brauchen nicht gleich an etwas Schlimmes zu denken — nein, der Mann war mein Freund und ein sehr braver, lieber Mensch, nur in allem das gerade Gegenteil von mir. Und da in mir weit mehr Schlechtes als Gutes steckt, so war und ist er natürlich ein sehr guter Mensch: ein Ehrenmann, ein Mann von Charakter und von strenger Sittsamkeit, überhaupt ein tugendhafter Mensch. Er kannte meine Frau seit ihrer Kindheit, und er liebte sie, und als sie mich heiratete, trug er sein Schicksal mit Gelassenheit. Als ich dann aber schlecht zu ihr war und sie quälte, kam er häufiger zu uns. Ich selbst hatte es gewünscht. Sie faßte eine Neigung zu dem Jugendfreunde, und ich war damals total verbummelt und lebte von ihr getrennt. Dazu kam noch

die Sache mit Mascha. Ich machte ihnen selbst den Vorschlag, sie sollten sich heiraten. Sie wollten nichts davon wissen, doch ich trieb es immer ärger, und das Ende vom Liede war, daß . . .

Pjetuschkow. Die alte Geschichte.

Fedja. Durchaus nicht — ich bin fest überzeugt, daß sie rein geblieben sind. Er ist ein Mann von religiöser Überzeugung und hält eine Ehe ohne den Segen der Kirche für Sünde. Sie verlangten, daß ich in eine Scheidung einwillige, ich sollte alle Schuld auf mich nehmen, und diese ganze verlogene Komödie mitmachen. Und das konnte ich nicht. Es wäre mir, weiß Gott, leichter gefallen, einen Selbstmord zu begehen, als zu lügen. Und ich war auch schon allen Ernstes dabei, als ein guter Mensch dazu kam und zu mir meinte: „Warum das? Ist ja gar nicht nötig!“ Na, und der hat dann alles arrangiert, und den Abschiedsbrief expediert, und tags darauf fand man am Flußufer meine Kleider, und darin meine Brieftasche nebst allerhand Schriftstücken.

Pjetuschkow. Man hat Sie doch aber nicht gefunden?

Fedja. Doch, stellen Sie sich vor: man hat mich gefunden! Acht Tage später fischte man einen Leichnam auf, der schon recht stark verwest war. Man holte meine Frau und fragte sie, ob ich es sei, und sie sah kaum hin, vor lauter Aufregung wohl, und sagte: „Ja, er ist's.“ Und dabei blieb es. Ich wurde begraben, und sie heirateten sich und leben in Glück und Freuden. Na, und ich — ich lebe halt auch und trinke weiter. Gestern ging ich an ihrem Hause vorbei. Die Fenster waren hell erleuchtet, ein Schatten schwebte am Vorhang vorüber. Manchmal ist mir recht scheußlich zu Mute, und manchmal geht's. Am scheußlichsten ist's, wenn ich kein Geld habe. Trinkt.

Artemjew tritt näher. Mit Verlaub: ich hab' Ihre Geschichte gehört. Eine sehr nette Geschichte, und vor allem sehr nützlich. Sie sagen, es sei scheußlich, wenn Ihnen das Geld ausgegangen ist. Und Sie haben recht: es gibt nichts Scheußlicheres. Aber Ihnen, in Ihrer Lage, sollte doch eigentlich nie das Geld ausgehen! Sie sind ein Leichnam — Sie können also . . .

Fedja. Erlauben Sie — ich habe die Geschichte nicht Ihnen erzählt, und ich wünsche Ihre Ratschläge nicht.

Artemjew. Und ich wünsche, sie Ihnen trotzdem zu geben. Sie sind ein Leichnam — wenn Sie nun noch am Leben sind, was sind denn dann jene beiden, Ihre Frau und der betreffende Herr, die jetzt in Glück und Freuden leben? Bigamisten sind sie, und gehören bestenfalls an irgend einen Ort in Sibirien, der nicht zu weit entfernt ist. Warum soll Ihnen dann überhaupt jemals das Geld ausgehen?

Fedja. Ich bitte Sie, mich in Ruhe zu lassen.

Artemjew. Sie brauchen doch nur einen Brief zu schreiben. Oder, wenn Sie wollen, schreibe ich ihnen, Sie brauchen mir nur die Adresse zu geben. Sie werden mir noch dankbar sein, sag' ich Ihnen!

Fedja. Machen Sie endlich, daß Sie fortkommen. Ich habe Ihnen gar nichts erzählt.

Artemjew. Doch haben Sie das! Der da ist Zeuge. Und auch der Kellner hat gehört, wie Sie sagten, daß Sie ein Leichnam sind.

Kellner. Ich weiß von gar nichts.

Fedja. Halunke!

Artemjew. Ich — ein Halunke? Heda, Polizei! Hier riecht es nach Buchthaus!

Fedja erhebt sich und will gehen. Artemjew hält ihn fest. Ein Polizist tritt ein.

Zehntes Bild

Efeuumrannte Terrasse eines Landhauses. Anna Dmitrijewna Karenina, Lisa, die schwanger ist, die Kinderfrau mit dem Kleinen.

Lisa. Nun ist er schon unterwegs von der Station.

Der Kleine. Wer?

Lisa. Papa.

Der Kleine. Papa kommt schon von der Station!

Lisa. C'est étonnant, comme il l'aime, tout-à-fait comme son père.

Anna Dmitrijewna. Tant mieux. Se souvient-il de son père véritable?

Lisa seufzt. Ich spreche mit ihm nicht davon. Ich sage mir: warum soll ich ihn verwirren? Und dann glaube ich wieder, es ihm doch sagen zu müssen. Wie denken Sie darüber, maman?

Anna Dmitrijewna. Ich denke, daß das eine Sache des Gefühls ist, Lisa. Höre auf seine Stimme, dein Herz wird dir schon zur rechten Zeit zuflüstern, was du ihm zu sagen hast. Welche versöhnende Wirkung übt doch der Tod aus! Ich gestehe, daß es eine Zeit gab, da mir Fedja, den ich ja noch als Kind gekannt habe, geradezu unangenehm war. Doch jetzt sehe ich ihn nur als den lieben Jungen vor mir, als Viktors Freund, und als den leidenschaftlichen Menschen, der sich, wenn auch auf eine Art, die der Religion und den Sitten widerspricht, für diejenigen geopfert hat, die er liebte. On aura beau dire, l'action est belle . . .

Ich hoffe, Viktor wird die Wolle nicht vergessen haben, ich bin gleich mit dem Knäuel zu Ende. Strickt.

Lisa. Da kommt er! Man hört das Rollen von Wagenrädern und Schellengeläut. Sie erhebt sich und tritt an den Rand der Terrasse vor. Eine Dame kommt mit ihm — ah, Mama! Wie lange ist's her, daß ich sie nicht gesehen habe! Seht nach der Tür.

Rarenin und Anna Pawlowna treten ein. Anna Pawlowna küßt Lisa und Anna Dmitrijewna.

Anna Pawlowna. Viktor hat mich getroffen und gleich mitgenommen.

Anna Dmitrijewna. Das war sehr vernünftig von ihm.

Anna Pawlowna. Ich sah ihn auf der Straße — ach, dacht' ich, wer weiß, wann es sich wieder so trifft, und ohne lange zu überlegen, kam ich einfach mit. Wenn ihr mich nicht fortjagt, bleib' ich bis zum Abendzuge da.

Rarenin küßt seine Frau, seine Mutter und den Kleinen. Denkt euch, welches Glück: ich bin zwei Tage dienstfrei! Morgen muß es einmal ohne mich gehen.

Lisa. Das ist ja herrlich! Zwei Tage! Das ist schon lange nicht dagewesen. Wir machen eine Fahrt über Land, nicht wahr?

Anna Pawlowna. Wie ähnlich er ihm ist! Wie hübsch, und wie feck! Wenn er nur seinen Charakter nicht erbt!

Anna Dmitrijewna. Ja, diese Schwäche!

Lisa. Ganz auffallend ist die Ähnlichkeit, in allem. Auch Viktor ist der Ansicht. Aber wenn er von vornherein richtig erzogen wird . . .

Anna Pawlowna. Ich kann das alles noch nicht begreifen. Jedesmal, wenn ich mich seiner erinnere, sind mir die Tränen nahe.

Lisa. Uns geht es nicht besser — wie ist er in unserer Erinnerung gewachsen!

Anna Pawlowna. Ja, in der That.

Lisa. Alles schien uns eine Zeit lang so verzweifelt, geradezu unlösbar — und dann war es mit einem Schlage entschieden.

Anna Dmitrijewna. Hast du die Wolle mitgebracht, Viktor?

Karenin. Gewiß, gewiß. Nimmt die Reisetasche und sucht darin. Hier ist die Wolle, hier — Eau de cologne, und hier — die Korrespondenz. Zu Lisa. Ein amtliches Schreiben ist darunter, an deine Adresse. Reicht ihr einen Brief. Nun, Anna Pawlowna, wenn Sie ein wenig Toilette machen wollen, begleite ich Sie. Auch ich muß mich etwas säubern, wir werden gleich zu Mittag essen. Das Eckzimmer unten ist doch für deine Mutter frei — nicht wahr, Lisa?

Lisa ist blaß geworden, hält den Brief in den zitternden Händen und liest.

Karenin. Lisa, was ist dir? Was steht darin?

Lisa. Er lebt! Mein Gott, wann wird er mich endlich freigegeben?! Viktor, was ist das? Bricht in lautes Weinen aus.

Karenin nimmt das Schreiben und liest. Das ist furchtbar!

Anna Dmitrijewna. Was denn? So sprich doch!

Karenin. Das ist furchtbar. Er lebt, und sie ist eine Bigamistin, und ich ein Verbrecher. Dieses Schreiben ladet Lisa vor den Untersuchungsrichter, zur Vernehmung. . .

Anna Dmitrijewna. Ein entsetzlicher Mensch! Warum hat er das getan?

Karenin. Alles Lüge, Lüge!

Lisa. O, wie ich ihn hasse! Ich weiß nicht, was ich rede . . . Weinend ab. Karenin folgt ihr.

Anna Pawlowna. Er lebt — wie ist denn das möglich?

Anna Dmitrijewna. Ich wußte es: wenn Viktor erst in diesen Schmutz hinabsteigt, wird er darin versinken. Jetzt ist es so weit. Alles Betrug, alles Lüge!

Elftes Bild

Amtszimmer des Untersuchungsrichters. Der Untersuchungsrichter sitzt am Tische und spricht mit Melnikow. Auf der Seite der Protokollführer, in den Akten blättern.

Untersuchungsrichter. Ich habe ihr das nie gesagt. Sie hat es sich aus den Fingern gesogen, und nun macht sie mir Vorwürfe.

Melnikow. Sie macht dir keine Vorwürfe, sie fühlt sich wirklich tief verletzt.

Untersuchungsrichter. Nun gut, ich komme zum Mittagessen. Jetzt haben wir hier eine interessante Sache vor. Lassen Sie sie eintreten.

Protokollführer. Beide?

Untersuchungsrichter raucht seine Zigarette zu Ende, hört auf zu rauchen und steckt die Zigarette weg. Nein, zuerst Frau Karenina, oder vielmehr Protassowa, nach ihrem ersten Manne.

Melnikow im Abgehen. Ah, die Sache Karenin!

Untersuchungsrichter. Ja, eine ziemlich schmutzige Sache. Ich gehe eben erst an die Untersuchung des Falles, aber ich spüre schon: die Sache ist faul. Nun, auf Wiedersehen!

Melnikow ab. Lisa erscheint verschleiert, in Schwarz.

Untersuchungsrichter. Wollen Sie gefälligst Platz nehmen! Zeigt nach einem Stuhle. Ich bedaure recht herzlich, Ihnen gewisse Fragen vorlegen zu müssen, aber unsereins ist leider durch die Amtspflicht gezwungen . . . Beruhigen Sie sich nur, bitte

— Sie brauchen übrigens meine Fragen nicht zu beantworten. Nur meine ich, es ist für Sie — wie überhaupt für alle Beteiligten — das Geratenste, die Wahrheit zu sagen. Es ist immer das Beste, und sogar das Praktischste.

Lisa. Ich habe nichts zu verheimlichen.

Untersuchungsrichter. Um so besser. Blickt auf das vor ihm liegende Altentstück. Ihr Stand? Ihre Religion? Diese Fragen habe ich schon ausgefüllt — es stimmt doch?

Lisa. Ja.

Untersuchungsrichter. Es wird gegen Sie die Beschuldigung erhoben, daß Sie, obgleich Sie wußten, daß Ihr Mann noch lebt, doch einen andern geheiratet haben.

Lisa. Ich wußte es nicht.

Untersuchungsrichter. Und weiterhin, daß Sie, um sich von Ihrem Manne zu befreien, ihn durch Zahlung einer Geldsumme dazu zu bestimmen gewußt haben, daß er durch Vorspiegelung eines Selbstmordes einen Betrug beging.

Lisa. Alles das ist nicht wahr.

Untersuchungsrichter. Gestatten Sie mir nun einige Fragen. Haben Sie Ihrem Manne im Juli vorigen Jahres die Summe von zwölfhundert Rubeln übersandt?

Lisa. Dieses Geld war sein Eigentum. Es war der Erlös für die Sachen, die ihm gehörten. Ich sandte es ihm, als ich mich von ihm getrennt hatte und die Einleitung der Scheidung von seiner Seite erwartete.

Untersuchungsrichter. So—o. Sehr interessant. Das Geld wurde ihm am siebzehnten Juli, das heißt zwei Tage vor seinem Verschwinden, übersandt.

Lisa. Es kann am siebzehnten Juli gewesen sein. Ich weiß es nicht mehr genau.

Untersuchungsrichter. Und wie kommt es, daß gerade um dieselbe Zeit die Betreibung der Sache beim Konsistorium aufhörte und das Ihrem Advokaten erteilte Mandat zurückgezogen wurde?

Lisa. Das weiß ich nicht.

Untersuchungsrichter. Und als Sie von der Polizei aufgefordert wurden, den aufgefundenen Leichnam zu rekonoszieren — wie kam es da, daß Sie in dem Toten Ihren Gatten wiedererkannten?

Lisa. Ich war in einer solchen Aufregung, daß ich nach dem Toten gar nicht hinsah. Ich war so sehr davon überzeugt, daß er es war, daß, als man mich fragte, ich zur Antwort gab, er scheine es zu sein.

Untersuchungsrichter. Sie haben sich ihn also nicht genauer angesehen, weil Sie sich in einer sehr begreiflichen Aufregung befanden. Ganz recht. Nun gestatten Sie mir einmal die Frage, warum Sie jeden Monat eine gewisse Summe nach Saratow schickten, nach der Stadt also, in der Ihr erster Mann sich aufhielt?

Lisa. Dieses Geld schickte mein Mann nach Saratow. Welche Bestimmung es hatte, weiß ich nicht, da ich darüber nicht unterrichtet war. Jedenfalls wurde es nicht an Fedor Wassiljewitsch geschickt. Wir waren fest davon überzeugt, daß er nicht mehr am Leben sei. Das kann ich Ihnen der Wahrheit gemäß versichern.

Untersuchungsrichter. Sehr gut. Gestatten Sie mir nur noch eine Bemerkung, gnädige Frau: wir sind zwar Diener des Gesetzes, aber das hindert uns doch nicht, Menschen zu sein. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Lage vollkommen begreife und teilnahmsvoll zu würdigen weiß. Sie waren an einen

Menschen gebunden, der ein Verschwender war, der Sie hinterging, der, mit einem Worte, die Familie unglücklich machte.

Lisa. Ich habe ihn geliebt.

Untersuchungsrichter. Gewiß — aber Sie hatten dabei doch auch den sehr natürlichen Wunsch, sich von ihm zu befreien, und Sie wählten diesen sehr einfachen Weg, ohne zu überlegen, daß Sie sich damit einer Handlung schuldig machten, die als verbrecherisch angesehen wird, nämlich der Bigamie. Ich kann Ihre Lage sehr wohl begreifen, und auch die Geschworenen werden ihr Rechnung tragen, und darum würde ich Ihnen raten, alles zu enthüllen.

Lisa. Ich habe nichts zu enthüllen. Ich habe niemals gelogen. Weint. Ich bin wohl nicht mehr nötig?

Untersuchungsrichter. Ich würde Sie bitten, noch hier zu bleiben. Ich werde Sie nicht mehr mit Fragen behelligen. Wollen Sie gefälligst noch so lange verweilen, bis Ihnen das Protokoll über Ihr Verhör vorgelesen ist und Sie es unterschrieben haben. Es handelt sich nur darum, festzustellen, ob Ihre Antworten richtig wiedergegeben sind. Bitte, sich freundlichst dahin zu bemühen. Zeigt nach einem Stuhl am Fenster. Zum Protokollführer. Lassen Sie Herrn Karenin eintreten.

Karenin tritt ein, in strenger, feierlicher Haltung.

Untersuchungsrichter zeigt nach dem Stuhl. Bitte gehoramsamt.

Karenin. Ich danke. Bleibt stehen. Womit kann ich dienen?

Untersuchungsrichter. Ich muß Sie verhören.

Karenin. In welcher Eigenschaft?

Untersuchungsrichter lächelt. In meiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter; und Sie werden verhört — in Ihrer Eigenschaft als Angeklagter.

Karenin. Wieso? Wessen bin ich angeklagt?

Untersuchungsrichter. Der Bigamie. Gestatten Sie übrigens, daß ich die Fragen der Reihe nach stelle. Nehmen Sie Platz.

Karenin. Ich danke.

Untersuchungsrichter. Ihr Name?

Karenin. Viktor Karenin.

Untersuchungsrichter. Ihr Stand?

Karenin. Kammerherr, Wirklicher Staatsrat.

Untersuchungsrichter. Alter?

Karenin. 38 Jahre.

Untersuchungsrichter. Konfession?

Karenin. Rechtgläubig; unbestraft und noch nicht in Untersuchung gewesen. Nun?...

Untersuchungsrichter. Ist Ihnen bekannt gewesen, daß Fedor Wassiljewitsch Protassow zu der Zeit, da Sie mit seiner Gattin die Ehe eingingen, noch am Leben war?

Karenin. Es war mir nicht bekannt. Wir waren beide davon überzeugt, daß er ertrunken sei.

Untersuchungsrichter. Nachdem die falsche Nachricht vom Tode Protassows verbreitet worden war, schickten Sie allmonatlich eine gewisse Summe nach Saratow. Für wen war dieses Geld bestimmt?

Karenin. Ich verweigere die Antwort auf diese Frage.

Untersuchungsrichter. Sehr gut. Zu welchem Zwecke übersandten Sie an Herrn Protassow am siebzehnten Juli vorigen Jahres, kurz vor dem simulierten Selbstmord, die Summe von zwölfhundert Rubeln?

Karenin. Das Geld war mir von meiner Frau übergeben worden.

Untersuchungsrichter. Von Frau Protassow?

Karenin. Von meiner Frau — ich sollte es an ihren Mann abschicken, sie betrachtete dieses Geld als sein Eigentum und hielt es, nachdem sie ihre Beziehungen zu ihm abgebrochen hatte, für unzulässig, es zu behalten.

Untersuchungsrichter. Nun noch eine Frage: warum haben Sie von jenem Zeitpunkt an die Scheidungsangelegenheit nicht mehr weiterbetrieben?

Karenin. Weil Fedor Wassiljewitsch es übernommen hatte, die Sache seinerseits zu betreiben. Er hatte mir in diesem Sinne geschrieben.

Untersuchungsrichter. Besitzen Sie seinen Brief noch?

Karenin. Der Brief ist verlegt worden.

Untersuchungsrichter. Sonderbar, daß gerade dasjenige Beweisstück verlegt ist, das dem Gericht die Überzeugung von der Richtigkeit Ihrer Aussagen beibringen könnte.

Karenin. Haben Sie sonst noch eine Obliegenheit zu erfüllen?

Untersuchungsrichter. Mir liegt nur ob, meine Pflicht zu erfüllen, während Ihnen obliegt, sich zu rechtfertigen. Und ich rate Ihnen, was ich soeben auch Frau Protassow riet: nicht zu verheimlichen, was vor aller Welt offen liegt, sondern den Hergang der Sache so zu erzählen, wie er war, um so mehr, als Herr Protassow ein umfassendes Geständnis abgelegt hat, das er voraussichtlich auch vor Gericht wiederholen wird. Ich rate Ihnen ...

Karenin. Ich würde Sie bitten, sich ganz im

Rahmen Ihrer Pflichterfüllung zu halten und Ihre Ratschläge zu sparen. Wir können wohl gehen? Seht auf Lisa zu; sie erhebt sich und nimmt seinen Arm.

Untersuchungsrichter. Es tut mir leid, daß ich Sie noch dabehalten muß. Karenin wendet sich erstaunt nach ihm um. Ich will Sie nicht etwa verhaften lassen, o nein — obschon das möglicherweise die Feststellung der Wahrheit erleichtern würde. Ich will von dieser Maßregel Abstand nehmen. Ich möchte Sie nur mit Herrn Protassow konfrontieren und Ihnen Gelegenheit geben, ihn der Unwahrheit zu überführen. Wollen Sie gefälligst Plaz nehmen. Zum Protokollführer. Rufen Sie Herrn Protassow herein.

Fedja tritt ein, schmutzig, verkommen.

Fedja zu Lisa und Karenin gewandt. Jelisaweta Andrejewna! Viktor! Ich bin nicht schuld. Ich habe das Beste gewollt. Und wenn mich eine Schuld trifft, dann verzeiht mir, verzeiht! Verneigt sich tief vor ihnen.

Untersuchungsrichter. Ich bitte Sie, auf meine Fragen zu antworten.

Fedja. Fragen Sie los.

Untersuchungsrichter. Ihr Name?

Fedja. Den wissen Sie doch!

Untersuchungsrichter. Antworten Sie gefälligst!

Fedja. Na, also — Fedor Protassow.

Untersuchungsrichter. Stand? Konfession? Alter?

Fedja nach kurzem Schweigen. Wie Sie nur so überflüssige Fragen stellen können! Fragen Sie nach dem, worauf es ankommt, und nicht nach diesen Albernheiten.

Untersuchungsrichter. Ich bitte Sie, Ihre Aus-

drücke vorsichtiger zu wählen und meine Fragen zu beantworten.

Fedja. Nun, wenn Sie sich nicht schämen, solche Fragen zu stellen, so vernehmen Sie denn! Stand: Kandidat; Alter: 40 Jahre; Konfession: rechtgläubig. Nun — weiter!

Untersuchungsrichter. Wußten Herr Karenin und Ihre Frau, daß Sie lebten, als Sie Ihre Kleider am Flußufer niederlegten und sich selbst versteckten?

Fedja. Nicht das Geringste wußten sie. Ich wollte Selbstmord begehen, aber dann ... doch das brauche ich hier nicht zu erzählen. Tatsache ist, daß sie gar nichts davon wußten.

Untersuchungsrichter. Sie haben aber vor dem Polizeibeamten eine ganz andere Aussage gemacht!

Fedja. Vor welchem Polizeibeamten? Ach, Sie meinen jenen, der bei mir im Asyl war? Da war ich betrunken und log ihm irgend etwas vor — was es war, weiß ich nicht mehr. Alles das ist Unsinn. Jetzt bin ich nüchtern und sage die volle Wahrheit. Sie haben nichts gewußt. Sie glaubten, ich sei nicht mehr am Leben. Und ich war froh darüber, daß alles so gekommen, und es wäre immer so geblieben, wenn nicht Artemjew, dieser Schuft, gewesen wäre. Wenn irgend jemand schuldig ist, dann bin ich es.

Untersuchungsrichter. Ich begreife sehr wohl, daß Sie großmütig sein wollen, aber das Gesetz verlangt Wahrheit. Warum hat man Ihnen Geld geschickt?

Fedja schweigt.

Untersuchungsrichter. Sie haben durch Simonow das Ihnen nach Saratow geschickte Geld bekommen?

Fedja schweigt.

Untersuchungsrichter. Warum antworten Sie nicht? Es wird im Protokoll heißen, daß „der Angeklagte auf diese Frage die Antwort verweigerte“ — das kann Ihnen wie den beiden Mitangeklagten sehr schaden. Nun, wie wollen Sie es also halten?

Fedja nachdem er eine Weile geschwiegen. Empfinden Sie nicht, wie beschämend solche Fragen sind, Herr Untersuchungsrichter? Welchen Zweck hat es, so in fremden Angelegenheiten herumzuschnüffeln? Sie fühlen sich im Besitze der Macht und wollen sie dadurch zeigen, daß Sie Leute, die tausendmal besser und ehrenwerter sind als Sie, dieser moralischen Folter unterziehen.

Untersuchungsrichter. Ich bitte Sie ...

Fedja. Was gibt es da zu bitten? Ich sage, was ich denke, und Sie . . . zum Protokollführer . . . haben es niederzuschreiben. So wird doch endlich einmal solch ein Protokoll einen vernünftigen Inhalt bekommen. Mit erhobener Stimme. Zwischen uns, die wir hier vor Ihnen stehen, bestanden verwickelte Beziehungen — ein Streit des Guten mit dem Bösen, ein seelischer Kampf, von dem Sie sich keinen Begriff machen können. Dieser Kampf führte schließlich zu einer Katastrophe, die ihre Lösung fand. Alle Beteiligten waren mit dieser Lösung zufrieden, alle hatten sich beruhigt. Sie sind glücklich, sie lieben einander — und haben mich vergessen. Und ich war bei all meiner Verkommenheit darüber glücklich, daß ich getan, was ich sollte, daß ich kein Schurke war, daß ich aus dem Leben geschieden war, um denen nicht im Wege zu stehen, die voll des Lebens waren. Wir lebten alle drei weiter — bis plötzlich ein Schurke auf

der Bildfläche erscheint, der mich zum Erpresser machen will. Ich heiße ihn seiner Wege gehen — und er geht zu Ihnen, dem Kämpfer für Recht und Gesetz, dem Hüter der Moral. Und Sie, der Sie an jedem Zwanzigsten des Monats Ihr Gehalt bekommen — zwanzig Kopeten für jede begangene Gemeinheit — Sie werfen sich in Ihre Uniform und haben den Mut, sich über Leute, denen Sie nicht das Wasser reichen können, die Sie noch nicht einmal in ihr Vorzimmer einlassen würden, leichten Herzens lustig zu machen ...

Untersuchungsrichter. Ich lasse Sie hinausführen ...

Fedja. Ich fürchte mich vor niemand, denn ich bin ja ein Leichnam, und niemand kann mir etwas anhaben; schlimmer, als es mir geht, kann es mir nicht gehen. Immerzu also: lassen Sie mich abführen!

Karenin. Dürfen wir gehen?

Untersuchungsrichter. Unterschreiben Sie erst einmal das Protokoll!

Fedja. Wie lächerlich wären Sie doch, wenn Sie nicht so widerwärtig wären!

Untersuchungsrichter. Ich lasse Sie arretieren ... Er soll abgeführt werden!

Fedja zu Karenin und Lisa. Nochmals: verzeiht!

Karenin tritt auf Fedja zu und reicht ihm die Hand. Es hat wohl so kommen müssen ...

Lisa geht an Fedja vorüber, der sich tief verneigt.

Zwölftes Bild

Korridor im Gebäude des Bezirksgerichts. Im Hintergrunde eine Glastür, vor der ein Gerichtsdienner steht. Rechts eine zweite Tür, durch die die Angeklagten in den Verhandlungsaal geführt werden. Der Tür rechts nähert sich Iwan Petrowitsch Alexandrow, der sehr heruntergekommen aussieht; er will durch die Tür eintreten.

Gerichtsdienner. Wohin? Das ist nicht gestattet. Zurück da!

Iwan Petrowitsch. Warum nicht gestattet? Das Gesetz lautet: Die Sitzungen finden öffentlich statt.

Man hört vom Saal her Beifallklatschen.

Gerichtsdienner. Es ist eben nicht gestattet, abgemacht. Es ist verboten.

Iwan Petrowitsch. Tölpel, du weißt nicht, mit wem du sprichst!

Ein junger Advokat im Frack kommt heraus.

Advokat. Was wollen Sie? Sind Sie in dem Prozeß vorgeladen?

Iwan Petrowitsch. Nein, ich bin Publikum. Und der Tölpel da, der Cerberus, will mich nicht einlassen.

Advokat. Hier ist kein Eingang fürs Publikum. Warten Sie, die Pause wird gleich beginnen. Will gehen, begegnet dem Fürsten Abreskow.

Iwan Petrowitsch. Ich weiß wohl Bescheid, doch mich kann man ruhig auch hier hineinlassen.

Fürst Abreskow. Darf ich fragen, wie weit die Sache ist?

Advokat. Die Verteidiger haben das Wort. Petruschin spricht soeben.

Erneutes Beifallklatschen.

Fürst Abreskow. Nun, und wie ist die Haltung der Angeklagten?

Advokat. Ausgezeichnet, namentlich Rarenin und Jelisaweta Andrejewna halten sich vortrefflich. Man hat das Gefühl, als ob nicht sie vor Gericht ständen, sondern als ob sie zu Gericht säßen über die Gesellschaft. Diesen Grundton hält auch Petruschin in seiner Rede fest.

Fürst Abreskow. Nun, und Protassow?

Advokat. Er ist sehr aufgereggt. Er zittert förmlich am ganzen Leibe, doch das ist wohl bei dem Lebenswandel, den er geführt hat, begreiflich. Seine Erregung hat etwas so Sonderbares, mehrmals hat er den Staatsanwalt und die Advokaten unterbrochen; es ist so etwas Gereiztes in seinem Wesen.

Fürst Abreskow. Wie denken Sie über den Ausgang der Sache?

Advokat. Das läßt sich schwer sagen. Die Zusammensetzung der Geschworenen ist gemischt. Daß die Tat vorsätzlich begangen ist, wird man kaum annehmen, doch glaube ich immerhin . . . Ein Herr kommt heraus; Fürst Abreskow geht auf die Tür zu. Wollen Sie hinein?

Fürst Abreskow. Ja, ich möchte hinein . . .

Advokat. Sie sind Fürst Abreskow?

Fürst Abreskow. Ja.

Advokat zum Gerichtsdienner. Lassen Sie den Herrn eintreten. Zum Fürsten Abreskow. Gleich links, wenn Sie in den Saal kommen, ist ein Stuhl frei.

Der Gerichtsdienner läßt den Fürsten Abreskow an sich vorübergehen. Die Tür geht auf, und man sieht den Redner im Saale.

Iwan Petrowitsch. Ja, die Aristokraten! Ich bin ein Aristokrat des Geistes, das ist etwas viel Höheres.

Advokat. Nun, entschuldigen Sie mich. Geht rasch vorüber.

Pjetuschkow tritt ein. Ah, guten Tag! Was machen Sie hier, Iwan Petrowitsch, wie weit ist die Sache?

Iwan Petrowitsch. Die Advokaten haben noch das Wort. Hinein dürfen Sie nicht.

Gerichtsdienner. Machen Sie keinen Lärm, Sie sind hier nicht im Wirtshaus.

Erneutes Beifallklatschen. Die Tür geht auf, die Advokaten und Zuschauer, Herren und Damen, kommen heraus.

Eine Dame. Wundervoll! So ergreifend! Ich war zu Tränen gerührt.

Ein Offizier. Spannender als irgend ein Roman. Ich begreife nur nicht, wie sie den Menschen so lieben konnte. Er macht eine zu jammervolle Figur.

Die zweite Tür öffnet sich; die Angeklagten treten heraus, voran Lisa und Karenin, die im Korridor auf und ab gehen; hinter ihnen Fedja allein.

Eine Dame. Pst! Still da! Das ist er ... Sehen Sie doch, wie erregt er ist! Geht mit dem Offizier vorüber.

Fedja geht zu Iwan Petrowitsch. Hast du ihn? ...

Iwan Petrowitsch. Da! ... Reicht ihm irgend etwas.

Fedja steckt den ihm gereichten Gegenstand in die Tasche, will gehen und sieht Pjetuschkow. Dumm ... fade ... langweilig ... sinnlos ... Will gehen.

Petruschin, der Advokat, ein lebhafter, wohlbeleibter Herr mit roten Backen, tritt auf Fedja zu. Nun, mein Lieber, unsere Sache steht famos, nur dürfen Sie mir, wenn Sie dann zum Wort zugelassen werden, den Text nicht verderben.

Fedja. Ich will gar nicht sprechen. Was soll ich denn sagen? Nicht ein Wort sage ich.

Petruschin. Nein, sprechen müssen Sie. Haben Sie keine Angst, die Sache ist schon so gut wie durch. Wiederholen Sie nur das, was Sie neulich mir gegenüber äußerten: daß Sie den Selbstmord, das heißt eine Handlung, die nach bürgerlichem und kirchlichem Recht als Verbrechen gilt, nicht begangen haben.

Fedja. Ich werde gar nichts sagen.

Petruschin. Ja — warum denn nicht?

Fedja. Weil ich nicht will. Sagen Sie mir, wie kann schlimmstenfalls das Urteil lauten?

Petruschin. Ich sagte Ihnen bereits: schlimmstenfalls Verschickung nach Sibirien . . .

Fedja. Wer kann verschickt werden?

Petruschin. Sie und Ihre Frau.

Fedja. Und bestenfalls?

Petruschin. Bestenfalls Kirchenbuße, und natürlich Auflösung der zweiten Ehe.

Fedja. Man will mich also wieder an sie — oder vielmehr sie an mich ketten?

Petruschin. So wird es wohl kommen. Aber regen Sie sich darum nicht auf, und reden Sie nur, bitte, so, wie ich Ihnen sagte. Vor allem sagen Sie nichts, was Ihrer Sache schaden könnte. Nun, es wird schon werden . . . Er bemerkt, daß sich Leute angesammelt haben und zuhören. Ich bin etwas abgespannt und will mich ein Weilchen hinlegen. Ruhem auch Sie sich aus, solange die Geschworenen beraten. Vor allem keine Angst, verstehen Sie?

Fedja. Kann das Urteil nicht noch anders ausfallen?

Petruschin im Abgehen. Nein.

Gerichtsdienner. Immer gehen Sie weiter, gehen Sie weiter, bleiben Sie nicht hier im Korridor stehen!

Fedja. Jetzt ist's Zeit. Zieht den Revolver aus der Tasche, schießt sich ins Herz und fällt nieder. Alle stürzen auf ihn zu. Laßt nur ... alles ist gut ... wo ist Lisa?

Aus allen Türen kommen Zuschauer, Richter, Angeklagte, Zeugen herbei. Allen voran Lisa, hinter ihr Mascha, Karenin, Iwan Petrowitsch und Fürst Abrestow.

Lisa. Was hast du getan, Fedja? Warum das?

Fedja. Verzeih mir, daß ich dich nicht ... auf andere Art ... freigeben konnte. Nicht um deinetwillen war's ... sondern um meinetwillen. Mir ist wohler so ... Ich war ... schon längst reif.

Lisa. Man wird dich retten!

Ein Arzt neigt sich über ihn und horcht auf seinen Herzschlag.

Fedja. Ich weiß ... auch ohne Arzt ... Viktor, leb' wohl! Und Mascha ... ist zu spät gekommen ... Weint. Wie wohl ... wie wohl ist mir! Stirbt.

Er ist an allem schuld

Personen

Akulina, 70 Jahre, noch frisch, eine ehrbare Frau von altem Schrot und Korn.

Michajla, ihr Sohn, 35 Jahre, leidenschaftlich, eitel, prahlerisch, von kräftiger Gestalt.

Marfa, ihre Schwiegertochter, 32 Jahre, mürrisch, spricht viel und schnell.

Paraschka, 10 Jahre, Marfas und Michajlas Tochter.

Taras, Gehilfe des Dorfschulzen, 50 Jahre, ein gesehter Mann, spricht langsam, macht sich ein wenig wichtig.

Ein Wanderbursche, 40 Jahre, beweglich, mager, spricht pathetisch, in betrunkenem Zustande besonders ungezwungen.

Ignat, 40 Jahre, geschwähig, heiter, beschränkt.

Ein Nachbar, 40 Jahre, von aufgeregtem Wesen.

Herbst. Bauernstube mit abgetheiltem Verschlag.

Erste Szene

Die alte Akulina strickt; Marfa, die Wirtin, knetet Teig zum Brot; Paraschka bewegt eine Wiege hin und her.

Marfa. Ach, ich ahne schon wieder das Schlimmste. Da sitzt und sitzt er nun. Geradeso wie neulich, als er mit Holz zur Stadt fuhr. Fast die Hälfte des Geldes hat er vertrunken. Und dann heißt es immer, ich sei schuld.

Akulina. Man muß nicht immer das Schlimmste voraussehen. Es ist noch früh. Und dann ist's doch auch weit. Ehe er zurück ist . . .

Marfa. Wieso denn früh? Akimytſch ist doch schon zurück. Und dabei ist er später abgefahren als unser, und unser ist noch nicht da. Immer nur bummeln, bummeln — das macht ihm Vergnügen.

Akulina. Akimytſch hatte feins bloß abzuliefern, und unser mußte auf den Markt fahren.

Marfa. Ich würde nichts sagen, wenn er allein wäre, aber nun ist er mit dem Ignat zusammen gefahren. Sowie er mit diesem Schubiack, Gott verzeih' mir, zusammen ist, kommt nichts Gutes 'raus, jedesmal betrinkt er sich. Da rackert und quält man sich nun, einen Tag wie den andern. Alles hat man auf dem Halse. Man möcht' doch auch mal 'nen Augenblick ausruhen. Aber nein, vom Morgen bis in die Nacht muß man sich schinden. — Was hat man nun von seinem Leben?

Die Thür geht auf, und Taras tritt mit dem abgerissenen Wanderburschen ein.

Taras. Guten Abend auch! Ich bring' euch hier Einquartierung.

Wanderbursche verneigt sich. Gehorsamer Diener.

Marfa. Was bringst du uns die Kerle immer auf den Hals? Erst am Mittwoch hat einer bei uns genächtigt. Immer zu uns und zu uns. Geh doch mit ihm zur Stepanida, die haben keine Kinder. Ich hab' nicht mal für meine Leute Platz genug. Und du bringst sie immer zu uns, zu uns.

Taras. Es geht der Reihe nach.

Marfa. So, der Reihe nach! Ich hab' doch aber Kinder, und der Mann ist nicht zu Hause.

Taras. Laß ihn schon über Nacht bleiben, das Haus wird nicht gleich einstürzen.

Atulina zum Wanderburschen. Komm, setz' dich, sei unser Gast.

Wanderbursche. Meinen herzlichen Dank. Kann ich wohl ein Häppchen zu essen kriegen?

Marfa. Nun seh' einer — kaum kommt er herein, denkt er auch gleich ans Futtern! Hast du denn das Dorf nicht abgeklappert?

Wanderbursche seufzt. Bin's nicht gewöhnt, das Betteln, von Standes wegen nämlich, und da ich über Produkte dieser Art nicht verfüge . . .

Atulina erhebt sich, holt einen Brotlaib, schneidet ein Stück davon ab und reicht es dem Wanderburschen.

Wanderbursche nimmt das Brot. Merci. Setzt sich auf die Ofenbank und ist gierig.

Taras. Wo ist denn Michajla?

Marfa. In der Stadt, mit Heu ist er hingefahren. Er sollte längst wieder hier sein, und er kommt und kommt nicht. Drum mein' ich eben, daß leicht was vorkommen kann.

Taras. Was soll denn vorkommen?

Marfa. Was vorkommen soll? Sicher nichts Gutes, sondern nur was Schlimmes. Wenn er erst aus dem Hause ist, denkt er nicht mehr an uns. Auch heut' wird er sicher wieder betrunken ankommen.

Akulina setzt sich ans Spinnrad; zu Taras, nach Marfa zeigend. Der Mund steht ihr nicht still. Und dabei sag' ich ihr immer wieder: das ist doch nun mal unser Frauenlos.

Marfa. Wenn er allein wäre, würde ich nichts sagen; aber nun ist er mit Ignat zusammen gefahren.

Taras lächelt. Ja, Ignat Zwanytsch trinkt gern mal einen über'n Durst.

Akulina. Weißt du denn, ob er mit Ignat zusammen ist? Ignat ist doch allein hingefahren. Was willst du denn immer mit dem Ignat? Ignat ist ein Mensch für sich, und er ist ein Mensch für sich.

Marfa. Du hast gut reden, Mütterchen. Dieses Sausen wird noch mal ein schlimmes Ende nehmen — so! Zeigt nach dem Halse. Solange er nüchtern ist, verspricht er alles mögliche, sowie er aber einen sitzen hat — na, du weißt ja selbst, wie er dann ist. Wehe, wenn man ein Wort sagt! Alles nimmt er krumm.

Taras. Du weißt ihn eben nicht zu nehmen. Was ist schon dabei, wenn er mal getrunken hat — dann laß ihn eben das Maul aufreißen. Hat er erst ausgeschlafen, kommt er schon wieder ins Geleise. Aber du widersprichst ihm immer.

Marfa. Ich kann's machen, wie ich will: wenn er betrunken ist, ist ihm nichts recht.

Taras. Du mußt ihn nur richtig verstehen. Unser-eins kommt öfter mal in 'ne Lage, daß es ohne Trinken nicht abgeht. Ihr Weiber hoßt immer zu

Hause, unsereins muß aber raus, mal in Geschäften, mal in Gemeindesachen. Da geht's halt nicht trocken ab. Aber ein Unglück ist das noch lange nicht.

Marfa. Ja, du hast gut reden — wir Weiber haben's aber gar zu schwer. Ach, wie schwer haben wir's doch! Wenn ihr auch nur eine Woche lang in unser Joch gespannt würdet, wie würdet Ihr da stöhnen! Da heißt es Brot backen, und kochen, und spinnen, und weben, und das Vieh besorgen, und das Kropfzeug da sauber halten und anziehen und füttern — alles, alles, und noch viel mehr hat man auf dem Halse. Und er — sowie ihm was nicht paßt, muckt er gleich auf, namentlich wenn er einen weg hat. Ach, ich sag' schon — zum Verzweifeln ist's . . .

Wanderbursche tauend. Das stimmt wohl — „er“ ist an allem schuld! Alle Katastrophen des Lebens kommen von den alkoholischen Getränken.

Taras. Er hat dich wohl auch aus dem Geleise gebracht?

Wanderbursche. Das will ich dahingestellt sein lassen. Seinen Zoll hat man ihm natürlich auch gezahlt — ich hätte eine ganz andere Lebenskarriere gemacht, wenn er nicht wäre.

Taras. Ich meine, wenn man ihn mit Verstand trinkt, kann er einem nicht schaden.

Wanderbursche. Nach meinem Dafürhalten hat er eine solche Enerschie in sich, daß er einen Menschen total verderben kann.

Marfa. Das sag' ich ja eben: du schind' dich und quäl' dich ab, und zum Dank dafür schimpft er dich aus und prügelt dich wie 'nen Hund.

Wanderbursche. Ja, und noch schlimmer wirkt er. Es gibt zum Beispiel Menschen, Subjekte, möcht'

ich sagen, denen er allen Verstand nimmt, daß sie ganz unzurechnungsfähige Handlungen begehen. Solange so'n Subjekt nicht trinkt, nimmt es nichts Fremdes, selbst wenn man's ihm gibt; sowie es aber getrunken hat, stibigt es, was ihm unter die Hand kommt. Da helfen keine Schläge und kein Einsperren nicht. So lange ich nicht trinke, geht alles in Ehren ab, alles nobel und vornehm; sowie ich aber trinke . . . ich meine dieses Subjekt . . . dann stibigt es, was ihm in die Finger kommt.

Akulina. Das sieht wohl schon so drin im Menschen.

Wanderbursche. Das will ich dahingestellt sein lassen. Es ist so eine Art Krankheit.

Taras. Was heißt Krankheit! Eine Tracht Prügel gehört drauf, dann würde ihm die Krankheit schon vergehen. Na, lebt wohl für heute. Ab.

Marfa wischt sich die Hände ab und will gehen.

Akulina mit einem Blick auf den Wanderburschen, sieht, daß er das Brot aufgeessen hat. Marfa, he, Marfa — schneid ihm doch noch ein Stück Brot ab!

Marfa. Ach, was! Ich muß jetzt nach dem Samowar sehen. Ab.

Akulina steht auf, geht zum Tische, nimmt das Brot heraus, schneidet ein Stück davon ab und reicht es dem Wanderburschen.

Wanderbursche. Merci. Ich hab' einen mächtigen Appetit.

Akulina. Bist wohl ein Handwerksbursche?

Wanderbursche. Ich? Maschinist bin ich gewesen.

Akulina. Hast wohl sehr viel verdient?

Wanderbursche. Wie's kam — mal fünfzig, mal siebzig Rubel.

Akulina. 'ne schöne Sache. Wie bist du denn so heruntergekommen?

Wanderbursche. Heruntergekommen? Nicht mir allein geht es so. Ich bin heruntergekommen, weil die Zeiten so sind, daß ein anständiger Mensch eben sein Auskommen nicht findet.

Marfa bringt den Samowar. Du meine Güte! Nun kommt er ganz sicher betrunken nach Hause. Ich hab' so 'ne Ahnung.

Akulina. Laß gut sein, vielleicht wird's nicht so schlimm.

Marfa. Ach ja, nicht so schlimm! Und ich kann mich rackern und quälen: den Teig kneten muß ich, und Brot backen, und kochen, und spinnen, und weben, und das Vieh besorgen, alles hab' ich ganz allein auf dem Halse. Das Kind in der Wiege schreit. So wieg's doch, Paraschka! Ach, wir Weiber haben schon ein Leben! Ist er betrunken, dann macht man ihm gar nichts recht... Und sagt man ein Wort, das ihm nicht paßt...

Akulina bereitet den Tee. Der Tee geht zu Ende. Hast du ihm gesagt, daß er welchen mitbringen soll?

Marfa. Gewiß doch. Aber der — und Tee mitbringen! Denkt der denn überhaupt an zu Hause? Stellt den Samowar auf den Tisch.

Der Wanderbursche entfernt sich vom Tische.

Akulina. Warum gehst du denn weg vom Tische? Wir wollen doch Tee trinken.

Wanderbursche. Meinen herzlichen Dank für die freundliche Einladung. Wirft den Zigarettenstummel fort und kommt an den Tisch.

Marfa. Von was für Herkommen bist du denn? Ein Bauer, oder was sonst?

Wanderbursche. Weder Bauer noch Edelmann,

mein Mütterchen. Bin, möcht' ich sagen, von zweischneidiger Herkunft.

Marfa. Wieso denn? Reicht ihm eine Tasse Tee.

Wanderbursche. Merci. Wieso, fragst du? Weil ich nämlich 'nen polnischen Grafen zum Vater hatte, und außer ihm noch ein ganzes Schock andere. Auch zwei Mütter hab' ich gehabt.

Akulina. Du meine Güte! Wieso denn?

Wanderbursche. Na, weil meine Frau Mutter eben ein bißchen ausschweifend gelebt hat, in Polygamie, möcht' ich sagen. Da gab's alle möglichen Sorten Väter. Und zwei Mütter hatte ich insofern, als die Frau Mutter, die mich geboren hatte, mich einfach im zarten Säuglingsalter im Stiche ließ und die Portiersfrau im Hause sich aus Mitleid meiner annahm und mich aufpäppelte. Ist überhaupt ziemlich umständlich, meine Biographie.

Marfa. Trink noch ein Täßchen. Wo warst du denn in der Lehre?

Wanderbursche. Auch das ist 'ne ziemlich umständliche Sache. Zuerst gab mich meine Mutter — das heißt eben, meine Pflegemutter — in eine Schmiede. Ein Schmied war mein erster Pädagoge, möcht' ich sagen. Und seine Pädagogik lief darauf hinaus, daß er mehr auf meinen unglücklichen Schädel als auf seinen Amböß los schlug. Aber so sehr er mich auch schlug — mein Talent konnte er doch nicht totschiagen. Ich kam dann in 'ne Schlosserei. Hier wußte man mich besser zu würdigen, und ich brachte es auch zu etwas, wurde ein tüchtiger Geselle. Gebildete Leute lernte ich kennen, und war auch in der Fraktion. Wissenschaftliche Bildung hab' ich erworben, und lebte überhaupt in höheren Geistesreschionen, weil ich nämlich ganz kolossale Talente hatte.

Akulina. Das läßt sich denken.

Wanderbursche. Und da kam nun dieser Sturmwind, und das Volksleben kam wieder unter das despotische Joch, und ich geriet ins Gefängnis, in die Freiheitsentziehung, möcht' ich sagen.

Marfa. Wofür denn?

Wanderbursche. Na, für die Rechte.

Marfa. Für welche Rechte?

Wanderbursche. Na, eben für jene Rechte, daß der Bourgeois nicht ewig Feiertag haben soll, und daß der arbeitende Proletarier seinen vollen Arbeitslohn bekommt.

Akulina. Und nicht auch wegen des Landes?

Wanderbursche. Aber gewiß doch, auch wegen der agrarischen Frage.

Akulina. Ach, wenn's doch Gott gäbe und die heilige Muttergottes! Gar zu wenig Land haben sie schon, die armen Bauern. Na, was hast du jetzt weiter vor?

Wanderbursche. Was ich weiter vorhabe? Jetzt geh' ich nach Moskau. Zu irgend 'nem Ausbeuter geh' ich. Was soll man schon machen, man muß halt klein begeben. Gib mir die erste beste Arbeit, sag' ich zu ihm, aber stell' mich ein!

Akulina. Du trinkst doch noch ein Schälchen, wie?

Wanderbursche. Meinen herzlichen Dank, merci, möcht' ich sagen.

Vom Flur läßt sich Lärm und lautes Reden vernehmen.

Akulina. Da ist ja Michajla! Er kommt gerade zum See zurecht.

Marfa steht auf. Ach, jetzt geht der Tanz los. Mit dem Ignat kommt er — dann ist er sicher betrunken. Michajla und Ignat, beide betrunken, drängen sich ins Zimmer.

Ignat. Guten Abend, meine Lieben! Er bekreuzt

sich vor dem Heiligenbilde. Da kommen wir gerade zum Samowar zurecht, Schwerbrett noch eins! Nicht so, wie's im Liede heißt:

In die Kirche kommt er,
Wenn vorbei die Messen,
Und zu Tische kommt er,
Wenn wir abgegessen!

Ha, ha ha! Ihr bewirtet uns mit Tee, und wir euch mit Branntwein. Was wollt ihr noch mehr? Lacht laut auf.

Michajla. Wo kommt denn der Stuzer da her? Zieht eine Flasche hervor und stellt sie auf den Tisch. Gläser her!

Akulina. Na, hast du gut verkauft?

Ignat. Und ob, Schwerbrett noch eins! Und getrunken haben wir, und uns vergnügt, und auch was mitgebracht.

Michajla füllt die Gläser und bietet zuerst seiner Mutter und dann dem Wanderburschen eins an. Da, kannst auch mittrinken.

Wanderbursche nimmt das Gläschen. Meinen herzlichen Dank. Zum Wohlsein! Trinkt aus.

Ignat. Hast du aber 'nen Zug, Schwerbrett noch eins! Der geht ins Blut, was? Namentlich wenn man so ausgehungert ist. Schenkt ihm nochmals ein.

Wanderbursche trinkt. Wünsch' euch Glück und Erfolg bei allen Unternehmungen!

Akulina. Hast du gute Geschäfte gemacht?

Ignat. Gute oder nicht gute — vertrunken ist so wie so alles! Nicht wahr, Michajla?

Michajla. Verstehst dich. Sollen wir vielleicht um Erlaubnis fragen? Leute wie wir haben das nicht nötig.

Marfa. Spiel' dich doch nicht auf! Hast wirklich keinen Grund dazu. Zu Hause gibt's nichts zu beißen, und er jagt das Geld durch die Gurgel!

Michajla in drohendem Tone. Marfa!

Marfa. Was — Marfa? Ich weiß, daß ich Marfa heiße. Gätten dich meine Augen doch nie gesehen, du gewissenloser Mensch!

Michajla. Marfa! Nimm dich in acht!

Marfa. Was heißt in acht nehmen? Ich will mich nicht in acht nehmen!

Michajla. Schenk' die Gläser voll! Schenk' ein, bewirte die Gäste!

Marfa. Pfui, du alter Sauffack! Nicht ein Wort red' ich mit dir.

Michajla. Was sagst du? Luder verdammtes!

Marfa geht an die Wiege und bewegt sie hin und her; die Kinder schmiegen sich erschrocken an sie an. Was ich sage? Ich sage, daß ich kein Wort mehr mit dir rede, das sag' ich.

Michajla. Hast schon wieder vergessen? Springt vom Tische auf, versetzt ihr einen Schlag auf den Kopf und schlägt ihr dabei das Tuch herunter. Da hast du!

Marfa. O—o—o—o! Läuft weinend nach der Tür.

Michajla. Du sollst mir nicht entkommen, Was verdammtes . . . Stürzt ihr nach.

Wanderbursche springt vom Tisch auf und packt Michajla am Arme. Du hast kein Recht dazu!

Michajla bleibt stehen und sieht verdutzt den Wanderburschen an. Hast wohl schon lange keine Prügel bekommen?

Wanderbursche. Du hast absolut kein Recht, das weibliche Geschlecht einer Mißhandlung zu unterziehen.

Michajla. Ach, du Schuft! Hast du so was schon mal gesehen? Zeigt ihm die Faust.

Wanderbursche. Ich erlaube es nicht, daß das weibliche Geschlecht so exploitiert wird.

Michajla. Ich will dich arplattieren, daß du die Engel im Himmel pfeifen hörst!

Wanderbursche hält ihm sein Gesicht hin. Da, schlag zu! Warum schlägst du nicht? Immer schlag zu!

Michajla zuckt die Achseln und macht eine unschlüssige Handbewegung. Und wenn ich's tue?

Wanderbursche. Ich sag' doch: schlag zu!

Michajla. Bist 'n sonderbarer Rauz, wenn ich dich so anseh'. Läßt die Arme sinken und schüttelt den Kopf.

Ignat zum Wanderburschen. Man sieht's dir gleich an, daß du ein Weiberfreund bist, Schwerebrett noch eins.

Wanderbursche. Ich trete nur fürs Recht ein.

Michajla zu Marfa, geht schwer atmend nach dem Tische. Na, Marfa, bedank' dich bei ihm — kannst 'ne dicke Kerze für sein Seelenheil stiften. Wär' er nicht dazwischen gekommen, ich hätt' dir die Knochen im Leibe zerschlagen.

Marfa. Was soll man von dir auch Besseres erwarten! Sein Leben lang kann man sich radern, kann backen und kochen, und wenn du einen in der Krone hast . . .

Michajla. Na, schon gut, schon gut. Bietet dem Wanderburschen ein Glas Brantwein an. Trink! Zu seiner Frau. Und du — was flennst du denn? Darf man sich nicht mal 'nen Spaß erlauben? Da ist das Geld, heb's auf: drei Rubel, und noch drei Rubel, und hier — zwei Zwanziger.

Marfa nimmt das Geld und geht damit, während sie schweigend das Kopftuch zurechtzieht, hinter den Verschlag.

Akulina. Und wo ist der Tee und der Zucker, den du mitbringen solltest?

Michajla holt ein Päckchen aus der Tasche hervor und legt es aufs Fenster. Zu dummes Volk, diese Weiber! Schenkt dem Wanderburschen nochmals ein. Da, trink!

Wanderbursche trinkt nicht. Trink doch selbst!

Michajla. Na, so zier' dich doch nicht!

Wanderbursche trinkt. Zur Gesundheit!

Ignat zum Wanderburschen. Du mußt schon recht viel durchgemacht haben, sollt' ich meinen. Was für'n hübsches Schafett du da hast! Ein wunderschönes Schafett, Schwerebrett noch eins! Wo hast du denn das her? Zeigt auf die zerrissene Jacke des Wanderburschen. Laß es nur nicht flicken, es ist so viel schöner! Ein bißchen alt scheint es ja zu sein, aber was ist da schon zu machen! Wenn ich so'n Schafett hätte, würden mich die Weiber sicher auch gern haben. Zu Marfa. Hab' ich recht?

Mkulina. Das ist nicht schön von dir, Zwanytsch, daß du dich so ohne Grund über einen Menschen lustig machst.

Wanderbursche. Das liegt an seiner mangelhaften Bildung.

Ignat. Ich hab' ihn doch so gern. Da, trink! Schenkt ihm Branntwein ein.

Der Wanderbursche trinkt.

Mkulina. Du sagtest doch selbst, daß der da — zeigt auf das Glas — an allem schuld ist, und daß du feinetwegen schon gefessen hast.

Michajla. Gefessen hast du? Warum?

Wanderbursche starrt berauscht. Wegen einer Expropriation.

Michajla. Wie soll man das verstehen?

Wanderbursche. Na, eben so: wir kamen zu ihm, zu dem Dickwanst nämlich. Heraus mit deinem Geld, sagten wir, sonst sieh dir diesen da an — den Revolver

nämlich. Er zappelt und rennt hin und her, und schließlich nimmt er sage und schreibe zweitausenddreihundert Rubel aus dem Kasten.

Akulina. Ach du meine Güte!

Wanderbursche. Wir waren eben dabei, über die Verwendung des Geldes zu beraten. Sembrikow hatte den Vorsitz. Da kam uns dieses . . . Gefindel auf den Hals. Sie nahmen uns fest und sperrten uns ins Gefängnis.

Ignat. Und das Geld nahmen sie euch fort?

Wanderbursche. Versteht sich. Das heißt — überführen konnten sie mich nicht. Der Staatsanwalt meinte bei der Verhandlung: Ihr habt das Geld gestohlen, meinte er. Und ich gab ihm gleich darauf Bescheid: Stehlen ist Sache der Diebe, sagte ich — wir haben nur eine Expropriation vorgenommen, für die Rasse. Da blieb er mir die Antwort schuldig — redete und redete, doch war's eben keine Antwort. Führt ihn wieder ab, sagte er schließlich — ins Gefängnis, in die Freiheitsentziehung.

Ignat. Ein fixer Kerl bist du doch, ein schneidiger Junge. Schenkt ihm Branntwein ein! Da, trink — Schwerebrett noch eins!

Akulina. Fluch' doch nicht immer so!

Ignat. Das heißt doch nicht fluchen, Großmütterchen — das ist nur so meine Redensart: Schwerebrett noch eins! Schwerebrett noch eins! . . . Da, trink mit uns, Großmütterchen!

Marfa kommt wieder vor, geht an den Tisch und schenkt Tee ein.

Michajla. So recht! Nur nicht brummen und schimpfen. Das hast du ihm zu verdanken. Ich bin dir doch gut, Marfa! Zum Wanderburschen. Meinst du vielleicht nicht? Umarmt Marfa. Ich bin meiner Alten

gut — da, wie gut ich ihr bin! Meine Alte ist 'n Staatsweib. Ich gebe sie für keine andre her.

Ignat. So ist's recht. Großmütterchen, Akulina, trink! Ich spendiere.

Wanderbursche. Da sieht man die Kraft der Enerschie! Erst waren alle so melancholisch, und jetzt ist die schönste Stimmung da, lauter Freundschaft und Liebe. Großmütterchen, ich liebe dich — dich und alle Menschen! Geliebte Brüder mein! Singt ein Revolutionslied.

Michajla. Er ist ihm zu Kopfe gestiegen, so auf den ausgehungerten Magen.

Zweite Szene

Morgen. Michajla schläft. Marfa und Akulina wirtschaften herum.

Marfa nimmt das Beil. Ich geh' Holz hacken.

Akulina mit dem Eimer in der Hand. Wenn jener nicht gewesen wäre, hätt' er dich gestern sicher geprügelt. Wo steckt er eigentlich? Man sieht ihn nicht. Er ist wohl schon losgegangen.

Beide nacheinander ab.

Michajla klettert vom Ofen herunter. Nun seh' einer — wie hoch die Sonne schon steht! Zieht seine Stiefel an. Die Weiber sind wohl nach Wasser gegangen. Puh, wie der Schädel schmerzt! Ich tu's nicht wieder. Der Teufel soll das Zeug holen. Betet, wäscht sich. Jetzt rasch angespannt!

Marfa kommt mit dem zerkleinerten Holze.

Marfa. Wo ist denn der Stromer von gestern? Schon fort?

Michajla. Er ist nicht zu sehen. Wird wohl schon fort sein.

Marfa. Nun, Gott mit ihm. Scheint kein dummer Kerl zu sein.

Michajla. Weil er für dich eingetreten ist?

Marfa. Nicht darum...

Michajla zieht seinen Rock an.

Marfa. Hast du gestern den Tee und den Zucker weggeräumt?

Michajla. Ich denke, du hast alles fortgenommen?

Akulina kehrt mit dem Eimer zurück.

Marfa zu Atulina. Hast du vielleicht gestern den Tee und den Zucker weggenommen?

Atulina. Daß ich nicht wüßte.

Michajla. Ich habe beides aufs Fenster gelegt.

Atulina. Da hab' ich's auch gesehen.

Marfa. Wo mag's nur hingekommen sein?

Sie suchen.

Atulina. Nein, so was! Die Sünde!

Der Nachbar kommt herein.

Nachbar. Na, Lichonytsch, wie steht's? Fahren wir nach Holz in den Wald?

Michajla. Ich denk' doch. Ich spanne gleich an. Wir suchen hier nämlich etwas, das verloren gegangen ist.

Nachbar. So, so. Was war's denn?

Marfa. Mein Mann hat gestern abend Tee und Zucker aus der Stadt mitgebracht. Hier aufs Fenster hat er beides gelegt. Ich dachte nicht daran, es wegzuräumen, und nun ist's mit einem Mal verschwunden.

Michajla. Wir dachten schon, ob's nicht der Wanderbursche genommen hat. Es hat hier nämlich einer genächtigt.

Nachbar. Ein Wanderbursche? Wie sah er aus?

Marfa. So ein magerer war es, ohne Bart.

Michajla. In einer zerrissenen Jacke.

Nachbar. So ein Krauskopf, mit 'ner gebogenen Nase?

Michajla. Ganz recht!

Nachbar. Dem bin ich eben begegnet. Ich wunderte mich noch, warum er so rasch lief.

Michajla. Ganz sicher hat er's genommen. Wo bist du ihm begegnet?

Nachbar. Hier ganz in der Nähe. Er kann noch nicht über die Brücke sein.

Michajla nimmt seine Mütze und läuft mit dem Nachbar rasch hinaus. Wir wollen ihm nach. Der Spikbube! Ganz sicher war er's.

Marfa. O die Sünde, die Sünde! Er war es ganz bestimmt.

Atulina. Und wenn er's nun nicht war? So hat man auch mal vor zwanzig Jahren einen Menschen beschuldigt, daß er ein Pferd gestohlen hätte. Alles lief zusammen. Der eine erzählte, er habe gesehen, wie er es bemalte, der andere sagte, er habe gesehen, wie er es wegführte. Ein scheckiges Pferd war's, und gehörte dem Onkel, und mußte gleich jedem Menschen auffallen. Alle machten sich auf und begannen zu suchen. Und im Walde kommt ihnen eben jener Bursche entgegen. Du bist es, sagen sie. Er schwört heilig und teuer, daß er's nicht gestohlen hat. Ach, was zaudern wir noch lange, sagen sie da — die Weiber werden schon recht haben, daß er es war. Er wurde nun grob, und Jegor Lapuschkin, ein hicköpfiger Bauer — er ist schon lange tot — holt aus und schlägt ihn mir nichts, dir nichts übern Schädel. Du bist's gewesen! ruft er, und schlug ihn noch einmal, und dann stürzten sich auch die andern auf ihn und schlugen mit Fäusten und Knütteln auf ihn los, bis er mausetot war. Na, und was sagst du? Am andern Tage entdeckten sie den wirklichen Dieb. Jener andere aber war gar kein Dieb, sondern wollte sich nur im Walde einen Baum aussuchen.

Marfa. Ach ja, wie bald ist 'ne Sünde geschehen! Und der hier scheint doch kein schlechter Mensch, wenn er auch arg heruntergekommen ist.

Atulina. Freilich wohl. Ein armer Schlucker ist's — was soll man den groß strafen!

Marfa. Ich hör' sie schon rufen, sie bringen ihn.

Michajla und der Nachbar treten ein, dann folgt ein junger Bauernbursche und ein älterer Mann, die beide den Wanderburschen vor sich herstoßen.

Michajla hat den Tee und den Zucker in der Hand, erregt zu seiner Frau. In seiner Hosentasche haben wir's gefunden. Der Spikbube, der Hundsfott!

Mkulina zu Marfa. Er hat's wirklich getan — der Ärmste, wie er den Kopf hängen läßt!

Marfa. Er hat's doch gestern abend selbst gesagt: wenn er betrunken ist, stibigt er, was ihm unter die Hand kommt.

Wanderbursche. Ich bin kein Dieb, sondern ein Expropriateur, ein Mann der Tat. Doch das könnt ihr nicht verstehen. Macht, was ihr wollt.

Nachbar. Wohin bringen wir ihn — zum Schulzen, oder gleich zur Polizei?

Wanderbursche. Ich sage: macht, was ihr wollt. Ich fürchte mich vor nichts und bin bereit, für meine Überzeugungen alles zu ertragen. Wenn ihr gebildet wäret, würdet ihr's begreifen . . .

Marfa zu ihrem Gatten. Laßt ihn in Gottes Namen laufen. Die Sachen habt ihr zurückgebracht — laßt ihn gehen, ohne euch zu versündigen.

Michajla wiederholt die Worte seiner Frau. „Ohne euch zu versündigen . . .“ Jetzt will sie uns gar belehren — wir wissen auch ohne dich, was wir zu tun haben.

Marfa. Ich meine nur, ihr sollt ihn laufen lassen . .

Michajla. „Laufen lassen!“ Wir wissen schon, was wir zu tun haben. Dumme Gans! Laufen lassen! Gewiß werden wir ihn laufen lassen — aber vorher will ich ihm noch ein Wörtchen sagen, das er sich merken soll. Zum Wanderburschen. Hör' also, du Musjö, was ich dir jetzt sage: wenn du auch schlimm genug dran bist, so

war es doch schlecht von dir, sehr schlecht. Ein anderer würde dir dafür die Rippen im Leibe zerbrechen und dich obendrein zum Wachtmeister führen. Und ich sage dir nur: es war schlecht von dir gehandelt, sehr schlecht. Aber weil's dir so schon schlimm genug geht, will ich's dir nachsehen: geh in Gottes Namen! Er hält inne, alle schweigen feierlich. Und tu's nicht wieder! Er sieht seine Frau an. Und du willst mich belehren!

Nachbar. Aber nicht doch, Michajla, nicht doch — du verwöhnst ja die Kerle!

Michajla hält das Paket mit dem Tee und Zucker immer noch in der Hand. Was tut's? Das ist meine Sache. Zu seiner Frau. Und du willst mich belehren! Hält inne, blickt auf das Päckchen und reißt es entschlossen, während er seine Frau ansieht, dem Wanderburschen hin. Da, nimm's! Kannst unterwegs mal 'n Glas Tee trinken. Zu seiner Frau. Und du willst mich belehren! Geh nun, geh, sag' ich dir, es gibt nichts weiter zu reden.

Wanderbursche nimmt das Päckchen; Schweigen. Du denkst, ich verstehe dich nicht? Seine Stimme zittert. Ich verstehe dich vollkommen! Hättest du mich durchgeprügelt wie 'nen Hund, dann wäre mir jetzt leichter ums Herz. Meinst du, ich weiß nicht, wer ich bin? Ein Schurke bin ich, ein degeneriertes Subjekt, möcht' ich sagen. Verzeih mir, um Christi willen! Er schluchzt auf, wirft das Päckchen auf den Tisch und geht rasch davon.

Marfa. Ein Glück, daß er das Paket nicht mitgenommen hat, sonst hätten wir jetzt keinen Tee.

Michajla zu seiner Frau. Und du willst mich belehren!

Nachbar. Wie er aufgeschluchzt hat, der Ärmste!

Akulina. Ist doch auch ein Mensch!

Was ich im Traume sah

1.

„Als Tochter existiert sie nicht mehr für mich, verstehst du, existiert einfach nicht, aber ich kann sie doch schließlich nicht fremden Leuten auf den Hals laden. Ich werde es so einrichten, daß sie leben kann, wie sie will, aber kennen darf ich sie nicht mehr. Nein. Nie hätte ich mir so etwas auch nur träumen lassen . . . Entsetzlich, entsetzlich!“

Er zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und hob die Augen zum Himmel empor. Der so sprach, war der sechzigjährige Fürst Michail Iwanowitsch S., der sich mit seinem jüngeren Bruder, dem fünfzigjährigen Fürsten Peter Iwanowitsch S., der als Gouverneur in einem der zentralen Bezirke funktionierte, unterhielt.

Das Gespräch fand in der Gouvernementsstadt statt, wohin der ältere Bruder aus Petersburg gekommen war, nachdem er erfahren hatte, daß seine Tochter, die vor einem Jahre heimlich aus seinem Hause entflohen war, mit ihrem Kinde in dieser Stadt ihr Heim aufgeschlagen hatte. Fürst Michail Iwanowitsch war ein stattlicher, frischer, hochgewachsener Greis, mit grauweißem Haar und Bart, stolzen, sympathischen Gesichtszügen und ebensolchen Manieren. Seine Familie bestand aus einer verärgerten Frau von plebejischen Allüren, die wegen jeder Kleinigkeit mit ihm zankte, einem nicht ganz wohlgeratenen Sohne, der ein Verschwender und Trinker, nach Ansicht des Vaters jedoch ein „durchaus anständiger“ Mensch war, und aus zwei

Töchtern, von denen die ältere sich gut verheiratet hatte und in Petersburg lebte, während die jüngere, seine Lieblingstochter Lisa, eben jene Verlorene war, deren Spur er jetzt hier aufgefunden hatte.

Fürst Peter Iwanowitsch hätte den Bruder gern gefragt, unter welchen näheren Umständen Lisa das Haus verlassen habe, und wer der Vater des Kindes sei. Er konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, diese Fragen zu stellen. Schon heute früh, als seine Frau dem Schwager ihr Mitgefühl auszudrücken begann, hatte er gemerkt, welch tiefer Schmerz sich auf dem Gesicht des Bruders ausprägte und welche Mühe es ihm machte, diesen Schmerz unter der Maske ungebeugten Stolzes zu verbergen, indem er die Schwägerin nach dem Preise ihrer Wohnung fragte. Während des Frühstücks, in Gegenwart der Familie und der Gäste, war er, wie immer, geistreich und ein wenig boshaft. Abgesehen von den Kindern, denen er eine Art ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit entgegenbrachte, bewahrte er allen gegenüber einen unnahbaren Hochmut. Dabei hielt er sich so ungezwungen, daß alle ihm gleichsam das Recht zugestanden, hochmütig zu sein.

Am Abend spielte der Bruder mit ihm eine Partie „Wint“. Als er sich darauf in das für ihn hergerichtete Zimmer zurückgezogen hatte und eben das künstliche Gebiß aus dem Munde nehmen wollte, klopfte jemand leise an seine Thür.

„Wer ist da?“

„C'est moi, Michel.“

Fürst Michail Iwanowitsch erkannte die Stimme der Schwägerin, runzelte die Stirne, legte das Gebiß wieder ein, sprach halblaut vor sich hin: „Was mag sie nur wollen?“ und fügte laut hinzu:

„Entrez!“

Die Schwägerin war ein stilles, sanftes Geschöpf, das sich ohne Murren dem Gatten unterwarf; sie galt als verschoben, und es gab Leute, die sie sogar für eine ausgemachte Närrin hielten. Sie war ganz hübsch, ging aber stets zerzaust und nachlässig gekleidet umher, war fortwährend zerstreut und hatte die sonderbarsten, für eine Gouverneurin ganz unpassenden, unaristokratischen Gedanken, die sie zum Staunen ihres Gatten und ihrer Bekannten zuweilen ganz plötzlich vor allen Leuten aussprach.

„Vous pouvez me renvoyer, mais je ne m'en irai pas, je vous le dis d'avance“ — begann sie mit dem ihr eigenen Mangel an Logik.

„Dieu préserve!“ entgegnete der Schwager mit seiner gewohnten, etwas übertriebenen Höflichkeit, indem er ihr einen Sessel zuschob.

„Ça ne vous dérange pas?“ — sagte sie, eine Zigarette herausnehmend. „Sehen Sie, Michel, ich möchte Ihnen nichts Unangenehmes sagen, ich möchte nur Lisas wegen ein paar Worte sprechen.“

Michail Zwanowitsch seufzte tief auf, offenbar vor Schmerz, beherrschte sich jedoch sogleich wieder und jagte mit einem müden Lächeln: „Ich kann natürlich nicht umhin, mit dir über ein Thema zu sprechen, das du selbst bestimmt hast.“ Er sah sie bei diesen Worten nicht an und vermied es ganz offensichtlich, das Gesprächsthema näher zu bezeichnen.

Aber die korpulente, rundliche, hübsche Schwägerin ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. Sie sah ihn nur immer mit dem guten, sanften Blick ihrer blauen Augen an, seufzte noch tiefer als er und sagte:

„Michel, mon bon ami, haben Sie Mitleid mit ihr!“

— Sie war, wie stets im Gespräch mit dem Schwager, auf das „Sie“ übergegangen. „Sie ist doch auch ein Menschenkind.“

„Ich habe nie daran gezweifelt,“ entgegnete Michail Iwanowitsch mit unangenehmem Lächeln.

„Sie ist Ihre Tochter.“

„Sie war es, jawohl. Aber, liebe Aline, wozu diese Gespräche?“

„Michel, mein Lieber, suchen Sie sie auf! Ich wollte Ihnen nur das eine sagen, daß der Mensch, der an allem schuld ist . . .“

Fürst Michail Iwanowitsch fuhr auf, sein Gesicht nahm einen furchtbaren Ausdruck an.

„Um Gottes willen, sprechen wir nicht davon! Ich habe mich genug gequält. Jetzt habe ich keinen andern Wunsch als den, sie so zu stellen, daß sie niemandem zur Last fällt, daß sie sich mir nicht zu nähern braucht, daß sie für sich bleiben kann, wie wir für uns bleiben, ohne sie zu kennen. Ich kann nicht anders.“

„Michel, immer nur das ‚Ich‘! Auch sie ist doch solch ein ‚Ich‘.“

„Gewiß, liebe Aline, aber bitte, lassen wir das. Es ist mir zu schmerzlich.“

Alexandra Dmitrijewna schwieg nur und schüttelte den Kopf.

„Ist Ihre Frau derselben Meinung?“

„Genau derselben.“

Alexandra Dmitrijewna schnalzte mit der Zunge.

„Brisons la dessus. Et bonne nuit,“ sagte er.

Doch Alexandra Dmitrijewna ging noch immer nicht. Sie schwieg ein Weilchen.

„Petja sagte mir, Sie wollten der Frau, bei der sie wohnt, Geld für sie geben. Kennen Sie die Adresse?“

„Ja.“

„Tun Sie es, bitte, nicht durch Vermittlung dieser Frau, sondern fahren Sie selbst hin. Sehen Sie sich nur an, wie sie lebt. Wenn Sie sie nicht sehen wollen, werden Sie sie sicherlich nicht treffen. Ihn finden Sie dort nicht. Rein Mensch ist da.“

Michail Zwanowitsch zitterte am ganzen Leibe.

„Ach, warum quälen Sie mich denn so, warum? Das ist nicht gastfreundlich.“

Alexandra Dmitrijewna erhob sich und sagte mit Tränen in der Stimme, voll Rührung über ihre eigne Herzengüte:

„Sie ist so bedauernswert, und so gut.“

Er erhob sich und wartete, wann sie enden würde. Sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Michel, das ist nicht schön,“ sagte sie und verließ das Zimmer.

Lange darauf noch ging Michail Zwanowitsch auf dem Teppich des Zimmers, das ihm als Schlafgemach angewiesen war, auf und ab. Er runzelte die Stirn, fuhr jeden Augenblick zusammen und stöhnte: „Oh, oh!“ Sobald er jedoch seine Stimme vernahm, erschrak er und verstummte.

Ihn quälte der verletzete Stolz. Das also war seine Tochter — die Tochter des Mannes, dessen Mutter die berühmte Awdotja Borissowna, die Freundin einer Kaiserin, war, deren Bekanntschaft dereinst als eine große Ehre gegolten hatte. Sein ganzes Leben hatte er als Ritter ohne Furcht und Tadel verbracht. Daß er von einer Französin einen außerehelichen Sohn besaß, den er im Auslande untergebracht hatte, verminderte die hohe Meinung nicht, die er von sich selbst hatte. Und nun hatte seine Tochter, für die er alles getan hatte,

was ein Vater nur tun konnte und tun mußte, der er eine vorzügliche Erziehung gegeben und die Möglichkeit verschafft hatte, sich in der höchsten und besten russischen Gesellschaft einen Gatten auszusuchen, der er alles gewährt hatte, was ein junges Mädchen sich nur irgend wünschen kann, die er geliebt und geschätzt hatte, und auf die er stolz gewesen war — nun hatte eben diese Tochter ihn entehrt, ihm einen Schimpf zugefügt, nach dem er den Leuten nicht mehr ins Gesicht sehen und sich nur noch vor Scham in irgendeinen Winkel verkriechen konnte.

Er gedachte der Zeit, da er sie nicht nur als seine Tochter, als Familienmitglied betrachtet, sondern sie zärtlich geliebt, sich mit ihr gefreut, sie mit Stolz sein Kind genannt hatte. Er entsann sich, wie sie ausgelesen hatte, als sie acht oder neun Jahre alt gewesen: ein kluges, lebhaftes, graziöses Kind, das alles verstand, mit glänzenden, schwarzen Augen und hellbraunem, frei auf den Rücken herabfallendem Haar. Er entsann sich, wie sie ihm auf den Schoß hüpfte, ihn umarmte und hinten im Nacken kitzelte, wie sie lachte und trotz seines Zurufs nicht aufhörte, um ihn dann auf den Mund, die Augen und die Wangen zu küssen. Er war ein Feind aller Zärtlichkeiten, hier aber wurde er weich, er konnte nicht widerstehen, und er erinnerte sich, wie angenehm ihm ihre Liebkosungen gewesen.

Und dieses einstmals so herzige, liebe Wesen hatte das werden können, was es jetzt war — ein Geschöpf, an das er nicht ohne Widerwillen denken konnte.

Er gedachte jetzt auch der Zeit, da sie zum Weibe geworden war, und entsann sich jenes besonderen, aus Furcht und Empfindlichkeit gemischten Gefühls, das er empfand, wenn er bemerkte, daß die Männer auf sie

wie auf ein Weib blickten. Er entsann sich jenes Gefühls der Eifersucht, das ihn beschlich, wenn sie im Bewußtsein ihrer Schönheit voll Koketterie zu ihm kam, um sich ihm im Ballkleid zu zeigen, oder wenn er sie auf den Bällen sah. Er fürchtete diese unreinen Blicke, die ihr folgten, die sie indes nicht nur nicht empörten, sondern sogar zu freuen schienen.

„Welch ein Aberglaube ist doch dieser Glaube an die Reinheit der Frauen! Sie kennen kein Schamgefühl, sie besitzen keins.“

Er dachte daran, wie sie ganz unbegreiflicherweise zwei sehr gute Partien ausgeschlagen und sich immer mehr an ihren Erfolgen in der großen Welt berauscht hatte. Aber diese Erfolge konnten nicht lange anhalten. Es vergingen zwei, drei Jahre. Alle hatten sich an ihren Anblick gewöhnt, sie war ja schön, aber doch schon über die erste Blüte hinaus, und war gleichsam ein Zuhörer aller Bälle geworden. Michail Zwanzowitsch sah voraus, daß sie sitzen bleiben würde, und hatte nur noch den einen Wunsch, sie schnellstens zu verheiraten, wenn auch nicht so gut, wie es früher möglich gewesen wäre, so doch irgendwie auf anständige Weise.

Aber sie verharrte in ihrer herausfordernd stolzen Haltung, und als er jetzt daran zurückdachte, stieg ein noch bittereres Gefühl gegen sie in ihm auf.

„So viele anständige Leute hat sie ausgeschlagen, um nun dieses Entsetzliche zu tragen. Oh, oh!“ stöhnte er wieder auf.

Er machte Halt, zündete sich eine Zigarette an und dachte nach, wie er ihr das Geld zukommen lassen könnte, ohne sie zu sehen. Doch da stieg wiederum die Erinnerung in ihm auf: er sah, wie sie, bereits als

Zwanzigjährige, mit einem vierzehnjährigen Knaben, einem Pagen, der auf ihrem Landgute zu Besuch weilte, eine Liebelei angeknüpft hatte, wie sie den Knaben bis zum Wahnsinn getrieben, wie er geschluchzt und gestöhnt hatte, und wie ruhig, kalt und fast roh sie ihm, dem Vater, geantwortet hatte, als er, um diesem törichtem Roman ein Ende zu machen, dem Knaben abzureisen befahl. Er entsann sich, wie die Beziehungen zu ihr, die auf seiner Seite bereits stark abgekühlt waren, nun auch auf ihrer Seite vollkommen erkalteten. Es schien, daß sie sich durch irgend etwas verlekt fühlte.

„Wie recht hatte ich damals,“ dachte er jetzt. „Sie ist eine schamlose, bössartige Natur.“

Und dann kam die letzte furchtbare Erinnerung — an jenen Brief aus Moskau, in dem sie schrieb, sie könne nicht nach Hause zurückkehren, sie sei ein unglückliches, verlorenes Weib, er möge ihr vergeben und sie vergessen, und die furchtbare Erinnerung an die Gespräche mit seiner Frau und an die zynischen Vermutungen, die schließlich zur Gewißheit wurden, daß das Unglück in Finnland geschehen sei, wohin man sie zu einer Tante zum Besuch geschickt hatte, und daß der Urheber des Unglücks ein hergelaufener schwedischer Student sei, ein hohler, nichtsnutziger Mensch, der bereits verheiratet war.

An alles dies dachte er jetzt, schritt auf dem Teppich des Gastzimmers auf und ab und erinnerte sich seiner einstigen Liebe zu dieser Tochter, die sein Stolz gewesen. Er war von Entsetzen erfüllt über ihren ungreiflichen, unverständlichen Fehltritt, und von Haß wegen des Schmerzes, den sie ihm bereitet. Er erinnerte sich der Worte der Schwägerin und suchte sich

vorzustellen, daß er ihr verzieh — kaum aber tauchte der Gedanke an „ihn“ in ihm auf, als von neuem Entsetzen, Ekel und beleidigter Stolz seine Brust erfüllten. Von neuem stöhnte er: „Oh, oh!“ — und bemühte sich, an etwas anderes zu denken.

„Nein, das ist unmöglich. Ich werde Peter das Geld geben, damit er es ihr monatlich auszahle. Ich aber — ich habe keine Tochter mehr . . .“

Und wieder geriet er in den Bann jenes seltsamen, gemischten Gefühls, das ihn ununterbrochen marterte: des Gefühls der Rührung, das die Erinnerung an seine einstige Liebe zu ihr hervorrief, und des qualvollen Bornes darüber, daß sie ihm einen solchen Schmerz hatte zufügen können.

2.

Lisa hatte in diesem letzten Jahre unvergleichlich mehr durchlebt, als in allen vorhergehenden fünfundzwanzig Jahren. In diesem Jahre begriff sie plötzlich die ganze Leere ihres früheren Lebens: die ganze Niedrigkeit und Gemeinheit des Lebens, das sie in ihrer reichen Petersburger Gesellschaft und in ihrem Elternhause führte, wo sie gleich den andern mit dem animalischen Leben gespielt hatte, nur an seiner Oberfläche haftend, ohne in seine Tiefen hinabzusteigen.

Ein, zwei, drei Jahre war das so ganz gut gegangen, als aber alle diese Soireen und Bälle, die Konzerte und Soupers, die Ballkleider und Frisuren, die ihre Reize ins rechte Licht stellen sollten, die jungen und alten Verehrer, die alle sich als Wissende aufspielten und ein Recht darauf zu haben schienen, alles zu genießen und über alles zu spötteln, als alle diese Sommeraufenthalte, die Monate auf dem Lande in der ewig gleichen Natur,

die auch nur ihre Oberfläche zum Genusse darbot, als die Musik, die Lektüre, die nur flüchtig die wichtigen Fragen des Lebens berührten, ohne sie zu lösen, als alles dies so sieben, acht Jahre gedauert und ihr nicht nur keinen Wandel, keine Abwechslung gebracht, sondern im Gegenteile mehr und mehr seinen Reiz verloren hatte — da geriet sie in Verzweiflung, bekam Anfälle von tiefer Hoffnungslosigkeit und wünschte sogar den Tod herbei. Die Freundinnen lenkten ihren Betätigungstrieb auf das Gebiet der Wohltätigkeit. Sie sah das echte, wirkliche, abstoßende Elend wie das geheuchelte, das noch elender, noch abstoßender war. Sie sah diese grausame Kälte der Protektorinnen, die in ihren teuren Equipagen und kostbaren Toiletten vor den Hütten der Armut vorfuhrten, und es ward ihr immer schwerer, immer trauriger zumute. Sie sehnte sich nach etwas Echem, nach dem Leben statt des bloßen Spiels mit dem Leben, das nur den Rahm von oben abschöpfte. Sie fand aber nichts. Ihre schönste Erinnerung war die Liebe zu dem Kadetten Roko, wie er genannt wurde. Das war ein schönes, herzliches, unmittelbares Gefühl gewesen, jetzt aber kam nichts Ähnliches mehr und konnte auch nicht kommen. Sie verfiel mehr und mehr in Gram und Schwermut, und in dieser schwermütigen Stimmung fuhr sie zu ihrer Tante nach Finnland. Die neue Umgebung, die neue Natur, die neuen, eigenartigen Menschen erschienen ihr besonders verlockend.

Wie und wann das angefangen hatte, darüber konnte sie sich keine Rechenschaft geben. Bei der Tante war ein Schwede zu Besuch. Er sprach von seinen Arbeiten, von seinem Volke, von dem neuesten schwedischen Roman, und sie wußte selbst nicht, wie und wann diese

entfesselte Ansteckung mittels des Lächelns und der Blicke begann, deren Sinn sich durch Worte nicht ausdrücken ließ, die jedoch eine weit über alle Worte hinausgehende Bedeutung hatten. Diese Blicke und dieses Lächeln enthüllte ihnen nicht nur ihre Seelen, sondern auch gewisse große und wichtige Geheimnisse, die der ganzen Menschheit gemeinsam sind. Jedes Wort, das sie sprachen, gewann durch dieses Lächeln die tiefste, glücklichste Bedeutung. Dieselbe Bedeutung gewann auch die Musik, die sie zusammen hörten, gewannen auch die Lieder, die sie zusammen sangen, und die Bücher, die sie sich gegenseitig vorlasen. Zuweilen stritten sie sich, jedes verteidigte seine Meinung, doch es genügte nur, daß ihre Blicke sich trafen, daß das Lächeln auf ihren Gesichtern erglänzte, und aller Streit sank irgendwohin zu Boden, und sie schwebten über ihn empor, in irgend welche erhabene Regionen, zu denen nur sie allein Zutritt hatten.

Wie es geschah, wie und wann hinter diesen Blicken und diesem Lächeln der Teufel hervortrat und von beiden zu gleicher Zeit Besitz ergriff, das hätte sie nicht sagen können. Als sie jedoch zum erstenmal die Furcht vor dem Teufel empfand, waren die unsichtbaren Fäden, die sie aneinander fesselten, bereits so verflochten und verknüpft, daß sie sich machtlos fühlte, ihnen zu entinnen, und alle ihre Hoffnung auf ihn, auf seinen Edelmut setzte. Sie hoffte, er würde von seiner Macht keinen Gebrauch machen, in ihrem tiefsten Innern jedoch wünschte sie, wenn auch unklar und unbestimmt, das Gegenteil.

Ihre Widerstandsfähigkeit wurde dadurch noch vermindert, daß sie nichts hatte, worauf sie sich hätte stützen können. Der Verkehr in der Gesellschaft mit seiner Ober-

flächlichkeit und Falschheit war ihr samt allem, was er ihr bot, zuwider. Für ihre Mutter empfand sie keine Liebe, der Vater hatte sie, wie es ihr schien, ganz von sich gestoßen, und sie sehnte sich leidenschaftlich nicht nach dem Spiel des Lebens, sondern nach dem Leben selbst. Und in der Liebe, der unbegrenzten Liebe der Frau zum Manne, ahnte sie dieses Leben. Auch ihre leidenschaftliche, gesunde Natur wies ihr diesen Weg. Und dieses Leben erschien ihr in ihm verkörpert, in seiner hohen, kräftigen Gestalt, seinem blonden Haupte und dem hellen, nach oben gerichteten Schnurrbart, unter dem ein bezwingendes Lächeln reizte und lockte und das Beste und Schönste in der Welt zu verheißen schien. Und dieses Lächeln, diese Blicke, diese Hoffnungen und Verheißungen von etwas unglaublich Schönem führten schließlich dahin, wohin sie führen mußten, zu einem Ergebnis, das sie fürchtete und zugleich unklar und unbewußt erwartete. Und mit einem Schlage verwandelte sich dann all das Schöne, Frohe, Erhabene und Hoffnungsvolle in etwas Widerliches, Tierisches, das nicht nur traurig, sondern entsetzlich, verzweiflungsvoll war.

Sie blickte ihm ins Auge und versuchte zu lächeln und sich den Anschein zu geben, als fürchte sie nichts und sehe alles als etwas Notwendiges an, das nicht anders sein könne, in der Tiefe ihres Herzens jedoch fühlte sie, daß nun alles verloren war, daß das nicht in ihm war, was sie suchte, was in ihr selbst war, was auch in Roko gewesen war. Sie sagte ihm, daß er nun an ihren Vater schreiben und um ihre Hand anhalten müsse. Er versprach es ihr. Später, bei der zweiten Zusammenkunft, sagte er, er könne das nicht jetzt gleich tun. In seinen Augen lag etwas Feiges, Unklares, und noch stärkere Zweifel als früher stiegen nun in ihrer Seele auf. Am

folgenden Tage schrieb er ihr einen Brief, in dem er ihr mittheilte, er sei verheiratet, seine Frau habe ihn vor langer Zeit verlassen, er fühle sich ihr gegenüber schuldig und bitte sie um Verzeihung. Sie rief ihn zu sich und sagte ihm, daß sie ihn liebe, daß es ihr gleichgültig sei, ob er verheiratet sei oder nicht, daß sie sich auf ewig mit ihm verbunden fühle und nicht von ihm lassen werde.

Bei der nächsten Zusammenkunft sagte er, daß er nichts besitze, daß seine Eltern arm seien und er ihr nur eine sehr armselige Existenz bieten könne. Sie entgegnete, sie brauche nichts und sei bereit, mit ihm zu gehen, wohin er nur wolle. Er redete ihr das aus und riet ihr, zu warten.

Sie willigte ein. Aber das Versteckspiel vor den Hausgenossen, die zufälligen Zusammenkünfte, der geheime Briefwechsel — alles das war ihr eine Qual, und sie drängte zur Abreise und Flucht.

Als sie nach Petersburg zurückgekehrt war, schrieb er ihr und versprach nachzukommen. Dann hörte er auf zu schreiben und blieb verschwunden. Sie versuchte nun in der früheren Weise zu leben, vermochte es aber nicht. Sie begann zu kränkeln, man ließ sie ärztlich behandeln, aber ihre Lage wurde schlimmer und schlimmer. Als sie endlich die Gewißheit hatte, daß sie etwas zu verbergen haben würde, was unbedingt verborgen bleiben mußte, beschloß sie, sich zu töten. Wie sollte sie es aber anfangen, daß der Tod als ein natürlicher erschien? Es schien ihr, daß sie den Entschluß, sich zu töten, endgültig gefaßt hatte; sie verschaffte sich Gift, schüttete es in einen Becher und schickte sich an, es zu trinken. Sie hätte ihr Vorhaben auch ausgeführt, wenn nicht in diesem Augenblick ihr fünfjähriger Neffe, das

Söhnchen ihrer Schwester, in ihr Zimmer gekommen wäre, um ihr ein Spielzeug zu zeigen, das die Großmutter ihm geschenkt hatte. Beim Anblick des Kindes hielt sie inne, liebte den Kleinen und brach plötzlich in Tränen aus. Sie stellte sich vor, daß sie selbst die Freuden einer Mutter hätte genießen können, wenn er nicht verheiratet gewesen wäre. Und der Gedanke an die Mutterschaft zwang sie zum ersten Male, in sich Einkehr zu halten, und nicht daran zu denken, was andere von ihr sagen würden, sondern einzig ihr eigenes, wirkliches Leben im Auge zu behalten. Sich um der Meinung anderer willen zu töten, schien ihr leicht, aber sich um seiner selbst willen zu töten, war unmöglich. Sie goß das Gift fort, dachte nicht mehr an Selbstmord und begann, in sich selbst zu leben. Dieses Leben war qualvoll, aber es war doch ein Leben, und sie wollte und konnte sich davon nicht trennen. Sie begann zu beten, was sie schon lange nicht mehr getan hatte, aber das brachte ihr keine Erleichterung. Sie litt nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Qualen willen, die ihr Vater erdulden würde, und die sie begriff. Er tat ihr so leid — sie wußte, daß diese Qualen unausbleiblich waren, und daß sie deren Urheberin war. So lebte sie einige Monate hin — bis ein für niemand sichtbares, von ihr selbst kaum bemerktes Ereignis eintrat, das in ihrem Leben eine völlige Umwälzung hervorbrachte. Als sie eines Tages bei der Arbeit saß — sie häkelte gerade eine Decke — fühlte sie plötzlich eine eigentümliche Bewegung in ihrem Innern. „Nein, das kann nicht sein!“ Sie saß wie erstarrt da, mit der Nadel und der Decke in der Hand. Und dann verspürte sie wieder dieselbe ganz seltsame Bewegung. War das wirklich ein lebendiges

Wesen? Sie vergaß in diesem Augenblick alles: den schändlichen Verrat des Geliebten, die Reizbarkeit ihrer Mutter, das Herzleid des Vaters, und auf ihrem Gesichte erstrahlte ein Lächeln, doch nicht jenes garstige Lächeln, mit dem sie sein ebenso garstiges Lächeln beantwortet hatte, sondern ein helles, reines, freudiges Lächeln.

Ein jäher Schrecken durchzuckte sie: sie hatte es zugleich mit sich selbst töten wollen! Alle ihre Gedanken waren nun darauf gerichtet, wie und wohin sie aus dem Hause fortgehen sollte, um Mutter zu werden. Eine unglückliche, elende Mutter — aber doch immer eine Mutter. Und sie ersann schließlich einen Ausweg: sie verließ das Elternhaus und fuhr nach der fernen Provinzstadt, wo niemand sie gefunden hätte, wo sie fern von den Ihrigen zu sein hoffte, wohin aber, was sie nie erwartet hätte, zu ihrem Unglück der Bruder ihres Vaters als Gouverneur versetzt wurde.

Sie wohnte schon den vierten Monat bei der Hebamme Maria Iwanowna, und als sie nun erfuhr, daß ihr Onkel in derselben Stadt wohne, traf sie sogleich Anstalten, nach einer anderen Stadt überzusiedeln.

3.

Michail Iwanowitsch erwachte früh, ging in das Kabinett seines Bruders, überreichte ihm einen Scheck über den Betrag, den er seiner Tochter anwies, und der ihr in monatlichen Raten ausgezahlt werden sollte, und fragte, wann der Schnellzug nach Petersburg abgehe. Der Zug ging um sieben Uhr abends ab, so daß Michail Iwanowitsch bis dahin noch dinieren konnte. Er trank den Kaffee in Gesellschaft der Schwägerin, die über

die für ihn so peinliche Angelegenheit kein Wort mehr sprach und ihn nur schüchtern anblickte, und er entfernte sich, um seinen gewohnten Morgenspaziergang zu machen. Alexandra Dmitrijewna begleitete ihn ins Vorzimmer.

„Gehen Sie in den Stadtpark, Michel, dort ist es sehr schön und überallhin so nahe,“ sagte sie, ihm vorwurfsvoll in das finstere Antlitz blickend.

Michail Iwanowitsch befolgte ihren Rat, ging in den Stadtpark, von wo aus es „überallhin so nahe“ war, und dachte voll Ingrimm über die Dummheit und Herzlosigkeit der Frauen nach.

„Sie hat kein Mitleid mit mir,“ dachte er mit Bezug auf die Schwägerin. „Sie kann meine Qualen gar nicht verstehen. Und sie?“ — er dachte an seine Tochter — „sie weiß, was das für mich bedeutet, welche Folter das für mich ist! Welch ein furchtbarer Schlag so am Ende des Lebens, das sie mir sicherlich verkürzt hat. Ach, lieber das Ende als diese Qualen! Und alles — um der schönen Augen eines Lumpen willen. Oh!“ stöhnte er laut auf, und eine grenzenlose Wut stieg in ihm bei dem Gedanken an die Gespräche auf, die man in der Stadt führen würde, wenn man von allem erfuhr. Oh, sicherlich wußten schon alle davon! Ein solcher Haß gegen sie erhob sich in ihm, daß er am liebsten ihr sogleich alles gesagt und deutlich vor Augen geführt hätte, was sie getan. Sie hatte ja keine Ahnung davon, was sie begangen. „Von dort ist's überallhin nahe,“ dachte er, holte sein Notizbuch aus der Tasche und las ihre Adresse: „Rüchenstraße, Abramows Haus, Wjera Iwanowna Silberstowa“. Unter diesem Namen lebte sie hier. Er ging bis zum Ausgang der Straße und rief eine Droschke herbei.

„Zu wem wollen Sie, mein Herr?“ fragte die Hebamme Maria Iwanowna, als er den engen Absatz der steilen, übelriechenden Treppe betrat.

„Ist Frau Silberstowa zu Hause?“

„Wjera Iwanowna? Ja, bitte, treten Sie ein. Sie ist eben hinuntergegangen, zum Krämer nebenan. Sie muß sofort kommen.“

Michail Iwanowitsch folgte der dicken Maria Iwanowna in das kleine Wohnzimmer, und es gab ihm einen Stich ins Herz, als er das widerwärtige, böse Geschrei eines Kindes aus der anstoßenden Kammer vernahm.

Maria Iwanowna entschuldigte sich und ging in die Kammer: er hörte, wie sie das Kind zu beruhigen suchte. Das Geschrei verstummte, und sie kehrte in das Zimmer zurück.

„Das ist ihr Kindchen, sie kommt sofort. Wer sind Sie eigentlich?“

„Ein Bekannter. Ich komme aber lieber später.“ Er schickte sich an zu gehen — so entsetzlich war es ihm, ihr Kommen abzuwarten, und so unmöglich schien ihm jede Unterredung mit ihr.

Er hatte kaum kehrt gemacht, als er auf der Treppe leichte, rasche Schritte vernahm und Lisas Stimme erkannte.

„Maria Iwanowna — hat er in meiner Abwesenheit nicht geschrien? Ich . . .“

Sie erblickte plötzlich den Vater. Das Päckchen, das sie in der Hand hielt, fiel zu Boden.

„Vater!“ schrie sie auf und blieb totenblaß und am ganzen Körper zitternd an der Tür stehen.

Er blickte sie an und rührte sich nicht vom Fleck. Sie war abgemagert, die Augen waren größer, die Nase spitzer geworden, die Hände waren dünn und knochig.

Er wußte nicht, was er sagen oder tun sollte. Er hatte alles vergessen, was er vorher über die ihm ange-tane Schmach gedacht hatte, und ein unsägliches Mit-leid erfaßte ihn, als er sie nun vor sich sah, so mager, in der ärmlichen, einfachen Kleidung, mit dem traurigen Gesicht und den flehenden Augen, die auf ihn gerichtet waren.

„Vater, vergib!“ sagte sie, sich ihm nähernd.

„Vergib du mir!“ rief er und schluchzte wie ein Kind, ihr Gesicht, ihre Hände küssend und sie mit seinen Tränen nehend.

Das Mitleid mit ihr hatte ihm die Augen über sich selbst geöffnet. Und als er sah, wie er in Wirklichkeit war, begriff er, wie groß seine Schuld, die sein Stolz, seine Kälte und sein Haß verursacht hatte, ihr gegen-über war. Und er war froh darüber, daß er sich schuldig fühlte und nichts zu verzeihen hatte, sondern selbst der Verzeihung bedurfte.

Sie führte ihn in ihre Kammer, erzählte ihm, wie sie lebte, zeigte ihm jedoch nicht das Kind und sprach nichts über die Vergangenheit, denn sie wußte, wie qualvoll das für ihn war. Er sagte ihr, daß sie sich anders einrichten müsse.

„Ja, wenn ich auf dem Lande leben könnte!“ sagte sie.

„Wir wollen das alles überlegen.“

Plötzlich begann im Nebenzimmer das Kind zu weinen. Sie öffnete die Augen weit und blieb, ohne den Blick vom Vater abzuwenden, unschlüssig sitzen.

„Geh, du mußt das Kind stillen,“ sagte Michail Iwanowitsch, offenbar mit sich selbst kämpfend, wäh-rend seine Stirn sich runzelte.

Sie erhob sich, und plötzlich kam ihr der wahnsinnige

Gedanke, dem, den sie so grenzenlos liebte, jenen zu zeigen, der ihr jetzt teurer war als alles auf der Welt. Doch bevor sie ihren Wunsch noch aussprach, blickte sie den Vater an. Würde er zornig werden oder nicht? Sein Gesicht drückte keinen Zorn, sondern nur tiefen Schmerz aus.

„Geh nur, geh!“ sagte er. „Nun, Gott sei Dank! Ich komme morgen wieder, und dann werden wir einen Entschluß fassen. Leb' wohl, mein Herz, leb' wohl“ — und wieder konnte er nur mit Mühe den aufsteigenden Knäuel im Halse zurückhalten.

Als Michail Swanowitsch zum Bruder zurückkehrte, fragte ihn Alexandra Dmitrijewna sogleich:

„Nun, was gibt es Neues?“

„Nichts.“

„Haben Sie sie gesehen?“ fragte sie, denn sie sah es ihm an, daß sich etwas ereignet hatte.

„Ja,“ entgegnete er rasch und brach plötzlich in Tränen aus. „Ach, ich bin dumm und alt geworden,“ sagte er, nach Fassung ringend.

„Nein — sondern klug, sehr klug!“

Michail Swanowitsch vergab der Tochter alles und überwand, um dies zu können, alle Furcht vor dem Gerede der Menschen. Er brachte die Tochter zu der Schwester seiner Schwägerin, die auf dem Lande wohnte, besuchte sie dort oft und liebte sie noch herzlicher als früher. Das Kind aber mied er und konnte ihm gegenüber das Gefühl des Abscheus und Ekels nicht unterdrücken. Und das war eine Quelle der Leiden für die Tochter.

Jasnaja Poljana, 15. November 1906.

Nach dem Balle

„Sie sagen, der Mensch könne nicht selbst unterscheiden, was gut und was böse ist, alles hänge vom Milieu ab, das ihn zu seinem Sklaven mache. Ich aber meine, daß alles vom Zufall abhängt. Ich will Ihnen einen Fall aus meinem Leben erzählen. . .“

So begann der von uns allen geschätzte Iwan Wassiljewitsch nach einem Gespräch, in dem die Frage erörtert worden war, ob zur persönlichen Vervollkommnung vorerst die Bedingungen verändert werden müßten, in denen die Menschen leben. Eigentlich hatte niemand von uns behauptet, man könne nicht selbst unterscheiden, was gut und was böse sei, aber Iwan Wassiljewitsch hatte schon einmal diese Gewohnheit, die ihm während des Gesprächs aufstoßenden Fragen so zu beantworten und im Anschluß daran irgendeine Episode aus seinem Leben zu erzählen. Oft vergaß er überhaupt den ursprünglichen Anlaß und begeisterte sich immer mehr für seine Erzählung, und er erzählte immer sehr aufrichtig und wahrheitsgetreu.

Das tat er denn auch dieses Mal.

„Ich will Ihnen etwas aus meinem Leben erzählen, das nicht infolge des Milieus, sondern aus einer ganz andern Ursache den Verlauf nahm, den es bisher gehabt hat.“

„Was für eine Ursache war das?“ fragten wir.

„Das ist eine lange Geschichte. Ich müßte viel erzählen, bis Sie alles begriffen hätten.“

„Erzählen Sie doch!“

Iwan Wassiljewitsch dachte ein Weilchen nach und nickte dann mit dem Kopfe.

„Ja,“ sagt er, „mein ganzes Leben hat infolge einer Nacht, oder vielmehr eines Morgens seine ganze Richtung geändert.“

„Was ist Ihnen denn da begegnet?“ fragte einer von uns.

„Ich war zu jener Zeit leidenschaftlich verliebt. Ich bin ja sehr oft verliebt gewesen, das war aber die stärkste Liebe, die ich je empfunden. Es ist schon lange her — sie hat jetzt schon verheiratete Töchter. Es war die B. . . ., ja, die Warenjka B. . . ., von der ich rede“ — Iwan Wassiljewitsch nannte ihren Namen. „Sie war noch mit fünfzig Jahren eine bemerkenswerte Schönheit, in ihrer Jugend aber, mit achtzehn, war sie einfach entzückend: hochgewachsen, schlank, grazios und so majestätisch — ja, gerade majestätisch. Sie hielt sich stets auffallend gerade, als könne sie gar nicht anders, wobei sie den Kopf ein wenig zurückwarf. Das verlieh ihr, bei ihrer Schönheit und ihrem hohen Wuchse, ungeachtet ihrer Magerheit einen königlichen Nimbus, der einschüchternd gewirkt hätte, wenn nicht das freundliche, ewig heitere Lächeln ihres Mundes und der herrlichen, strahlenden Augen und überhaupt ihrer ganzen lieb-reizenden, jugendlichen Gestalt gewesen wären.“

„Seht doch wie Iwan Wassiljewitsch sich begeistern kann!“

„Ja — und wenn ich mich auch noch so sehr begeistere, so kann ich sie Ihnen doch nicht so schildern, daß Sie sich vorstellen können, wie schön sie gewesen ist. — Doch nicht darauf kommt es an. Was ich hier erzählen will, geschah in den vierziger Jahren. Ich studierte damals an einer Universität in der Provinz. Ich weiß nicht, ob

das gut oder schlecht war: aber es gab damals an unserer Universität keine Birkel, keine Theorien, wir waren einfach jung und lebten, wie die Jugend eben lebt: wir studierten und amüsierten uns. Ich war ein frischer, fröhlicher Bursche, und zudem reich. Ich hatte einen flinken Paßgänger, fuhr mit den jungen Damen auf dem Schlitten bergab — das Schlittschuhlaufen war damals noch nicht in Mode — ich zechte mit den Kameraden: wir tranken nur Champagner; war kein Champagner da, dann tranken wir gar nichts, jedenfalls keinen Brantwein, wie es jetzt so üblich ist. Mein Hauptvergnügen aber waren die Abendgesellschaften und Bälle. Ich tanzte gut und sah auch nicht übel aus.

„Na, na, nur nicht zu bescheiden,“ unterbrach ihn eine Zuhörerin. „Wir kennen ja Ihr Daguerreotyp aus jener Zeit. Sie waren nicht nur nicht übel, sondern einfach ein schöner Mann.“

„Na, mir kann's recht sein, doch nicht darauf kommt's an. Es war gerade in der Zeit meiner heftigsten Liebe zu ihr, als ich, am letzten Tage der Butterwoche, beim Gouverneur, einem gutmütigen, reichen, gastfreundlichen alten Kammerherrn, zum Balle war. Die Gäste wurden von seiner Frau empfangen, die ebenso gutmütig war wie er selbst; sie trug ein Samtkleid und ein Diadem von Brillanten auf dem Kopfe, und ihre dekolletierten, vollen, weißen Schultern samt Büste erinnerten an das Porträt der Kaiserin Elisabeth. Der Ball war herrlich. Wir tanzten in einem schönen Saale mit Galerien, ein berühmtes Korps von leibeigenen Musikanten, das einem musikbegeisterten Gutsbesitzer gehörte, spielte uns auf, und ein üppiges Büfett nebst einem Meer von Champagner sorgte für unsere Stär-

lung. Obgleich ich den Champagner liebte, trank ich doch nicht, da ich schon von Liebe trunken war. Dafür tanzte ich bis zur Bewußtlosigkeit Walzer und Polka, und zwar, soweit es anging, immer mit Warenjka. Sie trug ein weißes Kleid mit einem rosa Gürtel, weiße Glacéhandschuhe, die nicht ganz bis an die mageren Ellenbogen reichten, und weiße Atlaschuhe. Die Masurka hatte mir der Ingenieur Anissimow, dieser abscheuliche Mensch, weggeschnappt — ich habe ihm das heute noch nicht verziehen; gleich nach ihrem Eintritt hatte er sie engagiert, während ich zum Friseur gefahren war, um mir Handschuhe zu besorgen, so daß ich leider zu spät kam. Ich tanzte daher die Masurka mit einer kleinen Deutschen, der ich früher einmal den Hof gemacht hatte, ich fürchte aber, daß ich an diesem Abend sehr unhöflich gegen sie gewesen bin; ich sah sie nicht an und sprach nicht mit ihr — ich sah nur die hohe, schlanke Gestalt in dem weißen Kleide mit dem rosa Gürtel, ihr leuchtendes, ein wenig gerötetes Gesicht mit den Grübchen in den Wangen und ihre zärtlichen, lieben Augen. Und nicht ich allein, auch alle übrigen Anwesenden schauten auf sie und liebkosten sie mit den Blicken — alle, Männer wie Frauen, obgleich sie alle andern in den Schatten stellte. Man konnte nicht anders als ihr gut sein.

Nach der Tanzordnung also tanzte ich die Masurka nicht mit ihr, in Wirklichkeit aber tanzte ich doch während der ganzen Zeit nur mit ihr. Sie kam ganz unbefangen durch den ganzen Saal auf mich zu, und ich sprang auf, ohne ihre Aufforderung abzuwarten, worauf sie mir durch ein Lächeln dafür dankte, daß ich im Erraten so geschickt war. Wenn man uns zu ihr führte und sie meine ‚Eigenschaft‘ nicht erriet, reichte sie zwar einem

ändern die Hand, zuckte jedoch mit den mageren Schultern und lächelte mir bedauernd und tröstend zu. Während der Walzerfiguren der Masurka tanzte ich lange mit ihr; sie atmete rasch, lächelte und bat mich: „Encore!“ — und ich walzte weiter mit ihr, ohne meinen Körper zu fühlen.“

„Na, na, wieso denn nicht? Wenn Sie ihre Taille umfingen, müssen Sie doch nicht nur Ihren eigenen Körper, sondern auch den Ihrer Tänzerin gefühlt haben,“ bemerkte einer der Anwesenden.

Iwan Wassiljewitsch errötete plötzlich und schrie fast zornig: „So seid ihr junges Volk von heute! Außer dem Körper habt ihr für nichts Augen. Zu unserer Zeit war das anders. Je heftiger ich verliebt war, desto körperloser erschien mir der Gegenstand meiner Liebe. Ihr seht jetzt die Füße, die Knöchel und so weiter, ihr entkleidet die Frauen, in die ihr verliebt seid, mir aber schien die Frau, die ich liebte, stets — um das Wort eines Schriftstellers der guten alten Zeit anzuwenden — mit einer Bronzerüstung gewappnet. Wir entkleideten sie nicht nur nicht, sondern suchten im Gegenteil, wie Noahs guter Sohn, ihre Blöße zu bedecken. Ach was, ihr versteht ja das gar nicht!“

„Hören Sie nicht auf ihn! Was war nun weiter?“ sagte jemand von uns.

„Na, also — ich tanzte mit ihr eifriger als mit allen andern und bemerkte gar nicht, wie die Zeit verstrich. Die müden Musikanten wiederholten bereits mit einer wahren Verzweiflung — Sie wissen, wie das am Ende eines Balles zu sein pflegt — immer dieselbe Masurka-melodie, die alten Herrschaften waren schon von den Kartentischen aufgestanden und warteten auf das Abendessen, und die Diener liefen geschäftig hin und

her. Es war um die dritte Morgenstunde. Man mußte die letzten Minuten ausnußen. Ich lud sie nochmals zum Tanz ein und walzte mit ihr wohl zum hundertsten Male durch den Saal.

„Die Quadrille nach dem Abendessen gehört also mir,“ sagte ich, sie zu ihrem Platz zurückführend.

„Selbstverständlich — wenn ich nicht schon nach Hause muß!“ entgegnete sie lächelnd.

„Ich erlaube das nicht!“

„Geben Sie mir doch meinen Fächer!“

„Ich möchte ihn am liebsten nicht zurückgeben“ — mit diesen Worten überreichte ich ihr den billigen weißen Fächer.

„Nehmen Sie das da, damit Sie sich nicht beklagen,“ sagte sie, riß eine kleine Feder vom Fächer los und reichte sie mir.

Ich nahm die Feder und konnte nur mit einem Blicke mein Entzücken und meinen Dank ausdrücken. Ich war nicht nur froh und zufrieden, ich war einfach glücklich, beseligt, gerührt; ich war nicht ich, sondern ein überirdisches Wesen, das nichts Böses kannte und zu allem Tun befähigt war. Ich schob die kleine Feder in meinen Handschuh und stand unbeweglich da, außerstande, mich von meiner Dame zu trennen.

„Sehen Sie doch, man fordert Papa zum Tanze auf!“ sagte sie, auf die hohe, stattliche Gestalt ihres Vaters, eines Obersten mit silbernen Epauletten, weisend, der mit einigen Damen in der Tür stand.

„Warenjka, kommen Sie doch her,“ ließ sich die laute Stimme der Gastgeberin mit dem Brillantendiadem und den Elisabethschultern vernehmen.

Warenjka ging nach der Tür hin, und ich folgte ihr.

„Reden Sie doch Ihrem Vater zu, ma chère, daß

er mit Ihnen tanzt! Ach, bitte, Peter Wladislawowitsch," wandte sich die Hausfrau an den Obersten.

Warenjkas Vater war ein ausnehmend schöner, stattlicher, frischer Greis. Sein Gesicht war sehr rot, mit einem weißen à la Nicolas I. frisierten Schnurrbart und einem ebenso weißen Backenbart, der bis an den Schnurrbart reichte, während das Haar an den Schläfen nach vorn gekämmt war. In seinen leuchtenden Augen und um die Lippen strahlte dasselbe frohe Lächeln wie bei der Tochter; sein Wuchs war imposant, mit einer breiten, militärisch vorgestreckten Brust, die mit einigen Orden geschmückt war, mit kräftigen Schultern und langen, wohlgeformten Beinen. Er war der richtige Regimentschef vom Typus der alten Offiziere aus der nikolaitischen Schule.

Als wir uns der Gruppe an der Tür näherten, hörten wir noch, wie der Oberst sich weigerte, da er das Tanzen verlernt habe. Er schnallte aber dennoch lächelnd den Degen ab, übergab ihn einem dienstfertigen jungen Manne, zog den Lederhandschuh über die rechte Hand — „es muß alles vorschriftsmäßig gehen," sagte er lächelnd — ergriff die Hand der Tochter und stellte sich mit ihr in Positur.

In dem Augenblick, als das Masurkamotiv einsetzte, stampfte er laut mit einem Fuße auf, hob den andern in die Luft, und seine hohe, volle Gestalt bewegte sich bald leicht und gleichmäßig, bald wuchtig und stürmisch, auf den Fußboden aufstampfend und die Füße aneinanderschlagend, durch den Saal. Warenjkas graziose Gestalt schwebte, die Schritte ihrer kleinen weißen Atlasfüßchen bald unmerklich hemmend, bald beschleunigend, um ihn herum. Der ganze Saal verfolgte jede Bewegung des tanzenden Paares. Ich

aber ergözte mich nicht nur daran, sondern schaute auf sie voll Rührung und Begeisterung. Ganz besonders rührten mich die durch Strippen festgehaltenen Stiefel des Obersten — gute, kalblederne Stiefel, jedoch nicht der Mode gemäß spitz zulaufend, sondern nach alter Art vorn viereckig und ohne Absätze, offenbar vom Bataillonschuster verfertigt. Um die geliebte Tochter elegant kleiden und in Gesellschaft ausführen zu können, kauft er sich keine modernen Stiefel, sondern trägt diese Hausmacherstiefel, dachte ich, und diese viereckigen Stiefeln rührten mich mehr als alles andere. Man sah, daß er früher einmal vortrefflich getanzt hatte, jetzt aber war seine Gestalt zu schwer, und die Beine waren nicht mehr elastisch genug, um alle diese hübschen und flotten Pas auszuführen. Er machte jedoch trotz alledem zwei Runden durch den Saal, und als er dann, die Beine flink ausspreizend und wieder vereinigend, ein wenig schwerfällig auf das eine Knie sank, während die Tochter lächelnd ihr Kleid, das er gestreift hatte, glatt strich und ihn leicht und grazios umkreiste, begann alles im Saale laut zu applaudieren. Er erhob sich mit einiger Mühe, umschlang zärtlich den Kopf der Tochter, küßte sie auf die Stirn und führte sie mir zu, in der Meinung, daß ich mit ihr tanze. Ich sagte ihm, ich sei nicht ihr Tänzer.

„Na, einerlei, tanzen Sie jetzt mal mit ihr,“ sagte er mit einem zärtlichen Lächeln, während er den Segen umschnallte.

Wie zuweilen nach dem ersten Tropfen der ganze Inhalt einer Flasche in großem Strahl hervorschießt, so löste jetzt die Liebe zu Warenjka die ganze in meiner Seele verborgene Liebeskraft aus. Ich umarmte und liebte in diesem Augenblick die ganze Welt. Ich liebte

die Hausfrau mit dem Diadem und den Elisabethschultern, ich liebte ihren Gatten, ihre Gäste, ihre Diener und sogar den Ingenieur Anissimow, der mit mir schmollte, und für Warenjkas Vater gar, den wackeren Oberst mit den zu Hause gefertigten Stiefeln und dem herzlichen, an die Tochter gemahnenden Lächeln, empfand ich ein Gefühl wahrer Zärtlichkeit und Begeisterung.

Die Masurka war zu Ende; die Gastgeber luden die Gäste zum Abendessen ein, der Oberst lehnte jedoch für seine Person mit der Begründung, daß er morgen früh aufstehen müsse, ab und empfahl sich. Ich fürchtete schon, daß auch sie mitgehen würde, doch sie blieb mit ihrer Mutter noch da. Nach dem Abendessen tanzte ich mit ihr die mir zugesagte Quadrille, und wenn ich mich schon vorher unendlich glücklich gefühlt hatte, so wuchs und wuchs doch mein Glücksempfinden immer mehr. Wir sprachen kein Wort über Liebe; ich fragte weder sie noch mich selbst, ob sie mich wohl liebe. Es genügte mir, daß ich sie liebte, und ich fürchtete nur, daß irgend etwas mein Glück stören könnte.

Als ich nach Hause kam, den Mantel abgelegt hatte und schlafen gehen wollte, sah ich, daß von Schlaf keine und Rede sein würde. Ich hielt die Feder von ihrem Fächer und den Handschuh in der Hand, den sie mir gegeben hatte, nachdem ich zuerst ihrer Mutter und dann ihr in den Wagen geholfen. Ich blickte auf diese Gegenstände und sah offenen Auges die Geliebte vor mir, wie sie bei der Herrenwahl meine „Eigenschaft“ erriet, wie sie mit ihrer lieben Stimme sagte: „Stolz, nicht wahr?“ und mir dann freudig die Hand reichte, oder wie sie beim Abendessen das Champagnerglas an die Lippen führte und mich dabei unter der Stirn hervor mit ihren

Augen liebteste. Am deutlichsten sah ich sie aber während des Tanzes mit ihrem Vater, als sie leicht und grazios neben ihm dahinschwebte und voll freudigen Stolzes auf die Zuschauer blickte, und ich umfing sie unwillkürlich beide mit einem einzigen Gefühle zärtlicher Rührung und Liebe.

Ich lebte zu jener Zeit mit meinem verstorbenen Bruder zusammen. Er machte sich nicht viel aus dem Verkehr in der vornehmen Welt und besuchte keine Bälle; er bereitete sich damals für das Kandidatenexamen vor und führte das regelmässigste Leben von der Welt. Er schlief. Ich blickte auf seinen in den Rissen vergrabenen Kopf, der zur Hälfte mit der Flanelldecke bedeckt war, und ein Gefühl liebevollen Mitleids mit ihm ergriff mich, weil er das Glück, das ich empfand, nicht kannte und nicht verspürte. Unser Diener Petruscha, einer unserer Leibeigenen, empfing mich mit dem Lichte in der Hand und wollte mir beim Auskleiden helfen, doch ich schickte ihn fort. Sein verschlafenes Gesicht mit dem wirren Haar erschien mir so rührend. Um ja keinen Lärm zu machen, ging ich ganz leise auf den Behen in mein Zimmer und setzte mich auf das Bett. Nein, ich war zu glücklich, ich konnte nicht schlafen. Überdies war es mir in den stark geheizten Zimmern auch zu heiß; ich ging ganz leise, so, wie ich war, in meiner Uniform, ins Vorzimmer, zog den Überzieher an, schloß die Thür auf und trat auf die Straße hinaus.

Ich hatte gegen fünf Uhr den Ball verlassen; inzwischen waren noch etwa zwei Stunden vergangen, so daß es in dem Augenblick, da ich auf die Straße trat, bereits tagte. Es war das rechte Karnevalswetter, die Luft war neblig, der Schnee schmolz auf den Straßen,

das Wasser tropfte von den Dächern. Die Familie des Obersten B. wohnte am Ende der Stadt, am Rande eines großen Feldes; an der einen Seite des Feldes lag die Promenade, an der andern das Mädcheninstitut. Ich durchschritt unsere leere Gasse und gelangte auf die Hauptstraße, wo mir bereits Passanten und holzbeladene Lastschlitten entgegenkamen, deren Rufen bis auf das Pflaster drangen. Und sowohl die Pferde, die die nassen Köpfe unter den glänzenden Krummhölzern gleichmäßig auf und ab bewegten, wie die in Matten gehüllten Fuhrleute, die in ihren ungeheuren Stiefeln neben den Schlitten her durch die Schneepfützen stampften, die Häuser an der Straße, die im Nebel größer und höher schienen — alles war mir so besonders lieb und wert.

Als ich bei dem Felde anlangte, an dem ihr Haus lag, bemerkte ich am Ende, in der Richtung nach der Promenade zu, etwas Großes, Schwarzes und vernahm von dort her Pfeifentöne und Trommelwirbel. In meiner Seele sang es den ganzen Morgen, und zuweilen vernahm ich deutlich die Melodie der Masurka. Das hier war aber eine ganz andere Musik — etwas Hartes und Böses lag in ihr.

„Was mag das nur sein?“ dachte ich und ging auf dem schlüpfrigen Wege, der über das Feld führte, diesen Tönen nach. Nach etwa hundert Schritten begann ich in dem Nebel viele schwarze Gestalten zu unterscheiden. Es waren offenbar Soldaten. „Sie exerzieren wahrscheinlich,“ dachte ich und trat zusammen mit einem Schmied, der in einem fettigen Halbpelz und einem Lederschurz vor mir herging und etwas in den Händen trug, noch näher heran. Zwei Reihen Soldaten in schwarzen Uniformröcken standen, Gewehr

bei Fuß, regungslos einander gegenüber. Hinter ihnen standen die Trommler und der Pfeifer und wiederholten in einem fort dieselbe unangenehme, schrille Melodie.

„Was ist hier los?“ fragte ich den Schmied, der neben mir stehen geblieben war.

„Man läßt einen Tataren wegen Fluchtversuchs Spießruten laufen,“ versetzte der Schmied grimmig, während sein Blick über die beiden Soldatenreihen hinschweifte.

Ich blickte nach derselben Richtung und sah zwischen den Reihen etwas Furchtbares, das näher und näher auf mich zukam. Es war ein bis zum Gürtel entblößter Mann, der an den Gewehren zweier Soldaten, die ihn führten, angebunden war. Neben ihm ging ein Offizier in Uniformmantel und Mütze, dessen hohe Gestalt mir bekannt vorkam. Am ganzen Körper zuckend und mit den Füßen durch die geschmolzenen Schneepfüßen schlurrend, kam der Gezüchtigte immer näher, während die Hiebe von beiden Seiten auf ihn niedersausten. Bald sank er nach hinten über — dann stießen die Unteroffiziere, die ihn an den Gewehren führten, ihn nach vorn; bald fiel er mit dem Gesicht nach vorn, und dann rissen die Unteroffiziere, um ihn am Fallen zu hindern, ihn nach hinten zurück. Und unablässig ging mit festem, elastischem Schritt der hochgewachsene Offizier neben dem Gezüchtigten her. Das war ihr Vater, der Oberst, mit seinem roten Gesicht und weißen Bart.

Bei jedem Schläge wandte der Gezüchtigte wie verwundert das schmerzverzerrte Gesicht nach der Richtung, woher der Schlag kam, und wiederholte, die weißen Zähne zeigend immerfort dieselben Worte. Ich verstand sie erst, als er ganz nahe herangekommen

war. Er sprach nicht, sondern schluchzte vielmehr: „Brüderchen, habt Erbarmen! Brüderchen, habt Erbarmen!“ Aber die Brüderchen hatten kein Erbarmen, und als der Zug ganz nahe herangekommen war, sah ich, wie der mir gegenüberstehende Soldat energisch einen Schritt vortrat, pfeifend den Stock erhob und ihn auf den Rücken des Tataren herabsausen ließ. Dieser sank zuckend nach vorn über, aber die Unteroffiziere hielten ihn fest, und ein ebensolcher Schlag sauste von der anderen Seite nieder, dann wieder von dieser, dann von jener . . . Der Oberst folgte auf dem Fuße; er blickte bald zu Boden, bald auf den Delinquenten, zog, seine Backen aufblasend, die Luft ein und stieß sie langsam durch die geöffneten Lippen wieder aus. Als der Zug an die Stelle herangekommen war, wo ich stand, schaute ich flüchtig zwischen den Reihen der Soldaten nach dem Rücken des Gezüchtigten. Ich sah etwas Buntes, Feuchtes, Rotes, Unnatürliches — ich konnte nicht glauben, daß dies der Körper eines Menschen sei.

„O, du himmlischer Vater!“ seufzte der Schmied neben mir.

Der Zug entfernte sich. Mit derselben Gleichmäßigkeit wie bisher fielen von beiden Seiten die Schläge auf den stolpernden und sich krümmenden Menschen, ebenso wie bisher wirbelten die Trommeln und schrillten die Pfeifen, und mit ebenso ruhigem, festem Schrittgang die hohe, stattliche Gestalt des Obersten neben dem Gezüchtigten her. Plötzlich machte der Oberst halt und trat schnell zu einem der Soldaten hin.

„Ich werde dich lehren!“ hörte ich seine zornige Stimme. „Wirst du wohl zuschlagen? Wirst du?“

Ich sah, wie er mit seiner kräftigen, in dem Lederhandschuh steckenden Hand den erschrockenen, kleinen,

schwächlichen Soldaten ins Gesicht schlug, weil er mit seinem Stocke nicht wuchtig genug auf den blutigen Rücken des Tataren losgeschlagen hatte.

„Frische Spießruten her!“ schrie er, wandte sich um und erblickte mich. Er tat, als ob er mich nicht kenne, runzelte grimmig die Stirne und wandte sich eilig ab. Ich empfand eine so heftige Scham, daß ich nicht wußte, wohin ich meinen Blick wenden sollte. Ich sah zu Boden, als wäre ich bei der schmachvollsten Tat ertappt worden, und beeilte mich, den Platz zu verlassen. Während des ganzen Heimweges klangen mir die Trommelwirbel und Pfeisentöne in den Ohren, ich hörte bald die Worte: „Brüderchen, habt Erbarmen!“ bald die selbstbewußte, zornige, schreiende Stimme des Obersten: „Wirfst du wohl zuschlagen? Wirfst du?“ Dabei empfand ich in meinem Innern eine Qual, die mir fast physische Übelkeit verursachte. Ich mußte mehrmals haltmachen, weil es mir schien, daß ich nach all dem Furchtbaren, dessen Zeuge ich soeben gewesen, erbrechen würde. Ich entsinne mich nicht mehr, wie ich nach Hause kam und mich niederlegte. Raum begann ich jedoch einzuschlafen, als ich plötzlich wieder alles sah und hörte und jäh emporfuhr.

„Offenbar weiß er etwas, das mir noch unbekannt ist,“ dachte ich mit Bezug auf den Obersten. „Wenn ich das wüßte, was er weiß, würde ich das, was ich sah, auch begreifen, und es würde mich nicht quälen.“ Aber so viel ich auch nachdachte, ich konnte nicht begreifen, was der Oberst eigentlich wissen könnte. Ich schlief erst am Abend ein, nachdem ich einen Freund aufgesucht und mich mit ihm bis zur Bewußtlosigkeit betrunken hatte.

Sie glauben nun wohl, daß ich schon damals das, was ich da gesehen, als etwas Böses erkannte? Reines-

wegs. Ich sagte mir vielmehr: „Wenn das mit einer solchen Sicherheit ausgeführt und von allen als notwendig anerkannt wurde, dann wußten sie offenbar irgend etwas, was mir unbekannt war,“ und ich bemühte mich, dieses Etwas in Erfahrung zu bringen. Aber so viel Mühe ich mir auch später noch gab, ich bin nicht dahinter gekommen. Erfuhr ich dieses Etwas nicht, dann konnte ich auch nicht in den Militärdienst eintreten, wie ich bis dahin beabsichtigt hatte. Ich habe denn auch weder beim Militär noch sonstwo gedient und bin, wie Sie sehen, zu nichts tauglich gewesen.“

„Nun, das wissen wir besser, ob Sie zu etwas tauglich waren oder nicht,“ bemerkte jemand von uns. „Sagen Sie lieber: wie viel Leute wären zu nichts tauglich gewesen, wenn wir Sie nicht gehabt hätten?“

„Ach, reden Sie keinen Unsinn,“ sagte Iwan Wassiljewitsch und wurde allen Ernstes ärgerlich.

„Nun, und was wurde aus Ihrer Liebe?“ fragten wir.

„Aus meiner Liebe? Ja, die schwand seit jenem Tage immer mehr und mehr. Wenn sie, was häufig vorkam, ein nachdenklich lächelndes Gesicht machte, mußte ich gleich an den Oberst und die Exekution denken, und mich überkam ein so peinliches Gefühl, daß ich immer seltener mit ihr zusammenzutreffen suchte. So erstarb denn diese Liebe nach und nach . . . Da sehen Sie, was für Dinge in der Welt geschehen, und was zuweilen das ganze Leben eines Menschen ändern und nach einer ganz andern Richtung lenken kann. Und da sagen Sie noch . . .“ schloß er seine Erzählung.

Jasnaja Poljana, 20. August 1903.

Alljoscha „der Topf“

Alljoscha war der jüngste Bruder. Er hatte den Zunamen „der Topf“ erhalten, weil er mit dem Milchtopf, mit dem ihn die Mutter zur Küsterfrau geschickt hatte, gestolpert war und ihn zerschlagen hatte. Die Mutter prügelte ihn dafür, und die Kinder begannen ihn mit dem Topfe zu necken. So blieb der Name „Alljoscha der Topf“ an ihm haften. Alljoscha war klein, mager, tölpelhaft; die Ohren standen ihm wie zwei Flügel vom Kopfe ab, und die Nase war ungewöhnlich groß. Die Kinder neckten ihn: „Alljoscha hat eine Nase wie eine Gurke.“ Das Dorf hatte eine Schule, aber das Lesen machte Alljoscha Mühe, und er hatte auch keine Zeit zum Lernen. Der ältere Bruder diente bei einem Kaufmann in der Stadt, und Alljoscha begann von klein auf dem Vater zu helfen. Er war sechs Jahre alt, als er schon mit den Mädchen zusammen die Schafe und Rühle auf die Weide trieb; als er größer wurde, hütete er Tag und Nacht die Pferde. Mit zwölf Jahren pflügte er das Feld und lenkte den Wagen. Viel Kraft besaß er nicht, aber die Handgriffe hatte er sich wohl angeeignet. Allezeit war er lustig und wohlgenut. Die Kinder verspotteten ihn, aber er schwieg oder lachte dazu. Wenn der Vater ihn schalt, schwieg er gleichfalls und hörte zu. Sobald dann das Geschimpfe zu Ende war, lächelte er und setzte unverzüglich seine Arbeit fort. Alljoscha war neunzehn Jahre alt, als sein Bruder zum Militär ausgehoben wurde. Der Vater bestimmte ihn statt seiner für die

Hausknechtsstelle beim Kaufmann. Aljoscha erhielt die alten Stiefel des Bruders, des Vaters Mütze und Wams und wurde in die Stadt gebracht. Er konnte sich nicht satt sehen an der Pracht seiner Kleider, der Kaufmann jedoch war mit seinem Aussehen unzufrieden. „Ich dachte,“ sprach er, Aljoscha musternnd, „du würdest mir an Semjons Stelle einen Menschen bringen, und du bringst mir solch einen Rognbuben her! Was soll ich mit ihm anfangen?“

„Er kann aber alles: anspannen, und fahren, wohin er soll, und arbeitet für sein Leben gern. Er sieht nur so mager aus, hat aber Kraft und ist vor allem willig und still.“

„Na, schon gut, ich will zusehen, was ich mit ihm anfangen. Laß ihn hier.“

So trat denn Aljoscha beim Kaufmann in Dienst.

Die Familie des Kaufmanns war nicht groß: sie bestand aus der Hausfrau, ihrer alten Mutter, dem ältesten verheirateten Sohne, der eine einfache Erziehung genossen hatte und dem Vater im Geschäfte half, und einem zweiten, gelehrten Sohne, der das Gymnasium beendet und die Universität besucht hatte, jedoch von dort fortgejagt worden war und jetzt zu Hause lebte; endlich war noch eine Tochter da, die das Gymnasium besuchte.

Anfangs gefiel Aljoscha nicht besonders — er war zu sehr Bauer: seine Kleider waren schlecht, er hatte keine Manieren, sagte zu allen „du“. Bald aber gewöhnte man sich an ihn. Er verrichtete seine Arbeit noch besser als sein Bruder und tat alles stumm und willig. Man übertrug ihm alle möglichen Arbeiten, und er verrichtete sie gern und rasch und ging ununterbrochen von einer Arbeit zur andern. Wie früher zu

Hause, so bürdete man jetzt auch beim Kaufmann Aljoscha alle Arbeiten auf. Je mehr er arbeitete, desto mehr Arbeiten wies man ihm zu. Die Hausfrau, die Tochter, die Söhne, der Kommiss, die Köchin — alle schickten ihn bald dahin, bald dorthin und packten ihm die verschiedenartigsten Arbeiten auf. In einem fort hieß es: „Lauf mal dorthin, Bruder!“ oder: „Aljoscha, tu das!“ — „Aljoscha, hast du das vergessen, wie?“ — „Sieh nur zu, Aljoscha, daß du nichts vergißt!“

Und Aljoscha lief hin und her, tat alles, was man ihm befahl, vergaß nichts, fand zu allem Zeit und lächelte fortwährend.

Des Bruders Stiefel hatte er bald zerrissen; der Wirt schalt ihn, daß er mit durchlöchernten Stiefeln und nackten Behen umherlief, und ließ auf dem Markte neue Stiefel für ihn kaufen. Die neuen Stiefel machten nun zwar Aljoscha Freude, aber die Füße waren die alten geblieben, und am Abend schmerzten sie von dem ewigen Herumlaufen, und er ärgerte sich über sie. Aljoscha fürchtete auch, daß der Vater, wenn er in die Stadt kam, um seinen Lohn abzuholen, darüber erboßt sein könnte, daß der Kaufmann die Stiefel von seinem Lohne angeschafft hatte.

Aljoscha stand im Winter vor Tagesanbruch auf, zerkleinerte Holz, fegte den Hof, fütterte und tränkte das Pferd und die Kuh. Dann heizte er den Ofen, putzte die Stiefel, stellte die Samoware auf und putzte sie, bis der Kommiss ihn rief, er solle die Warenballen wegtragen, oder die Köchin ihm befahl, den Teig zu kneten oder die Kasserollen zu scheuern. Dann schickte man ihn in die Stadt, bald mit einem Briefe, bald um die Tochter aus dem Gymnasium abzuholen oder Baumöl für die Alte zu holen. — „Wo warst du denn

so lange, verdammter Kerl?“ schrie ihn bald dieser, bald jener an. Warum sollte man auch selbst gehen? Alljoscha wird schon hinlaufen! „Alljoscha, he, Alljoscha!“ Und Alljoscha lief.

Er frühstückte im Gehen und fand selten Zeit, mit den andern zugleich zu Mittag zu essen. Die Köchin schimpfte ihn aus, weil er nicht zur rechten Zeit kam, er tat ihr aber doch leid, und sie hob stets für ihn etwas Warmes zu Mittag und zum Abend auf. In den Feiertagen, und zumal in den Tagen vor den Festen, war recht viel zu tun. Alljoscha freute sich jedoch auf die Feiertage, weil er dann Trinkgeld bekam. Es war zwar nicht viel, sechzig Kopeken vielleicht kamen zusammen, es war aber doch sein Geld. Seinen Lohn bekam er nicht einmal zu sehen. Der Vater kam in die Stadt, hob den Lohn beim Kaufmann ab und schalt Alljoscha nur aus, weil er die Stiefel so schnell zerissen hatte.

Als er von den Trinkgeldern zwei Rubel zusammengespargt hatte, kaufte er sich auf den Rat der Köchin eine gestrickte rote Jacke, und als er sie anzog, konnte er vor lauter Freude den Mund nicht schließen.

Alljoscha sprach wenig, und wenn er etwas sagte, tat er es halb zur Seite gekehrt, mit kurzen, knappen Worten. Befahl man ihm etwas, oder fragte man ihn, ob er dies oder jenes verstehe, so entgegnete er stets, ohne zu zögern: „Man muß alles verstehen,“ und machte sich sogleich an die Arbeit.

Gebete kannte er nicht; was die Mutter ihn gelehrt, hatte er vergessen. Dennoch betete er am Morgen wie am Abend — und zwar mit den Händen, indem er sich bekreuzte.

So hatte er anderthalb Jahre gelebt, als sich in der zweiten Hälfte des zweiten Jahres ein ungewöhnliches Ereignis in seinem Leben abspielte. Dieses Ereignis bestand darin, daß er zu seiner Verwunderung erfuhr, daß es zwischen den Menschen außer dem Abhängigkeitsverhältnis auch noch Beziehungen von ganz besonderer Art gab: Beziehungen, bei denen es nicht darauf ankam, dem andern die Stiefel zu putzen, oder ein Paket für ihn wegzutragen, oder den Wagen für ihn anzuspinnen, sondern Beziehungen, bei denen einer dem andern ganz aus eigenem Antrieb gefällig war und ihn freundlich behandelte — und daß auch er, Aljoscha, von einer solchen Behandlung nicht ausgeschlossen sei. Er sollte dies durch die Köchin erfahren. Ustinja war eine Waise, jung und ebenso arbeitsam wie Aljoscha, und Aljoscha sollte nun zum erstenmal empfinden, daß er — er selbst und nicht seine Dienstleistungen — einem andern Menschen teuer war. Als seine Mutter ihn bemitleidet hatte, fühlte er das nicht; es schien ihm, daß das so sein müsse, es war nicht anders, als wenn er selbst sich bemitleidet hätte. Nun sah er plötzlich, daß Ustinja, obschon sie ihm völlig fremd war, doch Mitgefühl für ihn empfand; sie ließ für ihn Grütze mit Butter im Topf, und wenn er aß, stützte sie das Kinn auf die Hand und sah ihn unverwandt an. Und blickte er dann auf, so lachte sie, und auch er begann zu lachen.

Das war so neu und seltsam, daß Aljoscha erschrak. Er hatte das Gefühl, daß ihn das hindern würde, so weiterzudienen, wie er bisher gedient hatte. Er war aber dennoch froh, und wenn er seine Hosen betrachtete, die von Ustinja geflickt worden waren, schüttelte er den Kopf und lächelte. Gar oft, während der Arbeit oder während einer Besorgung, dachte er an Ustinja

und sprach zu sich: „Ja, das ist ein Mädchen, die Ustinja!“

Ustinja half ihm, wo sie nur konnte, und er half ihr seinerseits. Sie erzählte ihm ihr Schicksal, wie sie eine Waise geworden, wie die Tante sie zu sich genommen und in die Stadt gebracht hatte, wie der Kaufmannssohn sie zu einer Dummheit hatte verleiten wollen, und wie sie ihn abgetrumpft hatte. Sie sprach sehr gern, und er hörte ihr gern zu. Er hatte davon gehört, daß es in der Stadt oft vorkomme, daß die dort arbeitenden Bauern sich mit den Köchinnen verheiraten. Einmal fragte ihn Ustinja, ob man ihn bald verheiraten würde. Er sagte, er wisse es nicht, er habe aber keine Lust, eine aus dem Dorfe zu nehmen.

„Hast dir wohl schon eine ausgesucht?“ fragte sie ihn.

„Ich würde dich gern heiraten. Willst du?“

„Sieh mal an — so ein Topf, und wie fein er das gesagt hat!“ rief sie, ihn mit dem Handtuch über den Rücken schlagend. „Warum soll ich nicht wollen?“

In der Butterwoche kam der Alte in die Stadt, um den Lohn abzuholen. Des Kaufmanns Frau hatte erfahren, daß Aljoscha die Absicht habe, Ustinja zu heiraten, was ihr ganz und gar nicht gefiel. „Sie wird schwanger werden, wird ein Kind kriegen, wozu taugt sie dann?“ Und sie sagte es ihrem Manne.

Der Kaufmann zahlte Aljoschas Vater den Lohn aus.

„Na, wie führt sich denn mein Junge auf?“ fragte der Bauer. „Ich sagte Ihnen ja, er ist willig und still.“

„Das ist er wohl, er will aber eine Dummheit be-

gehen. Er will die Köchin heiraten — aber verheiratete Leute werde ich nicht halten. Das taugt für uns nicht.“

„So ein Dummkopf, so ein Dummkopf! Was ihm da eingefallen ist!“ sagte der Vater. „Glaub das nur nicht, ich treib's ihm schon aus dem Kopfe.“

Als der Alte in die Küche kam, setzte er sich an den Tisch und wartete auf den Sohn. Aljoscha hatte Besorgungen zu machen und kam, ganz atemlos vom Laufen, zurück.

„Ich dachte doch, du führst dich hier anständig auf,“ sagte der Vater. „Was ist dir denn eingefallen?“

„Mir? Gar nichts!“

„Wieso nichts? Du willst ja heiraten! Wenn die Zeit kommt, werde ich dich verheiraten, und zwar mit einer, die ich dir ausuche, und nicht mit einer solchen Schlumpe aus der Stadt.“

Der Vater sprach noch lange auf ihn ein. Aljoscha stand da und seufzte. Als der Vater geendet hatte, lächelte Aljoscha.

„Wie du willst, ich kann's auch lassen,“ sagte er.

„Na, siehst du!“

Als der Vater fortgegangen war und er mit Ustinja allein blieb — sie hatte während des Gespräches hinter der Tür gehorcht — sagte er ihr: „Unsere Sache ist nicht zustande gekommen, hast du gehört? Er ist böse geworden, er verbietet es mir!“

Sie weinte still in ihre Schürze hinein.

Aljoscha schnalzte mit der Zunge.

„Ich muß ihm wohl gehorchen. Wir werden es wohl lassen müssen.“

Als die Kaufmannsfrau ihm am Abend befahl, die Fensterläden zu schließen, fragte sie ihn:

„Na, wollt ihr dem Vater gehorchen und euch die Dummheit aus dem Kopfe schlagen?“

„Gewiß doch,“ sagte Aljoscha. Er lächelte, brach aber gleich darauf in Tränen aus.

Aljoscha sprach fortan mit Ustinja nicht mehr von der Heirat und lebte ganz so wie früher. In der Fastenwoche schickte ihn der Kommiss auf's Dach, er solle den Schnee herunterschaukeln. Aljoscha stieg aufs Dach, reinigte es vom Schnee und begann, den an der Dachrinne angefrorenen Schnee abzukrazen. Dabei verlor er das Gleichgewicht und stürzte mit der Schaufel hinunter. Zu seinem Unglück fiel er nicht auf den Schnee im Hofe, sondern auf das eiserne Flurdach. Ustinja lief hinzu, und hinter ihr her die Tochter des Kaufmanns.

„Hast du dir Schaden getan, Aljoscha?“

„Wie soll ich mir denn Schaden tun? Es ist nichts.“

Er wollte aufstehen, vermochte es jedoch nicht und begann zu lächeln. Man trug ihn in die Portierstube. Der Feldscher kam, untersuchte ihn und fragte, wo es ihm weh tue.

„Überall tut es weh, aber das schadet nichts, wenn nur der Wirt nicht böse wird. Man muß wohl dem Vater eine Nachricht schicken.“

Aljoscha lag zwei Tage, und am dritten Tage holte man den Popen.

„Wie, mußt du wirklich sterben?“ fragte ihn Ustinja.

„Was denn sonst? Können wir denn ewig leben? Einmal kommt man eben dran,“ sagte Aljoscha rasch, wie immer. „Hab Dank, Ustinja, daß du Mitleid mit mir gehabt hast. Siehst du, es ist doch besser, daß man uns verboten hat zu heiraten. Jetzt wäre das Unglück da — und so ist alles in Ordnung.“

Als der Pöpe mit ihm betete, folgte er ihm nur mit den Händen und dem Herzen. In seinem Herzen aber lebte der Gedanke: Wenn hier alles gut war, wenn man folgsam war und niemand ein Leid antat, dann wird auch im Jenseits alles gut sein.

Er sprach nur wenig. Nur zu trinken verlangte er und staunte immerfort über irgend etwas.

Staunen lag auf seinem Gesichte, als er sich ausstreckte und starb.

28. Februar 1905.

Variante

des Schlusses von „Der Teufel“.

Er trat an den Tisch, nahm aus der Schublade seinen Revolver, sah ihn nach — ein Schuß fehlte darin — und steckte ihn in die Hosentasche.

„Mein Gott, was tu' ich nur?“ rief er plötzlich aus, faltete die Hände und begann zu beten. „Hilf mir, o Gott, errette mich! Du weißt, daß ich nichts Böses will, doch ich bin allein nicht imstande, mir zu helfen. Hilf mir!“ sprach er und bekreuzte sich vor dem Heiligenbilde. „Nein, ich bin wirklich nicht mehr Herr über mich selbst,“ dachte er dann bei sich — „ich will mir ein wenig Bewegung machen und alles überdenken.“

Er ging ins Vorzimmer, zog seinen kurzen Pelz und die Gummischuhe an und trat auf die Freitreppe hinaus. Unwillkürlich schlug er, am Garten vorüberschreitend, die Richtung nach dem Vorwerk ein. Dort war die Dreschmaschine noch im Gange, man hörte ihr Getöse und das Geschrei der jungen Burschen, die an ihr beschäftigt waren. Er begab sich dahin, wo die Weiber waren, und sein Blick fiel sogleich auf sie: sie harkte die Ähren zusammen, und als sie ihn erblickte, lachten ihre Augen. Munter und keck lief sie über die verstreuten Ähren hin, die sie flink und gewandt zusammenharkte. Eugen tat sich allen Zwang an, um nicht nach ihr hinzusehen, hielt es jedoch nicht aus und blickte zu ihr hinüber. Erst als sie aus seinem Gesichtskreise verschwand, kam er wieder zur Besinnung. Der Verwalter meldete ihm, daß man jetzt da-

bei sei, das Korn, das sich auf dem Felde gelagert hatte, zu Ende zu dreschen, was mehr Zeit und Mühe erfordere und geringere Erträge ergebe. Eugen trat an die Trommel heran, die von Zeit zu Zeit, wenn ein schlecht aufgemachtes Bund durch sie hindurchging, vernehmlich zu klappern begann, und fragte den Verwalter, wie viel von diesem gelagerten Korn vorhanden sei.

„So an die fünf Fuhren werden es sein.“

„Dann müßte man eigentlich . . .“ begann Eugen, vollendete jedoch den Satz nicht. Sie war ganz dicht an die Trommel herangetreten, unter der sie die verstreuten Ähren hervorhakte, und versengte ihn mit ihrem lachenden Blicke.

Dieser Blick sprach ihm von der fröhlichen, sorglosen Liebe, die zwischen ihnen bestand, und davon, daß sie wußte, wie sehr er sich nach ihr sehne, und wie er ihretwegen nach dem Heuschuppen gekommen sei. Er las in diesem Blick, daß sie, wie immer, bereit sei, mit ihm zu leben und vergnügt zu sein, ohne an irgendwelche Bedingungen oder Folgen zu denken. Er fühlte sich ganz in ihrer Gewalt und hatte nicht die Kraft, sich zu entfernen. Sein Gebet fiel ihm ein, und er versuchte, es zu wiederholen. Er sprach es vor sich hin, doch fühlte er sogleich, daß es zwecklos sei. Ein einziger Gedanke beschäftigte ihn ganz und gar: wie er ihr wohl, ohne daß die andern etwas merkten, ein Stell-dichein geben könnte.

„Was sollen wir tun, wenn wir hier fertig sind?“ fragte der Verwalter. „Sollen wir einen neuen Getreideschober vornehmen oder damit bis morgen warten?“

„Ja, ja . . .“ antwortete Eugen und ging unwillkürlich hinter ihr her nach der Stelle, nach der sie die ausgedroschenen Ähren brachte.

„Kann ich denn meiner selbst gar nicht mehr Herr werden?“ sprach er zu sich selbst. „Soll ich wirklich an dieser Geschichte zugrunde gehen? O Gott!.. Es gibt gar keinen Gott... Es gibt nur einen Teufel, und dieser Teufel — ist sie. Er hat mich unterjocht. Doch nein, ich leide es nicht, ich leid's nicht! Der Teufel... ja, der Teufel!..“

Er ging wieder zu ihr hin, zog den Revolver aus der Tasche und schoß sie ein-, zwei-, dreimal in den Rücken. Sie stürzte jäh davon und fiel auf den Ahrenhaufen nieder.

„O Gott, was ist denn? Ach, du lieber Gott!“ schrien die Weiber durcheinander.

„Es war kein Zufall, nein... ich habe sie absichtlich erschossen,“ rief Eugen. „Holt den Polizeikommissar!“

Er kam nach Hause und ging, ohne seiner Frau etwas zu sagen, in sein Kabinett, in dem er sich einschloß.

„Komm nicht zu mir herein,“ rief er seiner Frau durch die Tür zu — „du wirst alles erfahren.“

Nach einer Stunde klingelte er und sagte zu dem eintretenden Diener:

„Geh, erkundige dich, ob Stepanida noch am Leben ist.“

Der Diener wußte bereits alles und sagte, sie sei vor etwa einer Stunde gestorben.

„So — das ist gut. Laß mich allein, und melde es mir, wenn der Kommissar oder der Untersuchungsrichter eintrifft.“

Der Kommissar wie der Untersuchungsrichter langten beide erst am nächsten Morgen an, und Eugen wurde, nachdem er von seiner Frau und seinem

Töchterchen Abschied genommen, ins Gefängnis abgeführt.

Er kam vor das Gericht. Es war in der ersten Zeit nach der Einführung der Schwurgerichte. Man nahm an, daß er die That in einem Anfall von Geistesstörung begangen habe, und er wurde lediglich zu einer Kirchenbuße verurteilt. Neun Monate lang hatte er in Untersuchungshaft gesessen, dann mußte er noch einen Monat in einem Kloster absitzen.

Im Gefängnis bereits hatte er sich dem Trunke ergeben; im Kloster fuhr er fort, diesem Laster zu fröhnen, und als unverbesserlicher Alkoholiker kehrte er nach Hause zurück.

Die Uebersetzung besorgten August Scholz
und Alexander Stein. Titel und Einband
zeichnete Lucian Bernhard. Der Druck er-
folgte in der Spamer'schen Buchdruckerei
zu Leipzig.

